



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

3 3433 08241047 7

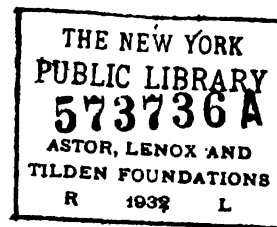
BAC
M. 1513
Digitized by Google

Meyer's Universum,
oder
Abbildung und Beschreibung
des
Sehenswerthesten und Merkwürdigsten
der
Natur und Kunst
auf der ganzen Erde.

Nehtzehnter Band.

Silbburghausen und New-York.
Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut.

1857.



NOV 21 1932
NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

MEYER'S UNIVERSUM

oder
die schönsten Ansichten der Erde

DER STILLEN PHILLOSOPHIE VORZUGSWEISE

jede geziert

mit

der bis zur Zeit

der

berühmtesten Künstler.



HINDU-TEMPEL ZU GHAZIPORE

ALSOHNEBELIEBTEN INHALT
die Lieferungen 205 bis 216 enthaltend.

Text von

J. Meyer,

Obst

des Bibliographischen Instituts.

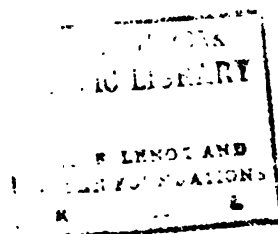
VERLAG VOM BIBLIOGRAPHISCHEN INSTITUT

Inhaltsverzeichnis

des achtzehnten Bandes.

48 Ansichten und Beschreibungen, nämlich:

	Seite		Seite
Die Straße über den Splügen (2 Ansichten).....	3	Richmond in Virginien.....	81
König Johann's I. Grabmal in Batalha.....	14	Goldgräbereien: a) Kalifornien.....	89
Das großherzogliche Schloß in Schwerin....	15	b) Konversationsaal zu Baden-Baden.....	91
Leon in Mittel-Amerika.....	21	Mississippi-Scenerie.....	92
Kastell und Moschee der Semiramis bei Wan.....	28	Das Innere des Kölner Doms.....	93
Die Fälle des Genessee bei Rochester.....	29	Schloß und Brücke von Pau.....	95
Schloß Leopoldskron bei Salzburg.....	31	Charleston.....	101
Burg und Bad Liebenstein.....	33	Die Propyläen in München.....	104
Das Grab der Maria.....	43	Die Industrieausstellungs-Krystallpa- läste von London, Newyork, Mün- chen und Paris.....	105
Ruinen von Babylon.....	44	Avignon.....	133
Schloß Willanow bei Warschau.....	46	Plasencia.....	139
Die Geburtsstätte des Heilandes.....	47	Honolulu.....	141
Der obere Mühel.....	52	Die Silberfaskade in den weißen Bergen.....	144
Neu-Braunfels in Texas.....	55	Burg Landsberg bei Meiningen.....	145
Der Mombles-Leuchthurm.....	58	San Antonio in Texas.....	149
Die neue Schrannehalle in München.....	59	Raffei's Maschinenfabrik bei München....	151
Monterey in Kalifornien.....	67	Kaskaskia in Illinois.....	156
Schloß Borgholm auf Deland.....	68	Great-Salt-Lake-City, die Mormonenstadt	157
Die Martinskirche zu Landshut.....	69	Die Marburg in der Rheinpfalz.....	166
Adrianopel.....	71	Die arktischen Gletscher.....	168
Burg und Stadt Caernarvon in Wales.....	76	Das viereckige Haus in Nismes.....	173
Der Hundskogel am Hintersee.....	79		
Alton in Illinois.....	80		





Die STRASSE über den SPLÜGEN

Aus d. Eisenart d. Hölz. in Hildesheim

Eisenart d. Hölz. in Hildesheim

Die Straße über den Splügen.

In des stolzen Mailands Mitte ist ein Berg zu des heiligen Grabes Ehren aufgethürmt aus weißem Marmor. Weißer Marmor sind die Stämme des Waldes, über welchen der Berg sich wie ein Himmel-wölbt. Aber durch dieses Himmelsgewölbe wachsen die Gipfel der Bäume hinaus, und hast Du den Berg erstiegen, so wandelst Du zwischen Tausenden von weißen Marmorblumen, marmorner Epheu rankt sich um hundert Ehrenbogen und Thore, marmorne Lauben winken an den kühlen Pfaden der hängenden Gärten des Bergs, und tausend marmorne Gestalten stehen und knien Gott zum Preise zwischen den Blumen und Ranken, in dem Gedste und Gezweige der Baumgipfel, bald versteckt in unnahbaren Winkeln, bald blüthentweiß im Dunkelblau des Aethers schwebend. Du bist stumm vor dem Wunder der Kunst des Menschengestirns und der Menschenhände, — bis Du des Berg-rückens Thurm erklimmen und von da rings in weiter Ferne den Kranz erschaut hast, den Kranz von Klauen und weißen Blumen, welchen der Schöpfer um den immergrünen Leppich herum gelegt hat, auf dem der weiße Marmorberg mit den Baumgipfeln über den enggereiheten Häuserfirken seiner Stadt emporragt. Die Blumen dieses Kranzes sind die Granitfelsen und Gletscherkronen, mit welchen Alpen und Appenninen die ewig blühende Ebene des Lombardenlands umschlingen. Vor diesem Rundbilde versichert in Dir das überwältigende Gefühl, mit dem die Pracht und selbst das widerwärtige, mit dem die Kunstvergeudung am Dombau allmählig Dich erfüllt; und endlich schwärmt Dein Auge nur noch in der Herrlichkeit der unermesslichen Niesenbergwelt, und Dein Herz zittert in Andacht vor dem Geiße der Allmacht, die den himmeltragenden Felsenkranz gewunden!

Die Alpen sind die Grenzwälle zwischen drei Nationen, die Mauern Italiens gegen Deutschland und Frankreich. Während sie aber winkend und lockend und Sehnsucht erregend vor dem Germanen standen, weil von dort Hügel hinter Hügel, Berge hinter Berge immer höher und höher bis zu den Felsenfirken und Gletscher-



Die STRASSE über den SPLÜGEN

Ans. J. Knechtel d. Bild. In der M. H. H. H.

Engraving d. Verleger

Die Straße über den Splügen.

In des stolzen Mailands Mitte ist ein Berg zu des heiligen Grabes Ehren aufgethürmt aus weißem Marmor. Weißer Marmor sind die Stämme des Waldes, über welchen der Berg fließt wie ein Himmel-wölbt. Aber durch dieses Himmelsgewölbe wachsen die Gipfel der Bäume hinaus, und hast Du den Berg erstiegen, so wandelst Du zwischen Tausenden von weißen Marmorblumen, marmorner Epheu rankt sich um hundert Ehrenbogen und Thore, marmorne Lauben winken an den kühlen Pfaden der hängenden Gärten des Bergs, und tausend marmorne Gestalten stehen und knien Gott zum Preise zwischen den Blumen und Ranken, in dem Gedste und Gezweige der Baumgipfel, bald versteckt in unnahbaren Winkeln, bald blüthentweiß im Dunkelblau des Aethers schwebend. Du bist stumm vor dem Wunder der Kunst des Menschengelstes und der Menschenhände, — bis Du des Berg-rückens Thurm erklimmen und von da rings in weiter Ferne den Kranz erschaut hast, den Kranz von Klauen und weißen Blumen, welchen der Schöpfer um den immergrünen Teppich herum gelegt hat, auf dem der weiße Marmorberg mit den Baumwipfeln über den enggereihten Häuserfirsten seiner Stadt emporragt. Die Blumen dieses Kranzes sind die Granitfelsen und Gletscherkronen, mit welchen Alpen und Appenninen die ewig blühende Ebene des Lombardenlands umschlingen. Vor diesem Rundbilde versichert in Dir das überwältigende Gefühl, mit dem die Pracht und selbst das widerwärtige, mit dem die Kunstvergeudung am Dombau allmählig Dich erfüllt; und endlich schwärmt Dein Auge nur noch in der Herrlichkeit der unermesslichen Niesenbergwelt, und Dein Herz zittert in Andacht vor dem Geiste der Allmacht, die den Himmeltragenden Felsenkranz gewunden!

Die Alpen sind die Grenzwälle zwischen drei Nationen, die Mauern Italiens gegen Deutschland und Frankreich. Während sie aber winkend und lockend und Sehnsucht erregend vor dem Germanen standen, weil von dort Hügel hinter Hügel, Berge hinter Berge immer höher und höher bis zu den Felsenfirsten und Gletscher-

Hörnern hinaufsteigen und ihr Anblick das Herz erhebt, bezaubert und entzückt, — traten sie dem Bewohner Italia's mit zurückschreckender Furchbarkeit entgegen; dort heben sich aus der wonnigen Ebene die starren Massen bis zur Gletscherhöhe empor, und wo sich ein Thal als Durchweg zu öffnen scheint, endet es in undurchbringlichen Schluchten oder vor unersteiglichen Abgründen. Es gehörte zu dem Entschluß, diesen Völkerburgwall zu durchbrechen, für die Söhne des Südens mehr Muth, als für die Männer des rauhen Nordens, denen die Schrecknisse der Bergwelt erst am Ende der Fahrt entgegen gähnten. Die römischen Adler trieb der Weltbesiegerübermuth zu dem kühnen Wagniß. Es gelang. Gedönet war das Thor, aber damit auch eröffnet der Kampf zwischen den Völkern Odins und Jupiters, und er dauerte fort, bis über beiden das Kreuz sich erhob. Auf denselben Pfaden, über welche die ersten Legionen zur Eroberung Germaniens zogen, drangen Gallier und Germanen siegreich ein, gossen frisches Blut in die Adern des entmarcten Volks und machten das Land zum Kampfsplatz für Jahrhunderte. Auf denselben Saumpfaden führten die deutschen Kaiser ihre Heere nach Welschland und steckten ihr Banner so tief in die Erde Oberitaliens, daß es noch jetzt darin fest steht.

Aus den Heerstraßen über die Alpen wurden Wege des Verkehrs zwischen den Völkern des Nordens und Südens. Die Kunststraßen der Römer hatten zwar nicht die Breite und Fahrbarkeit der jetzigen Alpenstraßen und boten noch Gefahren und Beschwerden genug, aber es waren doch Straßen. Nach ihrem Verfall bis in das siebzehnte Jahrhundert hinein führten nur Saumpfade über die Alpen. Noch Albrecht von Haller (+ 1777) konnte ausrufen: „Ueber die Alpen geht kein Rad!“ — Zwischen Haller und der Gegenwart steht Napoleon. Er baute fünf großartige neue und erweiterte die zwei einzigen damals vorhandenen Fahrstraßen. Nach seinem Fall nahm Oesterreich wieder Frankreichs Stelle in Italien ein und unternahm und vollendete, theils im Vereine mit Sardinien und der Schweiz, theils allein jene Straßenbauwerke, die unbestritten das Kühnste und Größte sind, was in dieser Art in irgend einer Zeit und in irgend einem Lande durch Menschenhand vollbracht worden ist. Gegenwärtig ist Oesterreich durch 10 Straßen und 6 Saumpfade, die Schweiz durch 11 Straßen, von denen jedoch 5 zum großen Theil Oesterreich mit angehören, und 6 Saumpfade, und Frankreich durch 8 Straßen, von welchen 2 wiederum zugleich schweizerisch-oesterreichische sind, und 4 Saumpfade mit Italien verbunden.

Eine der kühnsten und schönsten dieser 29 Alpenstraßen ist die über den Splügen, über welche der Leser heute im Geiste mit mir geht. Ich führe ihn gewissenhaft und genau, denn ihm zu Liebe bin ich selbst diese Straße zu Fuß und mit dem Skizzenbuche in der Hand gewandert. Folge mir der Leser mit Vertrauen, aber auch, wo er den Adlerflügel des großen Gründers dieses Werks in meinen Schilderungen vermißt, mit der Rücksicht und Milde, womit man ja allerwege die ersten Schritte von „Nachfolgern“ zu beurtheilen pflegt.

Zwischen Mailand und Chiavenna, deutsch Kläven, dem Schlüssel (clavis, chiave) zu den drei Alpenpässen über den Splügen, den Septimer und der Maloja, ist durch die Eisenbahn nach Como und die Dampfschiffahrt auf dem Comoscer die Entfernung sehr gemindert. Chiavenna ist die letzte lombardische Stadt auf diesem Wege nach Deutschland. Aus ihr schritt ich, das Ränzchen an der Seite, den Stod in der Faust, am Himmel die freundlichsie Herbstmorgensonne und den Allerheiligenfesttag im Kalender. Von den beiden Thälern der Glüsschen Mera und Lira, die bei Chiavenna mit brausendem Jubel ihre Zusammenkunft feiern, hatte ich dem letzteren zu folgen. In der Stadt und auf allen Bergkirchen läuteten die Glocken das Fest ein, das ich heute mitfeiern sollte zwischen den Gletscherfäulen des unermesslichen Alpentempels. Das Steigen beginnt gleich hinter Chiavenna. Von da an kommt das Auge nicht mehr zur Ruhe, ob es vortwärts oder rückwärts blicke. Lassen wir denn die wechselnden Bilder bei rüstigem Vortwärtschreiten an uns vorübergehen.

Die Lira bleibt uns stets zur Linken. Ihre zahlreichen Wasserfälle brausen bald fern in der Tiefe, bald sehen wir das prächtige Grün und Weiß der Fluth und des Schaumes zwischen den mächtigen Blöcken der Bergstürze neben uns dahin toben. Jetzt treten hohe Felswände links hervor, überragt von grünen Waldböhen, auf welchen vier Kirchlein mit ihren schlanken Thürmen und halbversteckte Häusergruppen sichtbar werden. Die Glockenlaute hallen auch von dort herab. Rechts rollt von hoher Felswand ein lustiges Wasser und blinkt prachtvoll in der Sonne. Jenseits der Lira beginnt hier ein wunderherrliches Naturspiel. Zwischen den walbigen Vorhügeln steht eine Reihe grauer Bergfelsköpfe in's Thal herein, mit jedem Schritt ein anderer, jeder Kopf mit anderer Haltung, bald hoch, bald gebückt, bald neugierig vorgebogen, bald rückwärts, bald seitwärts geneigt, kurz, so lebhaft, daß mir es endlich war, als hört' ich's in die Ohren, wie die sich zuraunten: Wo will das kleine Ding da unten hin? — Und nun sind wir im Jakobsthal, das uns mit frühlinggrünen Wiesenflächen in den Gründen und an den Hügeln begrüßt; die Kastanien, die bis jetzt in Reihen die Straße begleiteten, treten in Gruppen wie kleine Wälder zusammen, aber zugleich beginnen die mühsamen Schlangenwindungen der Straße das steiler werdende Gebirg aufwärts. — An den Mauern eines Kirchleins links lesen wir: Vicolo per Pedemonti und gehen dahinter an einer tiefen Felsenschlucht, in welcher ein Bach herabspringt, vorbei. Wir sind schon merklich höher gestiegen. Die Felsköpfe treten näher an das Thal, die grünen Bergwände sind bewohnt bis an die Felsengrenze und oft geschmückt mit Kirchlein und Kapellen. Die Häuser am Wege, alle nach italienischer Weise von Stein, sind oft halb Ruinen, oft an oder in Ruinen hineingebaut, oder zwischen die ungeheueren Felsblöcke, die jetzt immer häufiger den Weg einsäumen, so eingezwängt, daß man sie kaum davon unterscheiden kann. Eine Schaar Mädchen, im Feststaat, mit glänzenden Pfeilen im Haar, zieht singend vorüber. Wir sind bis zur achten Straßenwindung hinauf gekommen. Ein Rückblick zeigt uns die grüne und goldene Pracht des Herbst-

— — — — —
Hörnern hinaufsteigen und ihr Anblick das Herz erhebt, bezaubert und entzückt, — traten sie dem Bewohner Italia's mit zurcherschreckender Furchtbarkeit entgegen; dort heben sich aus der wonnigen Ebene die starren Massen bis zur Gletscherhöhe empor, und wo sich ein Thal als Durchweg zu öffnen scheint, endet es in undurchbringlichen Schluchten oder vor unersteiglichen Abgründen. Es gehörte zu dem Entschluß, diesen Völkerburgwall zu durchbrechen, für die Söhne des Südens mehr Muth, als für die Männer des rauhen Nordens, denen die Schrecknisse der Bergwelt erst am Ende der Fahrt entgegen gähnten. Die römischen Adler trieb der Weltbesiegerübermuth zu dem kühnen Wagniß. Es gelang. Gedöffnet war das Thor, aber damit auch eröffnet der Kampf zwischen den Völkern Odins und Jupiters, und er dauerte fort, bis über beiden das Kreuz sich erhob. Auf denselben Pfaden, über welche die ersten Legionen zur Eroberung Germaniens zogen, drangen Gallier und Germanen siegreich ein, gossen frisches Blut in die Adern des entmarkten Volks und machten das Land zum Kampfplatz für Jahrhunderte. Auf denselben Saumpfaden führten die deutschen Kaiser ihre Heere nach Welschland und steckten ihr Banner so tief in die Erde Oberitaliens, daß es noch jetzt darin fest steht.

Aus den Heerstraßen über die Alpen wurden Wege des Verkehrs zwischen den Völkern des Nordens und Südens. Die Kunststraßen der Römer hatten zwar nicht die Breite und Fahrbarkeit der jetzigen Alpenstraßen und boten noch Gefahren und Beschwerden genug, aber es waren doch Straßen. Nach ihrem Verfall bis in das siebenzehnte Jahrhundert hinein führten nur Saumpfade über die Alpen. Noch Albrecht von Haller (+ 1777) konnte ausrufen: „Ueber die Alpen geht kein Rad!“ — Zwischen Haller und der Gegenwart steht Napoleon. Er baute fünf großartige neue und erweiterte die zwei einzigen damals vorhandenen Fahrstraßen. Nach seinem Fall nahm Oesterreich wieder Frankreichs Stelle in Italien ein und unternahm und vollendete, theils im Vereine mit Sardinien und der Schweiz, theils allein jene Straßenbauwerke, die unbestritten das Kühnste und Größte sind, was in dieser Art in irgend einer Zeit und in irgend einem Lande durch Menschenhand vollbracht worden ist. Gegenwärtig ist Oesterreich durch 10 Straßen und 6 Saumpfade, die Schweiz durch 11 Straßen, von denen jedoch 5 zum großen Theil Oesterreich mit angehören, und 6 Saumpfade, und Frankreich durch 8 Straßen, von welchen 2 wiederum zugleich schweizerisch-oesterreichische sind, und 4 Saumpfade mit Italien verbunden.

Eine der kühnsten und schönsten dieser 29 Alpenstraßen ist die über den Splügen, über welche der Leser heute im Geiste mit mir geht. Ich führe ihn gewissenhaft und genau, denn ihm zu Liebe bin ich selbst diese Straße zu Fuß und mit dem Skizzenbuche in der Hand gewandert. Folge mir der Leser mit Vertrauen, aber auch, wo er den Adlerkiel des großen Gründers dieses Werks in meinen Schilderungen vermißt, mit der Rücksicht und Milde, womit man ja allerwege die ersten Schritte von „Nachfolgern“ zu beurtheilen pflegt.

Zwischen Mailand und Chiavenna, deutsch Kläven, dem Schlüssel (clavis, chiave) zu den drei Alpenpässen über den Splügen, den Septimer und der Maloja, ist durch die Eisenbahn nach Como und die Dampfschiffahrt auf dem Comoscer die Entfernung sehr gemindert. Chiavenna ist die letzte lombardische Stadt auf diesem Wege nach Deutschland. Aus ihr schritt ich, das Ränzchen an der Seite, den Stod in der Faust, am Himmel die freundlichste Herbstmorgensonne und den Allerheiligentag im Kalender. Von den beiden Thälern der Flüßchen Mera und Lira, die bei Chiavenna mit brausendem Jubel ihre Zusammenkunft feiern, hatte ich dem letzteren zu folgen. In der Stadt und auf allen Bergkirchen läuteten die Glocken das Fest ein, das ich heute mitfeiern sollte zwischen den Gletschersäulen des unermesslichen Alpentempels. Das Steigen beginnt gleich hinter Chiavenna. Von da an kommt das Auge nicht mehr zur Ruhe, ob es vorwärts oder rückwärts blickt. Lassen wir denn die wechselnden Bilder bei rastigem Vorwärtsschreiten an uns vorübergehen.

Die Lira bleibt uns stets zur Linken. Ihre zahlreichen Wasserfälle brausen bald fern in der Tiefe, bald sehen wir das prächtige Grün und Weiß der Fluth und des Schaumes zwischen den mächtigen Blöcken der Bergstürze neben uns dahin toben. Jetzt treten hohe Felswände links hervor, überragt von grünen Waldhöhen, auf welchen vier Kirchlein mit ihren schlanken Thürmen und halbversteckte Häusergruppen sichtbar werden. Die Glockenlaute hallen auch von dort herab. Rechts rollt von hoher Felswand ein lustiges Wasser und blinkt prachtvoll in der Sonne. Jenseits der Lira beginnt hier ein wunderherrliches Naturspiel. Zwischen den walbigen Vorkügeln steht eine Reihe grauer Bergfelsköpfe in's Thal herein, mit jedem Schritt ein anderer, jeder Kopf mit anderer Haltung, bald hoch, bald gebückt, bald neugierig vorgebogen, bald rückwärts, bald seitwärts geneigt, kurz, so lebhaft, daß mir es endlich war, als hör' ich's in die Ohren, wie die sich zuraunten: Wo will das kleine Ding da unten hin? — Und nun sind wir im Jakobsthal, das uns mit frühlingsgrünen Wiesenflächen in den Gründen und an den Hügeln begrüßt; die Kastanien, die bis jetzt in Reihen die Straße begleiteten, treten in Gruppen wie kleine Wälder zusammen, aber zugleich beginnen die mühsamen Schlangenwindungen der Straße das steiler werdende Gebirg aufwärts. — An den Mauern eines Kirchleins links lesen wir: Vicolo per Pedemonti und gehen dahinter an einer tiefen Felsenschlucht, in welcher ein Bach herabspringt, vorbei. Wir sind schon merklich höher gestiegen. Die Felsköpfe treten näher an das Thal, die grünen Bergwände sind bewohnt bis an die Felsengrenze und oft geschmückt mit Kirchlein und Kapellen. Die Häuser am Wege, alle nach italienischer Weise von Stein, sind oft halb Ruinen, oft an oder in Ruinen hineingebaut, oder zwischen die ungeheueren Felsblöcke, die jetzt immer häufiger den Weg einsäumen, so eingezwängt, daß man sie kaum davon unterscheiden kann. Eine Schaar Mädchen, im Feststaat, mit glänzenden Pfeilen im Haar, zieht singend vorüber. Wir sind bis zur achten Straßenwindung hinauf gekommen. Ein Rückblick zeigt uns die grüne und goldene Pracht des Herbst-

laubes, das Klang der Wasserfälle an den Felswänden und im Hintergrund übereinander geschobene Gletscherreihen in Einem Bilde. Das Felsenspalier zu beiden Seiten des Thals gewinnt mit jedem Schritt an Reichthum des Wechsels durch mächtige Vorsprünge, tiefe Einschnitte und den mannichfaltigsten Schmuck der Baumgruppen. Dazu sind die kühnen Mauern und Bogen, welche die Straße an den steilen Bergwänden dahin tragen, oft weithin sichtbar. Aber all unser Steigen hilft uns nichts, die Felswände folgen mit der Straße, stehen schmurgerade, ja überhängend da und strecken noch allerlei wunderhorrlich gestaltete Brocken, wie Häuse und Nasen, weit in die Luft hinaus. Die Häuser sind allenthalben mit dunklem Nadelholz oder gelbrothem Laubwald gekrönt.

Das Dorf S. Giacomo, welches dem ganzen Thal den Namen Val San Giacomo, Jakobsthal, gibt, und das nun schon eine Stunde weit hinter uns liegt, tritt bei einer neuen Wegwendung uns noch einmal vor die Augen und bietet nun, mit seinem gewaltigen Hintergrund ein großartigeres Bild, als in der Nähe. Jetzt erhebt sich rechts das Dorf S. Maria Gallivaggio. Der schlanke, weiße Kirchturm steht gerade vor einem himmelhohen, steilen grauen Felskoloss und erscheint so wie auf eine Riesenleinwand gemalt. Wir steigen weiter. Eine Kapelle zur Linken ist der Madonna, als der Beschützerin der Jungfrauen, gewidmet. — Die zehnte Straßenwindung leitet uns durch ein Felsenthor, das durch ein unumgängliches Querstück des Bergs gehauen ist. Dahinter führt eine lange Brücke über die Aira zu den jenseits im Thal zerstreuten Wohnungen. Eine Herde klettert zwischen dem Gestein. Um einen Felsblock herum schwingt sich die Straße auf hohen Mauern und Bogen am Berg und an der Aira hin; das Jakobsthal zeigt sich in seiner ganzen Tiefe, von den Gletscher- spitzen des Lambo überragt. Immer aufwärts in neuen Krümmungen der Straße. Rechts Steinhäusertrümmer, zwischen die Felsen hineingezwängte Häuschen, Alles Stein, Alles grau, ein eisernes Kreuz auf einem Felsstück. Nur die Reihen und Gruppen der Kastanien, die den ganzen Weg begleiteten, ihn mit Herbstlaub und süßen Früchten bestreuen, bringen buntes Leben in das graue Steinmeer zu beiden Seiten der Straße. Das lieblichste Leben höre ich da von Weitem. Eine Schaar Kinder springt lachend des Wegs her und ruft mir ihr fröhliches „Salute!“ entgegen.

Vor der dreizehnten Windung der Straße sagt uns der Höhenmesser links an einem Hause, daß wir uns 857 Meter über dem Meeresspiegel befinden. Eine Viertelstunde später erreichen wir, nachdem die Straße sich noch zweimal über die Trümmerhaufen der Bergstürze emporgearbeitet hat, abermals ein Dörfchen aus Steinblöcken und Steinhäusern von gleicher Größe durcheinander und Alles im dunklen Schatten eines Kastanienwaldchens. Bis hierher nahm die Vergauwanderung, von Chiavenna aus, drei Stunden in Anspruch. — Die Felsenreihen treten immer näher, das Thal wird zur Schlucht. Die Straße geht, auf mächtige Stöben

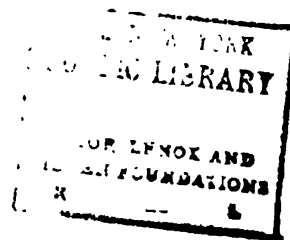
und Mauern gestemmt, am Abhänge immer höher und höher hinauf, die Eise tobt tief unten zwischen grauen Felsklüften und Häusern dahin, und geradeaus sperren die sich übereinander aufstapelnden Schneeristen und Gishörner des Val Boga das Thal. — Hier muß die Natur fürchterlich gehaust haben, um solche Felsblöcke übereinander zu werfen, wie sie rechts in aufgethürmten Terrassen die Straße begrenzen und links die Abhänge und das Thal bedecken. Eine Viertelstunde wandern wir in dieser trostlosen Umgebung dahin, dann tritt der Fels zur Rechten, der bis jetzt nur die langen Fäße des Berges Stazzo bis in das Thal vorgeschoben hatte, selbst so steil heraus, daß die Straße sich mehrer hundert Fuß über dem Bette der Eise durch den Felsen hindurch und an ihm hin bohren mußte. Hohe Seitenmauern trennen die Straße von dem Abgrund zur Linken, rechts ragt schwindelnd hoch der Fels empor. So gelangen wir zu einem zweiten Thor, vor welchem Steinbänke den Wanderer zur Ruhe und zum Besen der Inschrift einladen, die ihm gegenüber in die Granitwand eingehauen ist. Sie sagt uns, daß es Kaiser Franz war, der diesen Weg von Alben zum Rhein über den Rücken des Traversede habe bauen lassen, und zwar durch seinen Baumeister Karl Donegani.

Wir durchschreiten das Felsenthor und stehen vor einer rechts abliegenden langen düsternen Wegstrecke, die sich am Klüftenstrümmern hinzieht, kühl und öde. Aus einer der Hunderte von Höhlen und Klüften des Gesteins kommt eine zerlumpte, wild behaarte Gestalt hastig auf mich los, aber nur mit der Hast der Noth. Der arme Wanderer hat um un poco di tabacco. Ich gab ihm, und er empfahl mich dankbar dafür der Gnade der Madonna.

Von da an wird der Weg außerordentlich traurig, alles Leben entfernt sich von ihm. Nur hoch von den Abhängen hören wir das Geflingel einzelner Schafferden und tief unter uns erkennen wir einzelne Steinhütten zwischen den Gebirgsstrümmern; diese selbst aber zieren in mächtigen Blöcken von den verschiedenartigsten Säulen- und Pyramidenformen die Bergwände und die Thalschlucht. Eine Viertelstunde vergeht in tiefster Einsamkeit, bis wir wieder zu zwei Ortschaften gelangen, die durch eine kurze Wegstrecke von einander getrennt sind. Das Auge kann sich jedoch auch da an keinem lebensfreudigen Bilde laben. Der italienische Steinbau der Häuser läßt zu viel Spielraum für Ruinengestaltung; auch hier sehen wir bald zwischen den bewohnten Gebäuden leere Mauerreste und bald in Mauerresten bewohnte Hütten, an denen die Kleidersegen der Armuth im Winde flattern. Oberhalb des zweiten Orts grüßt uns rechts eine Kapelle; eine Brücke wölbt sich über einen von dort herabspringenden Bach. Erst in Campo dolcino regt sich wieder der Verkehr, in den Straßen des Fleckens ist's laut von geschäftigen Händen, Wagen werden auf- und abgeladen, der Fuhrmann füttert vor dem Gasthause und Leute mit wohlhabigeren Mienen blicken dem Reisenden nach. Ein campo dolcino, ein süßes Feld, scheint das breitere Thal mit seinen Hügellehnen besonders für die zahlreichen Schafferden zu sein; bald treten an die Stelle

der Kastanien hochragende Lannen an den Seiten der Straße, die nun wieder rechts am Bergabhäng aufwärts steigt. Im Thale zeugen noch viele Häuser- und Mauertrümmer von der Verheerung, die der Liro tormante, wie das Volk die Lira nennt, zu verschiedenen Zeiten und am schlimmsten im Jahre 1834 angerichtet hat.

Nach fünfstündigem Bergaufmarsch stehe ich endlich vor den Wunderwerken des Splügenstraßenbaues, die umringt sind von gleich großartigen Wundern der Natur. Hoch über mir auf ungeheurer Felsenburg erkenne ich die Fortsetzung des Wegs. In welchen Windungen muß da die Straße sich hinaufzwingen! Ich eile voll Neugier vorwärts, immer den Blick der Höhe zugewendet. Da — entzückendste Ueberraschung! — stürzt gegenüber unweit von dem höchsten Punkt der Straße bis in den Abgrund tief unter mir hinab, wie ein unaufhörliches Herabniedervallen glänzender, rauschender, aus Silberstaub gewobener Schleier, ein Bergstrom: es ist der 700 Fuß hohe Fall des gewaltigen Madesimo. — Der Anblick fesselt an die erste Stelle, wo das Auge ihn sieht, aber die in schwindelnde Höhe emporsteigende Straße winkt zu mächtig und verspricht ja, und die Pracht der Kataste von oben zu zeigen. Also — aufwärts! Und wahrlich, mit jedem Schritt steigt die Begeisterung für solch ein Riesentwerk der kleinen Menschenhand, für solch ein Werk des Wohls für Tausende! „Man glaubt hier den Finger eines Gottes vor sich zu sehen, der diesen Wegstreifen durch die Wildniß zog, und der hier den bedrohten Menschen vorsichtig Schritt vor Schritt mit Schutz und Hülfe umgab!“ Jede Windung der Straße (deren im Ganzen 10 sind) rückt nordwärts mit Dir bis zum Abgrund vor, aber gefahrlos für das schwerste Fuhrwerk und den raschesten Reiter führt der weite Bogen vorüber, trennt die Schutzmauer vom Absturz, und Mauer über Mauer, bald vom Fels getragen, bald von Gewölben gestützt, hebt sich die Bahn empor, und jede neue Terrasse zeigt Dir in der Tiefe das, was Du bestanden hast, und droben das, was Dich noch erwartet. Nach der sechsten Windung liegt das Jakobsthal nach Norden, wo es zur schauerlichen Schlucht einschrumpft, offen vor Dir bis zu den Schlünden des Cardinell, aus welchen die Lira hervorstürzt, und zutiefst im Thal, da wo kein menschliches Auge noch ein lebendes Wesen gesucht hätte, erkennst Du zerstreute Häusergruppen zwischen dem dunklen Grün und Grau des Grundes und der Felsen. Es ist das Dorf Isola. Immer an senkrechten Felsabstürzen hin erreichen wir die siebente Windung der Straße, und immer tragen hohe Bogen und Mauern gemeinschaftlich mit dem Fels die ungeheure Last. Jede neue Terrasse der Bahn zeigt uns jenseits des Jakobs-thals neue Granitrücken des Hochgebirgs und neue schimmernde Gletscherreihen. Warum soll ich es nicht gestehen, daß diese Eindrücke so betäubend auf mich einwirkten, daß ich mich oft ernstlich fragte: ist's denn wahr, daß Du das bist und Deine Augen, die das Alles sehen? — Am Ende der siebenten Biegung der Straße belehrt uns eine lateinische Inschrift in der Mauer, daß dieser Bau nach den Verwüstungen, die das Jahr 1834 über sie gebracht, unter der Regierung des Kaisers Ferdinand I. wieder hergestellt worden sei. Karl Donegani ist



DEUTSCHLAND



DIE SPLÜGEN - STRASSE

Als ein Vorzeichen der Neuzeit.

Eigentum d. Verleger

Digitized by Google

auch als dieses Ehrenvolles Meistert genannt. Die achte Windung bringt uns dem Sturz des Madesimo gegenüber; wir haben die ganze Tiefe seines Falls unter uns. Hier war es nicht mehr möglich, den Weg weiter aus dem Fels hinzuleiten, er mußte durchbrochen werden. So entstanden drei hochgewölbte Stollen, von welchen der erste uns dem Wasserfall noch näher führt; von da beschreiten wir die neunte Windung der Straße, kommen durch das zweite Felsenthor zur zehnten Windung und mit Hilfe dieser zum dritten Stollen, folgen einer Einbuchtung des Weges rechts in eine Felsenschlucht und betreten hierauf die erste der berühmten Galerien des Splügenstraße.

Diese Galerien sind zum Schutz der Straße gegen die zerstörenden Wirkungen der Lawinen gebaut. Sie bestehen aus festem Quadersteingemäuer, das sich so dicht an den Berg anschließt, daß es mit ihm rein verwachsen erscheint und daß die Bedachung der Gewölbe nur eine Fortsetzung des Bergabhanges bildet. Unsere Stahlplatte zeigt dies vortrefflich. Die von der Höhe selbst mit der furchtbarsten Gewalt herabstürzenden Lawinen und Felsbrocken rutschen und rollen über das schräge Dach hinweg jenseits in den Abgrund. Gegen die Abgrundsseite ist das Gemäuer durch sehr starke Pfeiler gestützt und mit schiefsschartenartigen Dicht- und Pustlöchern versehen. Im Winter, wo diese Löcher sich mit Eis und Schnee voll setzen, werden die Galerien durch Laternen erhellt. Uebrigens gelten die Galerien des Splügen für die längsten, die je auf Bergstraßen erbaut worden sind.

Die erste Galerie, die durch einen Durchbruch in der Mitte in zwei Hälften getheilt ist, mag ungefähr 200 Schritte lang sein. Am Ausgang rechts sagt uns eine Höhentafel, daß wir 1400 metri sul livello del mare stehen. Hier braust unter einer starken Brücke der Madesimo vorüber und eilt wenige Schritte links seinem ungeheuren Sturze zu. Jenseits der Brücke führen zwei Seitenmauern zu einer Art Kanzel neben dem Wasserfall hinaus; hier kann ihn das Auge in seiner ganzen Pracht bis in den Abgrund übersehen. Dieser Standpunkt gehört nicht zu den Plätzchen, wo man sich gemüthlich niederläßt, sondern zu den grausenstregenden Dingen, die auf diesem Wege die Seele des Menschen durchschauern.

Wir kommen nun, noch immer steigend, zu dem armen Dorfe Pianazzo. Die Leute saßen feiertagstroph vor den Thüren, und die Kinder spielten „auf der Gasse.“ Hinter dem Dorfe windet sich die Straße abermals in großem Bogen aufwärts, führt uns wieder vor bis an den Rand des Abgrunds der Cardinellschlucht, noch einmal sehen wir Isola in seinem Felsengrabe liegen, wenden uns mit dem Wege und erblicken zwei scheinbar auf einander gebaute Galerien. Der Irrthum löst sich, nachdem wir eine neue mächtige Straßenwindung betreten haben. Wir überschreiten auf einer stattlichen Brücke eine tiefe Schlucht und stehen vor der ersten der beiden unten gesehenen Galerien. Sie ist 1530 Fuß lang. Noch eine Krümmung der Bahn, und wir durchwandern die andere von 642 Fuß Länge. Hinter derselben bringt uns ein Rückblick das Bild vor Augen, welches der Gegen-

stand unseres ersten Aufblicks ist, das Bild von dem Wege, der von der großen Straße und von Pinna nach Ivrea hinab führt. Beide Galerien schälen gegen den Gletscher des Vallblanca. Noch einmal folgen wir der Straße in weitem Bogen aufwärts und fernern die erste Casa Cantoniera kamen. Diese Cantonieren's sind Zuflucht- und Rettungshäuser für Wanderer und Gefährte, die ein Unwetter oder ein Unglück erreicht hat. Es sind dies sehr stark gebaute kasernenartige Häuser, denen man anseht, daß sie sturmfest sein müssen gegen die Angriffe der feindlichen Naturgewalten der Berge. Ihre gewöhnlichen Bewohner sind die Straßenarbeiter; doch findet man in den großen Cantoniera's vollkommen wirthschaftliche Einrichtung für Menschen und Thiere.

Hier haben wir eine Höhe von 1654 Metri erreicht. Oberhalb dieser Cantoniera kommen wir zur vierten Galerie. Sie ist 700 Fuß lang und 15 Fuß hoch und dient zum Schutz gegen die Lawinen des Buffalorogletschers. —

Von da bis zur nächsten Cantoniera, die 1770 Metri (also über 5600 Fuß) hoch liegt, ist die Aufsteigung gelind, der Weg selbst, die Umgebung, die nächste, wie die entferntere, entsetzlich traurig. Die totale Dede, die vollkommene Ausgestorbenheit, die uns hier umgibt, beengt und durchfröstelt das Herz! Nichts als Gestein rings umher, kein lebendes Wesen stundenlang, zerfallene Steinhütten als die einzigen Spuren des Menschen, ringsum der Himmel begrenzt mit Schnee- und Eisbergen, rechts die Schneemäntel so tief herabwallend, daß ich bisweilen auf den Gipfeln und Schleißen herumtrete, jenseits zur Linken, der jetzt schon mit undurchdringlicher Nacht bedeckte Abgrund des Carbinello und über ihm die bleichen Gletscherhörner und Schneewände, und vor mir keine andere Ansicht, als in der Nähe die von Eisflächen umgebene Straße und in der Ferne breite Schneebedeckte Felsrücken, — dazu die empfindliche Kälte des Spätherbstes auf dieser Höhe, der Kontrast zwischen dem Morgen in der grünen Landschaft der Weinreben, der Feigen- und Granatbäume und dem nahenden Abend zwischen Felsen, kahlen Bergwänden und dem Glimern von Wäldern des tiefsten Winters, das Alles macht hier das Gefühl des Alleinseins drückend, da legt sich „die Hand der Ewigkeit Dir auf das Herz.“ Ungewohnt, romantisch-schauerlichen Eindrücken auf die Länge mich hinzugeben, überlieferte ich mich in seliger Kindheitsverinnerlichung einer Art Apathie, freute mich der unerwartet bescherten Eisfläche und glühte und rutschte so lange darauf hin, bis ich mich mutterseelenallein in dieser grausen Umgebung selbst auslachte. Endlich sehe ich auf einem Bergabhäng zur Rechten die Paar Häuser des Weilers Lerginatre. Jetzt neigt sich die Straße gelinde abwärts. Da räumt ein starker Bach uns quer über den Weg. Es ist die Lira, die wir hier wieder sehen, in der Nähe ihrer Geburtsstätte. Eine Brücke, Colmarettabrücke genannt, führt über sie. Hier ist die Stelle, wo der alte Saumpfad, der Lira folgend, durch die Schlucht des Carbinello hinab auf dem kürzesten Wege nach Ivrea führt und wo die einzige Verbindung mit dem Jakobsthal, Chiavenna und überhaupt Italien vom Splügen aus war, ehe oben an

den Engländern hin die Straße lief, auf der wir bisher gekommen sind. Durch diesen Mühlbach gegen die Hüfte der Kaiser wie die Laßhöhe der Kanfente Jahrhunderte lang, und gerade hier wüthten die Bauern am furchtbarsten, hier vertrieben Tausende in den Schlünden, hier kramten Geiseln umher; hat doch noch vor 25 Jahren der Marschall Madsen, der eine französische Heerabtheilung unter Schneegestöber und Sturm da hinführte, ein starkes Contingent dazu gestellt!

Wir betreten nun einen eben Bergkessel, sehen am Ende desselben eine Häusergruppe und dahinter zwischen mächtigen Gletscherpyramiden einen Berg, dessen Wand mit bekannten Zickzacklinien und dessen Rücken mit Schnee bedeckt ist. Der Bergkessel war einst bewaldet, jetzt dient er zahlreichen bergamäcker Schafen in guter Jahreszeit zur Weide. Die Häusergruppe enthält eine österreichische Dogona und ein Wirthshaus. Vor jener wandte sich ein Grenzsoldat an mich mit der europäischen Konversationseinleitung: „Signor, molto bel tempo!“ — Vor diesem aber hörte ich wieder seit langer Zeit die ersten deutschen Laute aus Volksmund, und wie wohl thaten sie! „Wollet der Herr mitfahren nach Splüge?“ klang die freundliche Frage. — Ich brückte dem Burschen meinen Beifall durch einen großen „Gnzian“ aus, und vorwärts ging's zu den Zickzacklinien der letzten Höhe des Splügens.

Mein Fuhrmann war ein richtiger Alpensohn; er freute sich, daß wir den Abend erreicht hätten nach einem so schönen Tag. Ich verstand seinen Wink, mein Auge folgte seinem Finger, nach der ersten Windung der Straße, die uns den Blick nach Osten öffnete und einen Rückblick nach Süden verstattete. Die Krägen der Schneemäntel waren roth geworden, die Gletscherhäupter prangten in purpurner Pracht, die Herrlichkeit des Alpenglühens entfaltete sich vor mir, ein großer Lohn für mein beharrliches Herauffsteigen den ganzen Tag. Aber beschreiben läßt sich dieses Bild aus Feuer und Schnee und Glühfahnen so wenig als malen: nur zerstückeln läßt es sich; aber wie sieht das Ganze aus, das aus solchen Stücken wieder zusammengesetzt wird? — Die Gletscher vor uns gehören dem Soretto. Unwillkürlich folgt man der purpurnen Höhenreihe zurück nach der durchmessenen Bahn. Man möchte seine hohen Nachbarn des Tags im Abendschmucke sehen. Es glüht auch dort, fern und immer ferner verglimmen die rothen Schultern und Häupter. Da trifft unser Auge im Weitergehen auf ein langes schwarzes Grab, und auf dem Rand des Grabes zur Rechten sitzen in langen weißen Hemden die Riesenleichen mit den fahlen bläulichen Gesichtern, am dichtesten zusammengedrängt bei der Gruft des Cardinell, die eine Halle dieses Riesengrabes ist: die Schneewände und Gletscher des Val Boga und S. Giacomo, die gen Morgen blicken und die ihren Schmuck uns am Tage im Glanz der Sonne zeigten. Die Straße biegt jetzt ganz nach Westen um und vor uns thront der König dieser Leichenschaar, der Lambo. Und wie der Weg sich windet, wechselt das Bild, bald Leuchten, bald Leichen. Je höher, desto herrlicher, und desto durchdringender der kalte Athem der Berge; die

Über des Wagens Hintern im Schnee. Zur Linken wacht uns das letzte österreichische Rettungshaus, ausgestattet mit einem Glockenthurm. Bei Nebel und Schneegestöber muß hier von Zeit zu Zeit die Stimme der Glocke rufen und warnen, damit die Menschen auf der Straße sich zurecht finden, wenn sie die hohen Stangen nicht mehr sehen können, die des Wegs entlang aufgesteckt sind. Jenseits der Cantoniera, aber noch von keinem Auge entdeckt, zieht quer über die Straße die Grenzlinie zwischen dem lombardisch-venetianischen Königreich und der helvetischen Republik. Jetzt steht zur Rechten der begleitete Soretto in vollem Ornat. Aber die Zeit, welche auch die Höchsten endlich ihres Glanzes beraubt, eilt mit der Sonne davon. Auch wir eilen. Die Schneewand zu beiden Seiten der Straße wird immer höher, die Luft immer schärfer. Endlich ist der Gipfel des Splügen erreicht, wir stehen 8450 Fuß über dem Meere. Noch einen Blick nach Italien hinüber, es glüht dort noch, rascher rennen die Pferde und plötzlich umfängt uns stockfinstere Nacht. Die große Galerie dieser Hochstraße hat uns aufgenommen. Wir kommen nicht mehr an das Tageslicht, auch wenn wir die Galerie verlassen haben. Die Sonne ist fort mit dem letzten Leuchtchen. Neben uns strecken links die Cornella, rechts der Soretto sich zur Nachtruhe aus; ihre ungeheueren Glieder reichen tief hinab unter die Decke der Nacht. Zwischen beiden senkt sich die Straße und läuft dem Oberhäuslibache nach, eilt noch einmal unter einer Galerie hinweg, und nachdem sie in sechzehn Windungen dreimal über den Bach gesprungen ist und den Grund und Menschenwohnungen begrüßt hat, naht sie sich mit feierlicher Sehnsucht einer bedeckten Brücke, darunter es urkräftig donnert und tobt. Was ist das?

„Was jauchzt in mir die Lust so laut empor?
Ja, ich erkenne dich, du schöner Knabe,
Du wilder Bub' der Berge, Heldenkind
In deiner Riesenschwiege, Rhein! o Rhein!“

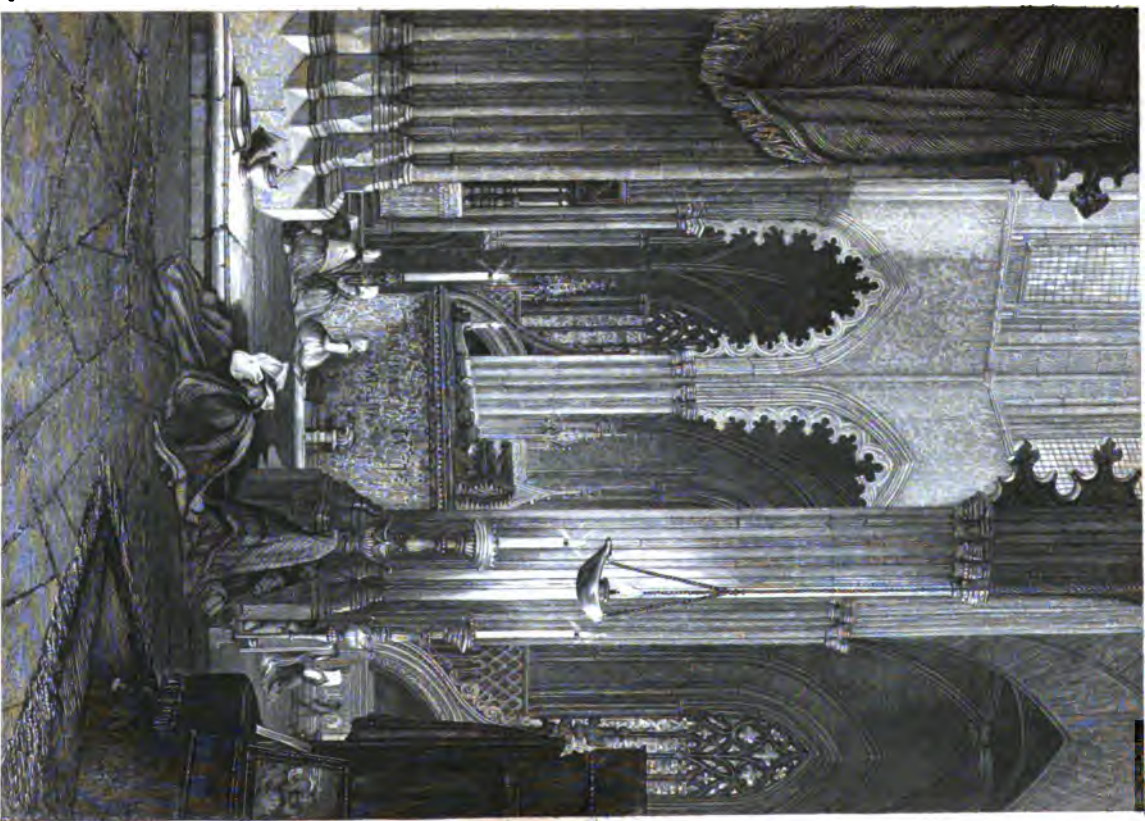
Wir sind zur Stelle, das Dorf Splügen liegt vor uns, der Berg Splügen sammt der Splügenstraße hinter uns. Von Splügen aus gehen Wege nach vier Richtungen: drei Straßen und ein Saumweg. Denn neben der Splügenstraße beginnt hier auch die prachtvolle Alpenstraße über den Bernhardin, dem jungen Rhein entgegen; beide aber sind für Deutschland und die Schweiz erst zugänglich gemacht worden durch die großartigen Bauten dem Hinterrhein entlang bis nach Thusis und von da zur Hauptstadt Graubündtens. Der Saumweg führt von Splügen über den Savierberg in das Savierthal. — Wir dürfen jedoch die Wiegenstätte des Rheins nicht verlassen, ohne vorher von einem Vorhügel des Splügenbergs aus in das Rheinwaldthal, in das ich den Leser in dunkler Nacht geführt habe, unter dem Scheine der Morgensonne zu blicken.

Da liegt das Thal mit seiner Smaragdschnur, dem grünen schäumenden Rhein. Zur Linken läuft unsere Straße von Gestern schon wieder den Berg hinan. Jenseits derselben erhebt sich der Stokentwald mit dem Horn.

Dahinter steigt, einer Domkuppel ähnlich, der Tuferrüll (Cornella) empor und senkt den Fuß hinunter bis zum Rhein. Auf ihn legt sich, wie zur Ruhe ausgestreckt, das spitze Mittagshorn. Hinter diesem glänzt aus sechsstündiger Entfernung der Rheinwaldgletscher hervor und zwischen beide stemmt das Spizhorn von der andern Seite des Rheins den Fuß. Uns gegenüber dehnen sich das Stozalpenhorn und der mächtige Kalkberg, zu deren Füßen sich das rege Berg- und Postdorf Splügen schmiegt. Von da sehen wir nach Westen den alten Weg und die neue Straße zum Bernhardin ausgehen, während auch nach Osten die alte Straße in's Schamsferthal oberhalb der neuen Straße nach Chur ihre besondere Richtung einschlägt. Alle diese Berge sind bis zum Gürtel bewaldet, auf den Schultern und Häuption mit Schnee und Gletschereis bedeckt. Dort drüben, wo die alte Schamsferstraße in den Wald einbiegt, liegen die Trümmer eines alten Schlosses: das ist die erste Ritterburg des Rheinstroms! Rechts, diesseits des Rheins, blicken wir auf die Felskolosse der Rofflenstraße. Weiter geht unser Rundblick nicht, aber wir werden auf dieser Straße weiter gehen, werden dem Rhein folgen auf seinem gewagten Gang über die hundert Stürze bei den Rofflen, uns mit ihm freuen im lachenden Schamsferthal, und noch einmal wird es uns eiskalt durchschauern vor seinem furchtbaren Schicksal im unergründlichen Felsenspalst der Biamala und vor seinem Racheschnauben im verlorenen Loch. Aber nicht heute, sondern ein andermal.

König Johann's 1. Grabmal in Batalha.

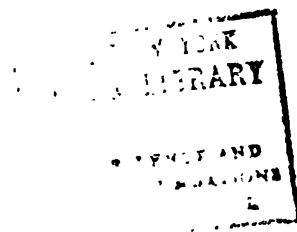
Das portugiesische Kloster Batalha ist ein architektonisches Prachtstück, an welchem das Auge der Künstler sich hoch fort und fort erquicket und das für Pinsel und Stift immer dankbare Vorwürfe bietet. Namentlich sind es die Interioren der Kirche, welche den Freund germanisch-maurischer Bauformen hier fesseln und von welchen das Univerſum schon früher (Band IX, Seite 13) eine Probe gebracht hat. Heute führen wir unsere Leser zu dem Grabmal des Königs Johann, den sein Volk und die Geschichte mit dem Beinamen des Großen und des Vaters des Vaterlandes beehrt hat. Er ist des Klosters Gründer; die Gründung geschah in Folge eines Gelübdes vor der Schlacht von Aljubarotta, am 14. August 1385. — Johann's Grabmal erhebt sich in einem von der Kirche unabhängigen Gebäude, welches mit acht Bogen und Thürmchen einen durchbrochenen Hauptthurm umgibt. In der Mitte dieses Bau's ruht Johann neben seiner Gemahlin, und in vier Nischen stehen längs der Wand die Grabmäler seiner jüngeren Söhne, darunter das Heinrichs des Seefahrers. Letzteres ist noch nicht wieder geöffnet worden, sonst würden die Portugiesen der Gegenwart wissen, daß der große Mann sich im Grab umgedreht hat über das Unglück seiner Heimath zu Lande und über den Jammer, daß seines Portugals Name vom Ruhm der Meere verschwunden ist.

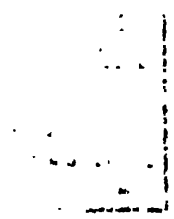


GRANDE ÉGLISE DE SEVILLE.

Don Juan de Herrera, architecte de l'église.

Don Juan de Herrera, architecte de l'église.







DAS GROSSHERZOGL. SCHLOSS IN SCHWERIN

Aus d. Kunstanst. d. Königl. Inst. in Hildesb.

Verantw. der Verleger

Digitized by Google

Das großherzogliche Schloß in Schwerin.

Die stolze Burg der Obotriten, die Seefeste der mächtigen Wendenkönige, einst ein Bollwerk des slavischen Heidenthums gegen die germanischen Kreuzritter, durch Spaten, Schwert und Hammer der Jahrhunderte umgewandelt in eines der prächtigsten deutschen Fürstenschlösser, eben so ausgezeichnet durch den Reiz der Lage wie durch die Großartigkeit des Baues, es steht vor uns in einem Bilde voll malerischer Anmuth.

Die Schlösser deutscher Fürstenthümer von älterem Fundamente haben für die Gegenwart eine doppelte Bedeutung, eine landesgeschichtliche und eine kunstgeschichtliche. — Beide Bedeutungen sind an sich klar und bedürfen keines Beweises. Von den Häuptern der Völker gingen die Bewegungen aus, welche bis in die fernsten deutschen Zeiten zurück die großen Körpermassen der Völker in der Geschichte uns lebendig, kräfteregend, zielstrebig zeigen, ob im Schaffen oder im Streiten, ob es ein Kampf der Häupter gegen einander oder der Massen gegen ein Haupt war. Je ferner der Gegenwart, je weniger Licht fällt auf die großen Völkerkörper, bis in der fernsten Zeit die Häupter allein über den dunklen Massen vom Strahl der Geschichte erhellt sind und wie leuchtende Weggäulen die Stelle bezeichnen, wo wir die Völker im Weltgang des Schicksals zu suchen haben. Und selbst in näheren Tagen, als die Rathhäuser der Hanse Schloßhöhe erreichten und die Dome der freien Reichsstädte alle Schloßkirchen und Burkapellen überragten, war es wieder der Kampf mit den Häuptern der Nachbarkörper, der diese fort und fort zu jener Lichthöhe der Geschichte erhebt, in deren Widerstrahl wir die Regungen der Masse erkennen. Es ist aber natürlich, daß da, wo die Häupter wohnten, auch die Geschichtsgruppen aus dem Leben der Völker am engsten beisammen stehen, und darin liegt der eigenthümliche Werth, den solche Wohnungen aus aller Zeit in den Augen der Völker haben; darin liegt der Zauber, der das Herz eines Volks sogar an eine Ruine fesseln kann. — Für die Kunstgeschichte stehen solche Bauwerke als Dokumente da für die Bildungsstufe der Zeit oder der Geister, denen sie ihre Entstehung verdanken oder vorwerfen; es sind die unverfälschten und untrüglichen Ehren diplome oder Armuthszeugnisse derselben.

Das Schloß von Schwerin bietet die besondere Eigenthümlichkeit, daß die Glanzzeit seines landesgeschichtlichen Interesses längst vorüber ist, ehe das kunstgeschichtliche beginnt. Jene sehen wir im Anfang und auf der Höhe des Mittelalters, diese springt vom Ende desselben mit wenigen Sätzen sogleich zur Gegenwart herein.

Wie wir den stattlichsten Bau der Mecklenburger vor uns sehen, ist er ein Werk, das im sechzehnten Jahrhundert begonnen und in unseren Tagen vollendet wurde. Nur der Grund, der Burgwall, auf dem das Schloß steht, zeigt noch die Machts Spuren der Obotritenkönige. Von diesen ist Mistizlaw der erste, als dessen Feste (Castrum Zuerin) Schwerin genannt wird; beide Namen erscheinen als einzelne Lichtpunkte in der Dämmerung des elften Jahrhunderts. Erst in der Mitte des zwölften Jahrhunderts tritt mit dem Wendenkönig Niklot die Burg in den Zusammenhang der Geschichte. Sie war der stärkste Schutzwall dieses heidnischen Helden gegen die deutschen Ritter, die mit dem Schwerte für das Kreuz fochten. Der Kampf für die alten Götter war nirgends blutiger, als hier, wo die Völker mit dem alten Glauben ihre alte Freiheit und Unabhängigkeit von den deutschen Herrschern vertheidigten. Die pariser Bartholomäusnacht und die sicilianische Vesper hatten in den Marken der Ostsee längst ihr Vorspiel, das an Gräßlichkeit der Würgescenen beide übertrifft. Nach jeder Unterwerfung rissen die unbändigen Slaven sich von Neuem los, jede Grausamkeit der Sieger schärfte die Waffen der Empörung, und in König Niklot erreichte der Haß gegen das Christenthum seine Spitze. Da begann der Sachsenherzog Heinrich der Löwe seine Kreuzzüge gegen die wendischen Heiden. Niklot ließ seine Burgwälle erhöhen und befestigen, vor allen die von Schwerin. Nach sechzehnjährigem Kampfe und nachdem er, der Uebermacht Schritt vor Schritt weichend, seine Burgen Schwerin, Mecklenburg, Dobin und Illow niedergebrannt hatte, fand er vor seiner letzten Feste, Werle, den Heldentod, im Jahre 1161. Damit brach die letzte Säule des Widerstandes; im Lande war längst ein großer Theil der Bevölkerung ausgerottet und der Rest geflohen oder unterjocht. Heinrich der Löwe war Herr. Er baute die Burg Schwerin wieder auf und gab sie sammt einem Theile des Obotritenlandes dem tapferen braunschweigischen Ritter Gunzelin von Hagen im Jahre 1166 als Grafschaft zu Lehen. Zugleich ward Gunzelin des Löwen Statthalter im Wendenlande. In diese Zeit fällt die Gründung der Stadt Schwerin, in welche schon 1167 der Bischofssitz von Mecklenburg verlegt wurde. Die Grafen von Schwerin blieben im Besiz der, jedenfalls nach deutscher Weise wiederhergestellten Burg fast zweihundert Jahre. Gunzelins nächster Nachfolger, der kühne Graf Heinrich, nahm Theil an einem Kreuzzug in's Morgenland, machte nach seiner Heimkehr durch seinen vernichtenden Sieg über König Waldemar der Dänenherrschaft an Deutschlands Küsten ein Ende und verschönerte und bereicherte Schwerin und die Burg durch Stiftungen und Bauten, von denen — keine Spur mehr vorhanden ist.

Dagegen grünt Niklots, des Heidenhelden, Stamm noch heute. Selbst ein Heinrich der Löwe war nicht stark genug gewesen, des Slavenvolkes Kraft vollständig zu brechen. Er hatte durch versöhnende Thaten den Trotz beugen, er hatte Niklots Sohn, Pribislaw, erst mit einem Theil und endlich mit dem ganzen Erbe seines Vaters belehnen müssen. Pribislaw ward, mit Beseitigung der wendischen Königswürde, der erste Fürst von

Mecklenburg; er trat 1170 als Pribislaw II. in die Reihe der deutschen Fürsten ein, bekannte sich zum christlichen Glauben, erhielt sogar die Tochter Heinrichs des Edlen zur Frau und ist der erste christliche Anführer der Regentenfamilie, die noch jetzt in Mecklenburg das Scepter führt. Derjenige seiner Nachkommen, welcher der erste Herzog von Mecklenburg heißt, Albrecht, brachte die Grafschaft Schwerin an sein Haus zurück, verlegte die Residenz von Wismar nach Schwerin und machte das alte Grafenschloß zum ersten Fürstensitz des Landes, dies Alles um das Jahr 1359.

Fast um anderthalb hundert Jahre später beginnt die Baugeschichte der noch jetzt stehenden Ueberreste des alten Schloßes; von allen Bauten aus den Zeiten der Wenden-Könige, der Schweriner Grafen und der ersten mecklenburger Herzöge bis gegen das Jahr 1500 ist längst jede Spur verschwunden. — Sogar die geschichtlichen Nachweise über Ausdehnung, Art und Weise der früheren Bauten sind spärlich; was wir hierüber wie über die spätere Baugeschichte Ausführliches und Zuverlässiges besitzen, verdanken wir dem fleißig forschenden Archivar Risch in Schwerin, dem wir getrost folgen dürfen.

Nach unserem Gewährsmann unterliegt es keinem Zweifel, daß das jetzige Schloß genau die Stelle der alten obotritischen Königsburg einnimmt. Die Wenden, sagt er, welche Ziegel und Kalk nicht kannten, suchten nicht hinter festen Mauern Schutz, sondern fanden ihre Befestigung in tiefen Morästen oder in Seen, in denen sie Burgwälle, gleich Inseln, aufschütten ließen, deren einziger schmaler Zugang vom Lande her durch persönliche Tapferkeit vertheidigt ward. Mitunter wählten sie auch kleine, nahe am Ufer liegende Inseln in großen Seen zur Aufschüttung ihrer Burgwälle. Die Burg Schwerin war nach beiden Grundsätzen aufgebaut. Sie liegt auf einer kleinen Insel zwischen dem großen Schweriner und dem Burg-See. Die obotritischen Burgwallbauten gaben der ursprünglich niedrigen und flachen Insel ihre schöne terrassenförmige Erhebung. Wie der abbrennbare Theil jener ältesten Burgen beschaffen war, weiß man nicht; ebenso wenig, ob schon Graf Gunzelin mit deutschen Baumeistern den Ziegelbau in Mecklenburg eingeführt habe. Sogar von den Gebäuden, welche Herzog Magnus II., an der Grenze des Mittelalters, um 1500, vollendete, sind jetzt in dem Mauerwerke nur noch Ueberreste vorhanden. Man setzte im Mittelalter die Schloßer aus einzelnen selbstständigen Bauten zusammen, von denen bald dieser, bald jener nach Noth oder Bedürfniß erneuert wurde, so daß von einem ganz neuen Schloßbau erst die Rede seyn konnte, als eine entschiedene Hand den Plan einer Um- und Neugestaltung der gesammten Burgbaulichkeiten ergriff. Dies that Herzog Johann Albrecht I. (1547, † 1576) und gilt daher als der eigentliche Erbauer des Schweriner Schloßes, welches bis zu dem gegenwärtigen Neubau stand.

Der eigenthümliche Styl, den jene Bauten tragen, ist der der Renaissance, angewendet mit Rücksicht auf das in Mecklenburg allein herrschende Baumaterial, die gebrannten Thonziegel. Als Muster dieses Stils gilt

Wie wir den stattlichsten Bau der Mecklenburger vor uns sehen, ist er ein Werk, das im sechzehnten Jahrhundert begonnen und in unseren Tagen vollendet wurde. Nur der Grund, der Burgwall, auf dem das Schloß steht, zeigt noch die Machts Spuren der Obotritenkönige. Von diesen ist Mistizlaw der erste, als dessen Feste (Castrum Zuerin) Schwerin genannt wird; beide Namen erscheinen als einzelne Lichtpunkte in der Dämmerung des elften Jahrhunderts. Erst in der Mitte des zwölften Jahrhunderts tritt mit dem Wendenkönig Miklot die Burg in den Zusammenhang der Geschichte. Sie war der stärkste Schutzwall dieses heidnischen Heiden gegen die deutschen Ritter, die mit dem Schwerte für das Kreuz fochten. Der Kampf für die alten Götter war nirgends blutiger, als hier, wo die Völker mit dem alten Glauben ihre alte Freiheit und Unabhängigkeit von den deutschen Herrschern vertheidigten. Die pariser Bartholomäusnacht und die sicilianische Vesper hatten in den Marken der Ostsee längst ihr Vorspiel, das an Gräßlichkeit der Würgescenen beide übertrifft. Nach jeder Unterwerfung rissen die unbändigen Slaven sich von Neuem los, jede Grausamkeit der Sieger schärfte die Waffen der Empörung, und in König Miklot erreichte der Haß gegen das Christenthum seine Spitze. Da begann der Sachsenherzog Heinrich der Löwe seine Kreuzzüge gegen die wendischen Heiden. Miklot ließ seine Burgwälle erhöhen und befestigen, vor allen die von Schwerin. Nach sechzehnjährigem Kampfe und nachdem er, der Uebermacht Schritt vor Schritt weichend, seine Burgen Schwerin, Mecklenburg, Dobin und Illow niedergebrannt hatte, fand er vor seiner letzten Feste, Werle, den Heldentod, im Jahre 1161. Damit brach die letzte Säule des Widerstandes; im Lande war längst ein großer Theil der Bevölkerung ausgerottet und der Rest geflohen oder unterjocht. Heinrich der Löwe war Herr. Er baute die Burg Schwerin wieder auf und gab sie sammt einem Theile des Obotritenlandes dem tapferen braunschweigischen Ritter Gunzelin von Hagen im Jahre 1166 als Grafschaft zu Lehen. Zugleich ward Gunzelin des Löwen Statthalter im Wendenlande. In diese Zeit fällt die Gründung der Stadt Schwerin, in welche schon 1167 der Bischofssitz von Mecklenburg verlegt wurde. Die Grafen von Schwerin blieben im Besitze der, jedenfalls nach deutscher Weise wiederhergestellten Burg fast zweihundert Jahre. Gunzelins nächster Nachfolger, der kühne Graf Heinrich, nahm Theil an einem Kreuzzug in's Morgenland, machte nach seiner Heimkehr durch seinen vernichtenden Sieg über König Waldemar der Dänenherrschaft an Deutschlands Küsten ein Ende und verschönerte und bereicherte Schwerin und die Burg durch Stiftungen und Bauten, von denen — keine Spur mehr vorhanden ist.

Dagegen grünt Miklots, des Heidenhelden, Stamm noch heute. Selbst ein Heinrich der Löwe war nicht stark genug gewesen, des Slavenvolkes Kraft vollständig zu brechen. Er hatte durch versöhnende Thaten den Trotz beugen, er hatte Miklots Sohn, Pribislaw, erst mit einem Theil und endlich mit dem ganzen Erbe seines Vaters belehnen müssen. Pribislaw ward, mit Beseitigung der wendischen Königswürde, der erste Fürst von

Mecklenburg; er trat 1170 als Pribislaw II. in die Reihe der deutschen Fürsten ein, bekannte sich zum christlichen Glauben, erhielt sogar die Tochter Heinrichs des Löwen zur Frau und ist der erste christliche Annherr der Regentenfamilie, die noch jetzt in Mecklenburg das Scepter führt. Derjenige seiner Nachkommen, welcher der erste Herzog von Mecklenburg heißt, Albrecht, brachte die Grafschaft Schwerin an sein Haus zurück, verlegte die Residenz von Wismar nach Schwerin und machte das alte Grafenschloß zum ersten Fürstensitz des Landes, dies Alles um das Jahr 1359.

Fast um anderthalb hundert Jahre später beginnt die Baugeschichte der noch jetzt stehenden Ueberreste des alten Schlosses; von allen Bauten aus den Zeiten der Wenden-Könige, der Schweriner Grafen und der ersten mecklenburger Herzoge bis gegen das Jahr 1500 ist längst jede Spur verschwunden. — Sogar die geschichtlichen Nachweise über Ausdehnung, Art und Weise der früheren Bauten sind spärlich; was wir hierüber wie über die spätere Baugeschichte Ausführliches und Zuverlässiges besitzen, verdanken wir dem fleißig forschenden Archivar Risch in Schwerin, dem wir getrost folgen dürfen.

Nach unserem Gewährsmann unterliegt es keinem Zweifel, daß das jetzige Schloß genau die Stelle der alten obotritischen Königsburg einnimmt. Die Wenden, sagt er, welche Ziegel und Kalk nicht kannten, suchten nicht hinter festen Mauern Schutz, sondern fanden ihre Befestigung in tiefen Mordästen oder in Seen, in denen sie Burgwälle, gleich Inseln, aufschütteten ließen, deren einziger schmaler Zugang vom Lande her durch persönliche Tapferkeit vertheidigt ward. Mitunter wählten sie auch kleine, nahe am Ufer liegende Inseln in großen Seen zur Aufschüttung ihrer Burgwälle. Die Burg Schwerin war nach beiden Grundsätzen aufgebaut. Sie liegt auf einer kleinen Insel zwischen dem großen schweriner und dem Burg-See. Die obotritischen Burgwallbauten gaben der ursprünglich niedrigen und flachen Insel ihre schöne terrassenförmige Erhebung. Wie der abbrennbare Theil jener ältesten Burgen beschaffen war, weiß man nicht; ebenso wenig, ob schon Graf Gunzelin mit deutschen Baumeistern den Ziegelbau in Mecklenburg eingeführt habe. Sogar von den Gebäuden, welche Herzog Magnus II., an der Grenze des Mittelalters, um 1500, vollendete, sind jetzt in dem Mauerwerke nur noch Ueberreste vorhanden. Man setzte im Mittelalter die Schloßher aus einzelnen selbstständigen Bauten zusammen, von denen bald dieser, bald jener nach Noth oder Bedürfniß erneuert wurde, so daß von einem ganz neuen Schloßbau erst die Rede seyn konnte, als eine entschiedene Hand den Plan einer Um- und Neugestaltung der gesammten Burgbaulichkeiten ergriff. Dies that Herzog Johann Albrecht I. (1547, † 1576) und gilt daher als der eigentliche Erbauer des schweriner Schlosses, welches bis zu dem gegenwärtigen Neubau stand.

Der eigenthümliche Styl, den jene Bauten tragen, ist der der Renaissance, angewendet mit Rücksicht auf das in Mecklenburg allein herrschende Baumaterial, die gebrannten Thonziegel. Als Muster dieses Stylls gilt

der Fürstehof zu Wismar. Man nahm hier die großartigen Raumerhältnisse und die horizontalen Linien des Renaissance-Baues und schmückte die einzelnen Theile und Oeffnungen durch Abgrenzungen und Einfassungen mit Bildungen aus gebranntem Thon. So entstand Das, was die Männer im Lande nicht ungern den „medienburgischen Styl“ nennen hörten.

Die vom Herzog Johann Albrecht vollendeten Bauten sind das lange Haus, nach dem großen See hin, das Zeughaus, nach dem Burgsee, beide mit Reliefs aus gebranntem Thon verziert, ferner das neue Haus, als eine Verlängerung des langen Hauses nach der Richtung des Kalkwerder hin, und an der andern Seite die Schlosskirche, deren Ziegelreliefs die spätere Zeit unter Kalkputzlagen versteckt hat. Die Befestigungen des Schlosses führte der italienische Baumeister Francesco a Borna aus.

Von 1576 bis 1617 stand der Bau sich selbst überlassen da. Rasche Regentenwechsel, Residenzverlegungen und die immer näher rückende Noth schwerer Zeiten verursachten das. Adolf Friedrich I. (1608, † 1658) war es, der zuerst wieder die zum Theil noch obden Räume der Feste Schwerin mit den Restaurationsplänen durchschritt, die sein Baumeister, der Kapitän Gert. Evert Piloot aus Ostfriesland, entworfen hatte und die noch vorhanden sind. Die Ausführung derselben gedieh jedoch nicht weiter, als zum Abbruch einiger alten Gebäude, den Fundamentalarbeiten zu neuen und zum Abputz und neuer Verzierung der aus Johann Albrechts Zeit noch wohl erhaltenen. Was von dieser Restauration zu Tage gefördert wurde, zeigt bereits den Uebergang vom Renaissancestyl zu dem Rokoko der nächstfolgenden Periode. — Der dreißigjährige Krieg zerriß alle Pläne, auch das des ephemeren Herrschers in diesen Landen, des Herzogs von Friedland, den das Schwert des Schwedenkönigs früher erreichte, als seine Baulast das Schloß von Schwerin. Nach dem Kriege stand das Schloß mitten im Elend des Landes und machte keine Ansprüche auf ein besseres Schicksal. Ueber hundert Jahre später entfaltete sich in den, einem „besorglichen Verfall“ zueibenden Räumen eine zwar rasch vorübergehende, aber doch edle Kunstblüthe: die berühmten Schauspiele unter Herzog Christian Ludwig II., welche einen Schönmann, Gethof und Ackermann auf die Breter führten. Dem Schlosse selbst kamen jedoch nur die nothdürftigsten Reparaturen zu Gute. Noch schlimmere Zeiten brachte ihm die Regierung des Herzogs Friedrich und seines Nachfolgers. Das war die Zeit, wo für das kleinste Paris ein entsprechendes Versailles geschaffen werden mußte; Ludwigslust wurde das Versailles von Schwerin. Die schlimmste Aussicht stellte endlich Großherzog Paul Friedrich der alten Inselburg durch den in großartigen Verhältnissen begonnenen Bau eines neuen Residenzschlosses am Ende des Alten Gartens. Kaum waren aber die Grundmauern aus der Erde erstanden, als er, 1842, unternachtet sank und hinabgelegt wurde zu Johann Albrecht in die Heiligen-Bluts-Kapelle des Schweriner Doms.

Erst der gegenwärtige Regent, Großherzog Friedrich Franz II., schloß die Thore der alten Burg wie-

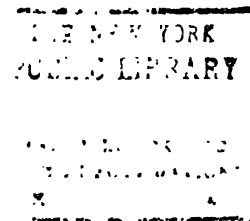
der auf und faßt, die vollständige Bedeutung eines solchen Hauptdenkmals der schicksalreichen Vergangenheit eines Landes richtig würdigend, den Beschluß, das ganze Schloß zu einem großen geschichtlichen Kunstwerke für Mecklenburg zu erheben. Die Ausführung dieses Beschlusses begann im Herbst 1843, und im Herbst 1855 war der äußere Bau des Schloßes, wie unser Stahlstich ihn dem Leser vor Augen führt, vollendet. Man ist dem Gedanken, den Styl der neuen, den Schloßhof vollkommen schließenden Bauten möglichst dem der erhaltenen Gebäude anzuschmiegen, im Ganzen treu geblieben, und der Erfolg tritt besonders wohlthuend da hervor, wo man der Bauweise Johann Albrechts sich am meisten genähert hat. Als Vorbild für die Neubauten diente das durch den edelsten Renaissancestyl berühmte französische Schloß Chambord bei Blois, unter König Franz I. vollendet. Baumeister mit Rath und That waren: Demmler, Willebrand, Strüver und, für die Schloßkirche, Zwirner, der Meister vom Kölner Dom.

Das Schloß von Schwerin besteht jetzt im Außern wesentlich aus fünf verschiedenen Theilen, welche ein unregelmäßiges, verschobenes, mit zwei rechten Winkeln nach den beiden Seen hin vorspringendes Sechseck bilden. Diese Theile sind 1) das „Lange Haus“, das die Fronte dem großen See zuwendet, von Herzog Magnus in Mauerwerk errichtet, von Johann Albrecht ausgebaut und restaurirt und gegenwärtig geschmückt mit reichen Thön-Ornamenten aus der großherzoglichen Musterziegelei auf dem Klätterberg vor Schwerin. Die rothen Reliefs auf den grauen Wandflächen machen einen wohlthuenden Eindruck. Nach der Seeseite hin steht an der rechten Ecke desselben ein hoher neuer Thurm. Die Aussicht von diesem „langen Hause“ über den See und seine Umgebung ist entzückend; hier schlug die fürstliche Familie ihre Wohnungen auf. — 2) Das „Kleine Haus“ Johann Albrechts, im Restaurationsstyle des Herzogs Adolf Friedrich vor 1620 wieder hergestellt, rechts an das „Lange Haus“ sich anschließend. — 3) Die Schloßkirche, von Johann Albrecht 1563 vollendet, jetzt durch den Anbau eines Chors vergrößert. Diese nach Zwirners nur wenig veränderten Plane ausgeführte Altarkirche, wohl der einzige Kirchenbau aus Sandstein im ganzen mecklenburgischen Lande, zeigt im Außern wie im Innern den Reichtum in Formen, welchen der reine Spitzbogenstyl des vierzehnten Jahrhunderts, namentlich in den rheinischen Kirchen, entfaltet. Von großer Bedeutsamkeit ist die innere Ausschmückung der Kirche durch die Glasmalerei, Bildhauerei und Wandmalerei; sie wird dadurch zugleich zur Schatzkammer der größten Werke kirchlicher Kunst in Mecklenburg erhoben. Die Einweihung derselben geschah am 14. Oktober 1855 durch den Oberkirchenrath Kliefoth, welchem man auch den Plan zur Ausschmückung des Inneren verdankt. — 4) Die Flügel nach dem Schloßgarten und dem Burgsee, Neubauten nach dem Muster des Schloßes Chambord, enthalten in der Hauptsache den Tanzsaal, den Speisesaal, die große Hofstreppe und Gemächer des Großherzogs. — Endlich 5) der von einer großen Kuppel überragte Mittelbau nach der Stadtseite, mit der Einfahrt, ein Werk nach dem Plane

Stüber. Vom Schlosse Chambord unterscheidet sich das von Schwerin, seine großartigste Nachbildung, dadurch, daß es in den Flügeln kürzer ist und über den Souterrains und dem Erdgeschoß drei Stockwerke, also einen höher strebenden Charakter hat. Deshalb sind auch die Eithürme schlanker und zierlicher und das Ganze mit den verschiedenen Häusern, Giebeln und Thürmen gewährt ein wechselvolleres, burgartiges, imposanteres Bild.

Wie im Innern der Kirche arbeiteten in und am ganzen Schlosse Bildhauerei und Malerei an einer würdigen künstlerischen und geschichtlichen Ausstattung. Die Bildhauerarbeiten an den Außenwänden des Schlosses haben die Bestimmung, dem Beschauer die Hauptperioden der Geschichte desselben und des Landes zu vergegenwärtigen durch Statuen, Büsten, Wappen und Inschriften. Die Glasmalerei hatte auf den 18 Fenstern des großen „Hofsaals“ (auch Hofdomst oder Hofdomst genannt) die 18 bekanntesten und hervorragendsten Regenten Mecklenburgs darzustellen. Der Delmalerei endlich wurde der Thronsaal zur Aufstellung einer Ahnengalerie zugewiesen.

Nicht bloß die Geschichte und die Kunst, auch die Sage hat im Schlosse von Schwerin einen Sitz. Sie führt den Burggeist „Petermännchen“ um Mitternacht durch die Gänge und Hallen. Das ist aber kein ernster, spitzbogiger, gothischer Geist, sondern ein Gespenst ebenfalls aus der Uebergangszeit von der Renaissance zum Rokoko, ein puziger Zwerg, runzeligen Angesichts, mit spitzem, weißem Bart, kurzen, krausen Haaren, langem, schwarzem Rock mit engen Ärmeln, großen und vorne breiten Schuhen, — offenbar ein verwünschter Hofnarr, der aber leider nichts spricht, sondern nur die Menschenkinder verlacht, ohrfeigt und ihnen die gestohlenen Dämmerbraten entwendet. Es ist nichts mit Dir, Petermännchen! Du hast keine Ahnung davon, wie gut es für die schönen Schlösser wäre, wenn in jedem ein treuer „Kunz von der Rosen“ als wahrheitsfeller Geist umginge! Aber reden müßte er, wie der muthige Kunz mit seinem Kaiser geredet hat, nicht bloß Allotria treiben, wie Du, Petermännchen!





NEW YORK
CENTRAL AMERICA

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. d. Inst. in Berlin

Eigenthum d. Verleger
Digitized by Google

Leon in Mittel-Amerika.

„In einem der schönsten Länder der Erde, welches durch seine Weltstellung, seine Configuration, seine plastische Form, seine prächtigen Naturhäfen zu einem der blühensten Reiche bestimmt ist, herrscht seit fast vierthalbhundert Jahren die hispanische Rasse, die nichts daraus zu machen wußte als eine Wildniß und Gaunerhöhle. Der große Kulturgeist der Zeit, welcher im angelsächsischen Stamm seine mit Siebenmeilenstiefeln und eine derbe Faust gewonnen, duldet keine solche Versündigung mehr an der heiligen Mutter Erde, die hier so freigebig ihre schönsten Schätze spendet. Gewaltthätig reißt er heute die schönen Länder aus den Händen ihrer unwürdigen Besitzer. Er wird daraus machen, was die Gottheit selbst angedeutet hat, als sie den weiten Kontinent Amerika's hier zum Jähnnus schmalerte, das Senkungsbecken eines großen Binnensees schuf und die hohe Mauer der Cordilleras durch ein Strombett bis zum Grund spaltete — das große Passageland der neuen Welt zum freien Verkehr für alle Völker! Die Macht, welche über den Geschicken der Menschheit waltet, heißt nicht mit Unrecht die unerforschliche. Sie verschmäht selbst Werkzeuge wie Walker und Genossen nicht zu ihren großen und wunderbaren Zwecken.“ So lauten schon jetzt die Berichte über die Vorgänge in Central-Amerika.

Es ist schwer, von unserem europäischen Standpunkt aus und mit unseren europäischen Augen dieses „Staatenbilden und Geschlechtemachen auf eigene Faust“ richtig zu beurtheilen. Auf den Gusspizen über die Schranken unserer Verhältnisse hinüber blickend in das Gefühl eines schrankenlosen Parteitreibens, eines unaufhörlichen Durcheinanders von Eist, Gewalt, Verrath und Verbrechen, finden wir den Faden nicht, an dem auch dort die Geister bestimmten Zielen zuellen; wir bewerfen mit dem schärfsten Urtheil die Kämpfe selbst, weil wir nur die wilde Leidenschaft der Kämpfer, nicht den Sporn, der sie treibt, und den Kampfspreis, der sie lockt, verfährt oder begeistert, vor Augen haben. — Nichts in der Welt ist geeigneter, das Urtheil zu klären und zu mildern, als ein vergleichender Blick auf ähnliche Zustände in geographischer Nähe, wenn sie auch historisch und fern liegen sollten.

Vorher setzen wir uns jedoch mit der Benennung dieser nordamerikanischen „Freischaaaren“ in Ordnung. Die Presse Europa's und Amerika's nennt sie Flibustier, das ist ein aus Freebooters (Freibeuter), ver-

krüppeltes französisches Wort (Flibustiers); also kurzweg Räuber; insbesondere Seeräuber. Der Ursprung desselben fällt in das 16. Jahrhundert. Das Glück der Spanier als Herren Westindiens und weiter Länderstrecken vom Festlande Amerika's lockte ihnen Glückbedürftige aller anderen Nationen, namentlich der Franzosen und Engländer, nach. Der Ansiedelung derselben setzten die Spanier den heftigsten Widerstand entgegen, die Nothwehr gab den Abenteurern die Waffen in die Hand, sie erkämpften sich auf der Nordküste von St. Domingo und auf Tortuga festen Boden, und bald stand eine Kolonie da von der seltsamsten Zusammensetzung. Ein Theil der Mitglieder widmete sich ausschließlich der Jagd auf Büffel und Bären und verhandelte Häute und Talg an die Holländer. Diese nannten sich Buccanier, d. h. Leute, welche Fische und Fleisch nach Art der Indianer dörren und räuchern. Ihnen fielen zugleich die Kämpfe und Raubzüge gegen die Spanier zu Lande anheim. Eine andere Schaar machte das Meer zu seinem Wald und Meer; sie erklärten alles spanische Gut, das ihnen zur See in den Weg kam, für freie Beute. Das waren die Flibustier. Alle des Jäger- und Räuberlebens Mühe oder diesem Abholde ließen sich auf Tortuga als Pflanzer nieder, aber immer kampfbereit gegen alles Spanische. Zu diesen drei Kolonistenklassen gesellten sich zahlreiche neue Ankömmlinge aus Frankreich als verpflichtete Dienstboten. Ueber anderthalb Jahrhunderte war dieser Räuberstaat der Schrecken von ganz Amerika und aller dort seefahrenden Nationen. Die Buccanier, nach den furchtbaren Kämpfen von den Spaniern aus St. Domingo vertrieben, verstärkten nun die Kampfschaaren der Flibustier und gingen bald auch dem Namen nach in diesen auf. Die Züge, Thaten und Verbrechen der Flibustier sind das Ungeheuerste von Allem, was die menschliche Verwegenheit, Kraft, Ausdauer und hargenstarrte Bosheit ausgeführt hat. Ein späterer Artikel gibt uns Gelegenheit, Einzelnes aus der gräßlichen Bilderreihe der Schicksale einer Gesellschaft, die, ohne geregeltes System, ohne Gesetz, ohne Subordination, ohne bestimmte Einkünfte, die Furcht, den Abscheu und die Verwunderung ihres ganzen Zeitalters erregt hat, genauer zu betrachten. Erst mit dem Jahr 1722, wo nach einem furchtbaren Kampf mit „der Schwalbe des Kapitäns Ogil“ alle Flibustier, die nicht den Tod in den Wellen und durch das Schwert gefunden hatten, am Galgen starben, verschwanden sie sammt ihren Namen aus der Geschichte.

Da plötzlich, im Herbst 1851, steigt, und abermals über dem spanischen Amerika, der kohlschwarze Phönix aus der Asche. Marcelo Lopez landet in Kuba. „Flibustier!“ ruft der Schrecken bis nach Spanien und noch weiter. Das Wort war wieder da, aber nicht das, was es bedeutet. Die neuen Flibustier nannten sich Befreier, nicht Räuber; die Garotte machte dem kurzen Drama ein Ende. — Kaum sind die Abentheuerer der Erschrockenen wieder in geregeltem Gang, so erschallt der Schreckensruf von Neuem: ein Flibustier-General landet mit einer Flibustier-Armee in einem östlichen Mittelamerika's, gerufen als Retter für eine Partei und gekommen für Alle als Eroberer. Das ist Walker mit seinen Flibustiern.

— 133 —

Suchen wir, um endlich zum Vergleichen zu kommen, nach ähnlichen Erscheinungen in Europa, so müssen wir weit zurückgehen in der Geschichte, zurück bis zu den Anfängen der Staatenbildung, — also in eine Zeit, wo Europa noch so jung war, als Amerika jetzt ist. Das ist es, was Niemand übersehen sollte, der seinen Stein aufheben will gegen das allerdings traurige, ja grauenvolle Kampfgewühl in dem zukunfts wichtigsten Länderstrich Amerika's, ein Kampfgewühl, das sein Ende finden und zu festen Zuständen hinführen wird, wie die Jahrhunderte sammt und sonders unabsehbar gewesener Fürsten- und Völkerkriege Europa's.

Als Europa's erste Krieger erscheinen die Argonauten. An diese Krieger der Mythe schließen sich die Buccanier der Geschichte: die Römer, von denen sogar die Sabinerinnen geraubt werden. Bei der Gründung der vielen kleinen Staaten in Südost-Europa, der Königreiche, Republiken und Kolonien, erkennen wir, je nachdem das Land oder das Meer der Hauptkampfplatz ist, Buccanier- oder Kriegerzüge mit all der Auszeichnung von Tapferkeit, Grausamkeit und blutigem Humor, die wir in Amerika wiederfinden. Zahlreiche Ebenbürtige schwärmten an den Küsten und Grenzen des vorchristlichen Germaniens und Galliens, Scandinaviens und Britanniens. Die Rufe dreier Welttheile — und nur deswegen nicht mehrer, weil man damals nicht mehr kannte — erschütterten sie zuerst im Geleite der Völkerwanderung, die mit den Hunnen aus Asien nach Europa kam und mit den Vandalen in Afrika endigte. Aber die Muster und Meister aller Krieger in Europa und Amerika sehen wir im Jahre 449 nach Christo jene Flotte aufhissen, die — noch heute an ihrem Mastbaum flattert. Die Angeln und Sachsen, geführt von ihren Seeräuber-Hauptlingen Hengist und Horsa, gingen zu Schiff nach England, zu Hilfe gerufen von einer unterliegenden Partei, gerade so wie Walker nach Nicaragua, und sie eroberten jenes Land, wie vielleicht Walker dieses erobern wird, und behielten es. Aus ihrem Räuberwerk erwuchs das großmächtige britische Reich. — Es ist ein großes, stolzes, herrliches Volksleben, das in Englands Geschichte vor uns liegt. Das eigene Vaterland und den ewigen Lehrer rein menschlicher Weisheit, das klassische Alterthum, ausgenommen, verdient kein Volksleben eine so genaue innige Beachtung, als das britische, nach allen Phasen seines nationalen Bewusstseins und nach allen Mächten, auf welchen die tausend Fühlhörner seiner Industrie- und Handelspekulation vom kleinen England aus nach jeder Seite der Peripherie des Erdkreises hinaustasten. Der Engländer, der kluge und kühne Pilot und Rechenmeister Europa's, er fand den archimedischen Punkt, der die Erde trägt, und legte auf ihr den Grundstein seiner Macht: an der langen, allumfassenden Kette der Bedürfnisse und der Civilisation schleppt er die Völker hinter sich her, Bedürfnisse und Civilisationsliebe schaffend und befriedigend gewann er die Herrschaft: die Weltbeherrschung! Aber Krieger ist er geblieben. Gehezt von dem alten angelsächsischen Blut hat er bis in sein hohes ehrwürdiges Alter herauf immer von Zeit zu Zeit noch einen Kriegerzug ausgeführt, sei es gegen das Eigenthum (Kopenhagen 1807, Preußen 1807 u.), sei es gegen den Ge-

werbkeiß und die Aufstrebelaust (Spanien, Griechenland, Aegypten u.), oder sei es gegen gemahne oder drohende Vorräthe, Pläne oder Verschlößenheiten (China, Rußland, Neapel u.) seiner zeitweiligen guten Freunde, getreuen Nachbarn und desgleichen. Und wenn er einen seiner Buccaniergriffe in die Kronschätze und Perleischreine schwarzer indischer Könige vorhat, so zieht er incognito aus als ostindische Compagnie. Das ist erst gestern wieder gesehen. Und das sind keine „Jugendstreiche“ mehr; gerade solchen gegenüber steht Ihr erst recht, was für ein alter Sünder dieser Engländer ist.

Und das ist der Vater des „Bruder Jonathan“. Ihn hat er ausgestattet mit allen seinen Tugenden und mit allen seinen Lasten, und dieser hat Beides ausgebildet mit der Energie einer urkräftigen Natur. Wir brauchen nicht weiter beim Gleichniß zu bleiben; alles Andere versteht sich von selber.

Etwas Anderes ist das Folgende. Wenn wir vor einem der höchsten Berge der Anden in der heißen Zone stehen, so haben wir vom Fuße bis zur Spitze alle Klimate und alle Abstufungen des Pflanzenreichs, von der Palme der heißen Sonne durch die Wein- und Getreideländer, die Lorbeerhaine und Eichenwälder, die Alpenmatten und Haferfelder, die Zwergkiefer und das Krüppelholz bis zum ewigen Schnee vor uns: wir sehen am Berge mit einem Blicke, was wir auf der Ebene von der Sahara durch Marokko, Spanien und Frankreich, die Alpen, Deutschland und Schweden bis nach Spitzbergen zusammensuchen müßten. Ebenso steht Amerika vor uns als Spiegelbild der 2000jährigen Geschichte Europa's auf einem Blatt. Wir sehen die Wilden im Urwald, die Pelzjäger, die Nomaden, die Ackerbauer, die Dörfer, die Städte bis zu den Eisenbahnen und Dampfschiffen der Flüsse und der Meere aneinander gereiht, wie im Kulturgeschichtsbuche. Dort ziehen die Argonauten nach Kalifornien auf kühn geschnäbelten Schiffen, dort die Mormonen durch die Wüste, die Völkerwanderung wogt von Nord nach Süd, vom Aufgang zum Niedergang, und das Kreuz hält seine Züge gegen die Heiden. Da hat die Monarchie ihr Panier aufgesteckt, konstitutionell, und Papst und Despot in Einer Person regiert in Paraguay den Priesterstaat wie nur je in Israel und Rom. Und droben steht die Republik, in sich Rom und Griechenland, Venedig und Hanse vereinigend, mit den höchsten Interessen der Gegenwart im Bunde, während dort die Angelsachsen ihr Flibustierschiff besteigen, vom Schicksal voraus getriebene Kämpfer, die für ein politisches Rechenarmepel der Zukunft in den Tod gehen, derweil sie im europäischen Geschichtsbuch 1400 Jahre rückwärts gesucht werden müssen.

Wer Amerikanisches beurtheilen will, muß Jedes in das ihm entsprechende europäische Geschichtsfächlein stecken: dann wird das Urtheil gerechter, klarer, wenigstens menschlich nachsichtsvoller ausfallen.

Walker's Expedition nach Central-Amerika kann noch kein Gegenstand unserer Darstellung seyn; das Universum wird das Ende derselben abwarten. Ueber Nicaragua, den Hauptankapfel dieses Streits, seine Wich-

— — — — —

tigkeit für den zukünftigen Weltverkehr und den Willen der Völker der Union, daß dieses Thor der einstigen Handelsbahnen der Welt im „großen Passageland“ des freien Verkehrs für alle Völker“ von keiner Macht der Erde entziehen zu lassen, ist im Bd. XVII, S. 17 (Der See Nicaragua) und S. 141 ff. (Der See Managua u.) ausführlich gesprochen. Dahin verweisend, übergebe ich die Leser der Führung J. Fröbel's, welcher einen großen Theil Mittelamerika's und namentlich Nicaragua im Interesse des Universums bereist hat. Er schreibt:

Leon, die Hauptstadt von Nicaragua, bedeckt einen weiten Raum auf einer der schönsten und fruchtbarsten Ebenen der Welt. Diese Ebene ist im Norden durch eine Reihe vulkanischer Gipfel begrenzt, welche fast wie riesenhafte Kunstwerke aus der bewaldeten Fläche emporsteigen. Südwärts ist sie von einem Zuge grüner Hügel eingefaßt, während sie im Osten sich am Fuße des Mesuseo an den See von Managua anschließt, und gegen Westen und Südwesten sich ungehemmt bis an das stille Meer erstreckt. — Zwei kleine Flüsse durchschneiden, der eine im Norden, der andere im Süden der Stadt, in dunkelbeschatteten Schluchten die Fläche. In der trockenen Jahreszeit führen sie kristallhelles Wasser, welches aus starken Quellen hervordringt. Unter der Stadt vereinigen sie sich und erreichen, in einer Entfernung von sechzehn bis achtzehn Meilen, das Meer. Der nördliche von ihnen läuft zwischen der eigentlichen Stadt und der Vorstadt Guadalupe durch. Eine alte steinerne Brücke, die niemals vollendet wurde und wieder halb verfallen ist, spannt über das kleine Thal ihre von Gesträuch halb verhüllten Bogen. — Die Stadt ist regelmäßig gebaut, mit geraden Straßen und großen einstöckigen Häusern, welche, wie die Häuser aller Städte dieses Landes, mit ihren Höfen einen großen Raum einnehmen. Aber noch mehr breiten sich die zerstreuten Hütten der Vorstädte mit ihren Gärten zwischen Wald und Gebüsch aus, und da hinein gewährt unsere Stahlplatte uns einen Blick. Unter den öffentlichen Gebäuden lenkt die Kathedrale vorzugsweise den Blick auf sich. In jeder Ansicht der Stadt bildet sie den dominirenden Gegenstand. Sie ist ein massives Steingebäude, mit gewölbtem massivem Dache und mehreren Kuppeln, und gilt als das bedeutendste Bauwerk im ganzen spanischen Amerika. Ihre Erbauung fällt in die erste Hälfte des vorigen Jahrhunderts (1706 — 1743). Ihr vortreffliches Mauerwerk hat verschiedene Erdstöße ausgehalten, ohne eine Spur davon zu zeigen. In den Bürgerkriegen der zwanziger Jahre hat sich ihre Festigkeit nicht minder bewährt. In dieser Zeit der Verwüstung, aus der noch jetzt die Hälfte der inneren Stadt in Trümmern liegt, hat sie wiederholte Kanonen ausgehalten, und 1823 haben dreißig Kanonen auf der Plattform ihres Daches gestanden. Ein Blitzstrahl jedoch hat in einem der letzten Jahre die Spitze des einen Thurmes zerschmettert und den Thurm gespalten. Das Panorama von dem Dache dieser Kirche gehört zu den prachtvollsten Sehenswürdigkeiten in ganz Central-Amerika. Zu den Füßen liegt die Stadt mit ihren geraden rechtwinkligen Straßen, breiten Häusern, Ruinen, Höfen

und Fruchtbäumen, — umher die weite grüne Fläche, Fruchtgärten, Reisfelder, Wald — von Osten bis Nord-
westen die Gipfel der Vulkane Acsusco, Los Pilas, Orizaba, Tetlica, Santa Clara und Pirjo, an ihnen Seiten von
unten hinauf durch den in ihren Schluchten auslaufenden Wald, von oben herab durch alte Lavaströme freilieg
schattirt, — im Süden die waldigen Hügel der Küste, — und im Südwesten, bei klarem Horizonte, ein ferner
Schimmer des stillen Meeres. — Ich habe schon erwähnt, daß ein großer Theil der Stadt aus der Zeit der Wir-
gerkriege, welche auf die Losreisung des Landes von der spanischen Herrschaft folgten, noch jetzt in Ruinen liegt.
Leon ist damals der Schauplatz eines der hartnäckigsten und langwierigsten Kämpfe gewesen, welche in der Ge-
schichte der Revolutionen vorgekommen. Straße gegen Straße, Haus gegen Haus haben die beiden Parteien
der Liberalen und Servilen einen wahren Vernichtungskampf geführt. In einer einzigen Nacht sind tausend
Häuser niedergebrannt worden. Geht man jetzt durch manche Straßen, wo die Zerstörung am stärksten gewüthet
hat, so glaubt man kaum, sich in der neuen Welt zu befinden. Cactus und Agaven auf Trümmerhaufen, und
Palmen, die sich über alte Mauern erheben, versetzen die Phantasie an irgend einen Punkt Südamerica's, Nord-
afrika's oder der Levante, an welchem die Weltgeschichte verheerend vorübergegangen, und nur, wenn man wahr-
nimmt, daß die Ruinen nicht aus Stein, sondern aus Adobos (an der Luft getrockneten Lehmquadern) — einem
leicht zerstörbaren Material — bestehen, verschwindet die Vorstellung eines ehrwürdigen Alters, und aus den ver-
meintlichen Monumenten werden niedergeschossene Lehmhäuser. — Das jetzige Leon wurde, an der Stelle der alten
indianischen Hauptstadt Subtiaba, welche noch jetzt als Vorstadt eine abgesonderte Gemeinde bildet, erst 1610
erbaut. Hernandez de Cordova, der Eroberer von Nicaragua, hatte im Jahre 1523 seine Hauptstadt Leon de
Nagrande an der westlichen Spitze des Sees von Managua, am Fuße des Acsusco, gegründet, an einer Stelle
Namens Umbita, wonach noch jetzt die westliche Bucht des Sees die Bai von Moabita genannt wird. Die Be-
wohner scheinen durch die benachbarten Vulkane, wahrscheinlich durch den Momatombo, viel haben leiden zu müs-
sen und dadurch endlich gezwungen worden zu sein, jenen Ort aufzugeben, worauf Leon an seiner jetzigen Stelle
erbaut wurde. Hier traf die Stadt im Jahre 1685 ein anderes Unglück. Sie wurde von den Flibustiern unter
Dampier überfallen, geplündert und zum Theil niedergebrannt. Nach einer Zählung vom Jahre 1847 hatte Leon
mit Subtiaba 30,000 Einwohner.

So weit Fröbel. Leon zählte zur Zeit der spanischen Herrschaft gegen 60,000 Seelen, aber welche! Nach
dem Paschaleben, das die Großen des Landes hier führten, hieß die Landschaft damals: „Das Paradies des Mo-
hammed!“ Noch heute ist die indianische Bevölkerung in der Ebene von Leon die beste des ganzen Landes. Die
Städte der Eingebornen, sagt derselbe Correspondent der Allg. Ztg., dem wir die Einleitungsworte zu diesem Artikel
entlehnt haben, waren zwar nicht so groß und prächtig, wie in dem Reichthum der Azteken und Azteken, ihre Be-

wohner standen aber doch auf einer gewissen Kulturhöhe, bauten sich reitzliche Palmhütten, hatten ihre Tempel und bildeten unter ihren Caciken geordnete Staaten und Gemeinwesen. Unmenschliche Mißhandlungen von Seiten der Sieger und Herren haben die Eingebornen hier noch mehr als in Peru und Mexiko gezeihet und geistig gebrochen. Ohne Unterschied des Standes und Geschlechts mußten die Eingebornen hier Sklavendienste für ihre spanischen Herren verrichten. Adelige, selbst Caciken, Greise, Weiber und Kinder mußten als Peones (Tagelöhner, ein anderer Name für Sklaven) Tag und Nacht arbeiten, den Boden beackern, die Haciendas bestellen, schwere Lasten, Schiffbaumholz z. nach dem Hafen schleppen. Da erlagen Tausende den Anstrengungen und Leiden. Und wenn irgend einmal in einem Mann der Zorn aufbrannte zum Widerstand, da erwartete ihn die gräßlichste Strafe. Man ließ solche auf dem öffentlichen Plage lebendig von Hundten zerreißen und überließ diesen die Erbsenname zum Fraß. — Die spanische Race aber verfaulte geistig und überließ, sie ward ein des Wegfegens würthes Geschlecht. Und wo Gott und die Natur ein Land zu so Großem anseheren haben, wie dieses Central-Amerika für die Völker der alten und der neuen Welt, da schickt die Nemesis ihre Schaaren gegen die nichtswürdigen Auskommen unwürdiger Vorfahren, und Feuer und Schwert müssen Bahn brechen für Muth und Anseherthätigkeit, arbeitsetziger Menschen. — Auch in dieser Beziehung dürfen wir auf Europa zurückblicken. Auch hier hat die Poesie des Herananschließens auf in allen Staaten, die mit festem Schritt vorwärts gehen. Die Hand der Civilisation ist hart geworden, sie führt mit Gewalt, wo der gute Wille nicht mit Einsicht folgt. Es wird dießfalls wie jenseits des Oceans die Zeit kommen, wo es innerhalb der Kulturstaaten nirgends mehr ganzen Klassen der Gesellschaft, wie Zigeunern und vergleichen, gestattet sein darf, den Mond für ihre Sonne zu erklären und jeden Wald für ihr Nachtquartier.

Kastell und Moschee der Semiramis bei Wan.

Im Süden des Gebirgs Ararat, im türkischen Lande der Kurden und Armenier, verzeichnet die Geographie einen großen See auf ihren Karten, dessen Umriffe bis jetzt nach Muthmaßungen gezogen worden sind. Es ist der Wansee, eines der vielen salzigen Gewässer Kleinasien's. Vor dem Jahre 1847 war es nur wenigen Reisenden gelungen, einen forschenden Blick in diese Terra incognita zu werfen. Am weitesten drang wohl der französische Konsul Brant, von Erzerum aus, vor. Er rühmt namentlich die sorgsame und treffliche Feldkultur der Armenier am Wansee, welche beim Säen die Körner nicht durch Handwürfe unregelmäßig zerstreuen, sondern die Saat durch Säemaschinen regelmäßig verbreiten sollen. Dagegen lebt ein großer Theil der Kurdenstämme noch nomadisch, und durch deren Wildheit und Ungastlichkeit ist das Land dem Fremden lange Zeit so gut wie versperrt gewesen. Der gefürchtetste Häuptling war Beder-Chan; seine Macht erstreckte sich rings um den Wansee bis Mossul, und er war es, der den Vernichtungskrieg gegen die Nestorianer und die chaldäische Bevölkerung jakobitischen Glaubens in Kurdistan so lange fortsetzte, bis Omer Pascha in der Schlacht auf der Hochebene von Dschesireh, am 30. Juni 1847, die Schaaren desselben zerstreute und ihn selbst gefangen nahm. Seitdem konnte man in Kurdistan reisen „mit dem Gelde auf dem Kopf“, was im türkischen Styl so viel heißt, als Ruhe und Ordnung waren vollkommen hergestellt. Die Städte Dschesireh, Dschelamerk und Wan, das mit seinem Kastelle ein Hauptstiz Beder-Chans gewesen war, erhielten türkische Besatzung.

Unser Bild zeigt das Werk der Natur und des Menschen von der kühnsten Seite. Dort kommt der Granit in sehr mächtiger Entwicklung vor. Er bildet hohe, steile, kahle, röthliche Felsen, welche der Verwitterung stark widerstehen und nur spärliche Vegetation tragen. Auf einem solchen ragt die stolze Burg, deren Erbauung das Volk, wie dort alles Große aus alter Zeit, der Semiramis zuschreibt.

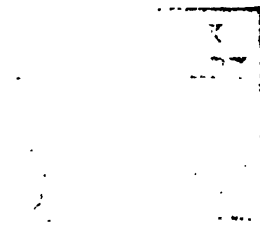
Ein Blick auf die Karte und in den Charakter der Kurden bietet uns für die Zukunft dieser schönen Länder auf noch lange hinaus nur trübe Bilder. Unser geistvoller Moritz Wagner wird Recht behalten mit seiner Ansicht von den Folgen des Siegs Omer Pascha's. Die Stämme, sagt er, werden eine Zeit lang ruhig bleiben und ihre Häuptlinge keine offene Auslehnung gegen die Autorität der Pforte versuchen. Aber das Volk wird bleiben, wie es war, nomadisirend, raublustig, sich in seinen Gebirgen als freien Herrn betrachtend und die Auto-



THE SCOTTISH AND THE PRODIGES OF SCOTLAND

THE SCOTTISH AND THE PRODIGES OF SCOTLAND

3-A



DECEMBER



PAINTED BY J. B. H. B. B.

For the Proprietors, B. B. B. B. B.

**GENESSEE FALLS,
ROCHESTER.**

PAINTED BY J. B. H. B. B. B.

Copyright secured according to Act of Congress

rikt der türkischen Statthalter verspottend. Bei der zunehmenden Entvölkerung und Verdrängung der Städte, bei dem fortschreitenden Gleichthum des türkischen Reichs in Asien, wird das Vorhandensein eines zahlreichen, streitbaren und trotzigen Gebirgsvolks für die Pforte eine dauernde Verlegenheit und Gefahr bleiben. Anatolien kann kaum eine andere Zukunft haben, als, entweder in völlige Auflösung und Anarchie verfallend, eine Beute selbstständiger Barbarenhäuptlinge, oder ein Anhängsel des nordischen Kolosses zu werden, dessen Fußtritt der feige Armenier, der entartete Stadttürke geduldig erträgt, während Kurbistan, vielleicht die Rolle Escherfessend mit weniger Gelbennuth, aber mit derselben zähen Beharrlichkeit nachspielend, aber noch heftiger durch mohammedanischen Fanatismus und Christenhaß entflammt, das Trauerspiel des Kaukasus noch über den Schluß dieses Jahrhunderts hinaus verlängern wird.

Die Fälle des Genessee bei Rochester in Nordamerika.

Das Interesse, welches diese Wasserfälle früher allein in Anspruch nahmen, ist geschmälert worden durch die Stadt Rochester, die sich den Strom unterthan und seine berühmten Katarakte zu einem Theil ihrer Sehenswürdigkeiten gemacht hat. Der romantische Zauber des Naturwunders ist geflohen vor dem Maschinengeklapper, welches das majestätische Brausen der Bogen grell durchlärmte, ja, die Amerikaner behaupten sogar, daß das spiellose Wachsthum der Stadt Rochester ein viel größeres, bewunderungswürdigeres Wunder sei, als die Genessee-Fälle selbst.

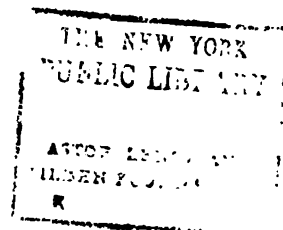
In der That ist jenes Wunder groß und der Amerikaner hat Recht, wenn er behauptet, daß das Sprüchwort „Rom ist nicht an Einem Tag gebaut worden“ nur vor der Entdeckung der neuen Welt erdacht sein könne. Große Städte steigen dort aufsteigend aus dem Boden. Man sieht sie wachsen, wie man, nach der Volksredeweise, das Korn wachsen hört an heißen Sommertagen. Es ist nicht Uebertreibung, sondern Thatsache, daß schon mancher Knabe, der nur wenige Monate auswärts in einer Kostschule zubrachte, bei der Heimkehr vergeblich nach dem alten Bild seines Geburtsorts suchte.

Zur Zeit des Kriegs von 1812 war der Grund und Boden von Rochester noch eine Wildnis. Hier hatten der wilde Indianer und das kaum wildere Raubthier ihre Lager am funkelnden Gestade des Genessee. Nur

einzelne Handelsleute mochten damals auf ihrem Wege zu den tief im undurchbringlichen Urwald ihrer großen Zukunft entgegen schlummernden Seen hier querselbein eilen, und Schaaren von Einwanderern, die als äußerste Vorposten aller Kultur sich den Platz zu einer neuen Heimath suchten, hielten wohl staunend vor dem herrlichen Stromfall Raft. Tiefe Stille herrschte rings umher, nur unterbrochen vom Rauschen und Donnern der Wogen im Felsenbette und vom Gesang der Vögel auf des Urwalds Wipfeln. — Drei volle Wochen bedurfte damals ein rüstiger Wanderer, um von New-York bis hieher vorzubringen, und nicht Wenige haben für diese Reise das Leben gewagt und verloren. Als in jener Zeit ein Mitglied des Kongresses darauf antrug, den Reisenden zu Liebe hier eine Brücke über den Genessee zu bauen, fand man den Vorschlag lächerlich, und ein Redner schilderte diese Gegend als eine „gottverlassene, nur von Ratten bewohnte und von herumstreichenden Trappers betretene Stätte, durch welche weder Mensch noch Thier ohne Furcht und Fieberschauer eilen könne.“

Im Jahre 1817 ließ sich eine kleine Gesellschaft auf dieser gottverlassenen Stätte nieder. Es entstand aus einem Haufen von Blockhäusern und anderen Baulichkeiten ein Dorf. Bald verbreitete sich der Ruf von der vorzüglichen Wasserkraft des Genessee an dieser Stelle, und unternehmendes kräftiges Volk strömte in stärkeren Massen herbei. Im Jahre 1834 hatte dieses Dorf sich in eine Stadt von 10,000 Einwohnern verwandelt. Und jetzt? Wo vor vierzig Jahren in ein Paar Blockhäusern ein Paar Dugend Menschen hausten, blüht und prangt eine schöne Stadt von 50,000 Einwohnern, so groß und so reich, als das tausendjährige Bremen.

Allerdings sind es die Wasserfälle des Genessee, welche dieses riesige Wachsthum möglich gemacht haben. Auf beiden Ufern des Stroms und der Fälle steht Fabrik an Fabrik, die gemeinsam ein Kapital von mehreren Millionen Dollars beschäftigen. Dem Gewerbefleiß entsprechend ist der Handel, und der Wichtigkeit desselben gemäß sind die Kommunikationsmittel. Schienenwege verbinden Rochester mit Boston und Buffalo, der Genessee-Valley-Kanal führt zum Susquehanna River, der Erie-Kanal nach Ost und West, und der Genessee River selbst ist bis dritthalb Meilen von der Stadt, bis Carthago, mit Dampfschiffen und oberhalb derselben auf einer Strecke von 45 Meilen mit Flach-Booten befahrbar. Für Bildung, Wissenschaft und Kunst bestehen gute und reiche Anstalten und Sammlungen, als: zwei weibliche Seminarien, ein Kollegialinstitut, eine Akademie, ein Museum, ein Athendum und mehrere Vereine. Post, Markthäuser, Versicherungs gesellschaften, Banken, Sparkassen, Notariat, Gerichtshaus und Gefängniß verstehen sich in einer solchen Stadt von selbst. Und da in Amerika auch die Religion frei ist, so ragen auf der einst so gottverlassenen Stätte jetzt die Thürme von 22 Kirchen aller möglichen alt- und neutestamentlichen Glaubensgenossenschaften gen Himmel.





SCHLOSS LEOPOLDSKRON
bei Salzburg

Arch. d. Kaiserl. u. Königl. Hofbibl. in Wien

Eigentum d. Verleger

Das Schloß Leopoldstern bei Salzburg.

Die Geschichte hat eine große Macht über die Augen der Menschen. Es liegt ein grauer Stein am Weg; die Geschichte erzählt Dir, da sei ein edler Held in einem guten Kampf gefallen, und siehe, wie strahlt der Stein in Deine Augen! Mit Ehrfurcht betrachtest Du das schmucklose Denkmal eines großen Schicksals und gehst still, aber mit erhelltem Blick von dannen. Ein andermal stehst Du vor einem Werke der Kunst und des Glanzes, Du freust Dich schon des stolzen reizenden Bildes; da erzählt Dir die Geschichte, hier habe kein guter Geist gewaltet, das Unglück für Tausende sei hier entsprungen, und siehe, ein dunkler Schleier senkt sich plötzlich über die Pracht, Du schaust sie mit Wehmuth oder mit Ingrimm an und gehst still, aber mit verdüstertem Blick von dannen.

Das schöne Schloß, das sich in der klaren Fluth des Leiches spiegelt, von Parkbäumen umrauscht und von dem kühnen Alpenhaupt und den Thürmen und Zinnen Hohen-Salzburgs überragt, lacht Dich recht freundlich an. Betrachte Dir's noch einmal, ehe die Geschichte ihren dunklen Schleier darüber rollt.

„Salzburger Emigranten“ nennt die Geschichte jene 30,000 Unglücklichen, welche ein Kirchenfürst, ein Erzbischof der Religion der Liebe und Duldung, der Humanität und der heiligsten Weisheit erbarmungslos um ihres Glaubens willen von Haus und Hof, aus den Fluren und von den Bergen ihrer alten theuren Heimath trieb. In langen klagenden Zügen wanderten sie nach Norden, verhöhnt und mißhandelt vom katholischen Pöbel Bayerns, mit aller Liebe und Freude empfangen, gastlich bewirthet und ehrenvoll geleitet von ihren Glaubensgenossen. Noch vor wenigen Jahren stand an einem Thore der Stadt Koburg eine steinerne Kanzel, von welcher aus der oberste Geistliche die Vertriebenen willkommen geheißen und ihnen eine Predigt gehalten hatte, die mit den Worten schloß:

So seid willkommen nach langem Gehen!
Perz, Thor und Thüren sehn Euch offen. —

Fast möchte man dem harten Priester danken, daß er einem großen Theil des deutschen Volks die Gelegenheit bot, eine Perlenreihe der edelsten Gefühle aus den braven Herzen hervorzuziehen. Viele Stunden weit zogen die Bewohner protestantischer Städte und Dörfer den Emigranten entgegen, die Alten trugen Brod und Bibeln, die Kinder den Kindern ihre liebsten Spielsachen entgegen. Es war ein Triumphzug der Glaubensstreue, den das Volk dem vertriebenen Volks bereite. Der Vertreiber aber war Leopold Anton Clementine, Graf von Firmian, Erzbischof von Salzburg. Das vorliegende Bild zeigt uns eines seiner Schlösser. Weiter ist nichts davon zu erzählen.

NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR LENOX AND
TILDEN FOUNDATION
1917



BAD LIEBENSTEIN

von Hermann Meißner

Als d. Kunstsch. u. Bibliogr. Institut in Hildb.

Digitized by Google
Eigenthum d. Verleger

Burg und Bad Liebenstein

im Herzogthum Meiningen.

Thüringen, du holdes Land,
Wie ist mein Herz dir zugewandt!
Silbern springt in deinen Gründen
Mancher frische Labequell.
Und durch deine Thäler winden
Bäche sich so klar und hell!
Und des Rosens Teppich breitet
Bunt sich zwischen Waldessaum,
Daß der Fuß des Wand'ers gleitet
Stets auf hundertsfarb'gem Raum.

Thüringen, du holdes Land,
Wie ist mein Herz dir zugewandt!
Alle wunderbare Sagen
Nacht's durch deine Wälder gehn,
Horch! von ihnen rauschen, kagen
Alle Gipfel auf den Föh'n.
Auf den Bergen, in den Gründen,
Und wohin das Auge blickt,
Hat mit ihren Duftgewinden
Poesie das Land geschmückt.

So spiegelte das schöne Land, in welches unser Stahlstich uns führt, sich in der Seele eines Dichters wider, Ludwig Storch, der so stolz auf sein Thüringen war! Thüringen selbst ist das Spiegelbild Deutschlands, dessen Herz es genannt wird.

Ein Blick auf die Landkarte von Thüringen zeigt uns das bunte Staatenbild im Kleinen, welches von der deutschen Karte im Großen vorgeführt wird. Zwischen Preußen und Bayern, Sachsen und Hessen eingeklemmt; lassen innerhalb dieses Bereichs die Ländchen ihre Grenzlinien so harmlos durcheinander laufen, wie der spielende Griffel des Erbrechts in der Hand des Zufalls sie gezogen hat. Da findet sich jedes Landes Farbe in allen übrigen in größeren und kleineren Tassen wieder, Gebietstheile, Enklaven, Parzellen überall, und selbst in den hell- und dunkelblauen Meeren von Bayern und Preußen schwimmen noch thüringische Farbeninseln. Das dunkelblaue Meer greift aber tief hinein in das alte Thüringerland, es hat den größten Theil der wellenförmigen Ebene überschwemmt und bildet auf der andern Seite des Gebirgs noch dunkelblaue Landseen (Schleusingen und Ziegenrück). Die Vielgetheiltheit Deutschlands ist in seinem Herzen am vollendetsten ausgeprägt.

Diese Vielgetheiltheit, welche dem deutschen Reiche so viel Unheil, dem deutschen Volke so viel Schmerz und Trübsal bereitete, die deutsche Geschichte zu einem so traurigen Buche macht, ist in dem kleinen Thüringen,

— 84 —

welches keine Ansprüche auf politische Wichtigkeit erheben konnte, in vieler Beziehung dem Land und Volk zum Vortheil gediehen. Hat die oft beklagte Vielstaaterei schon in den meisten größeren deutschen Ländern wenigstens dahin geführt, daß für die Förderung und Verallgemeinerung der Bildung des Volks sorgfamer und erfolgreicher gearbeitet wurde, als in allen großen Nachbarstaaten, die sammt und sonders in dieser Hinsicht tief unter Deutschland stehen, so ist dies im höchsten Grade der Fall in dem Thüringerlande. Alle dazu gehörigen Staaten und Staatentheile (circa 200 Quadratmeilen) sind allerdings nur von ungefähr 1 $\frac{1}{2}$ Million Menschen bewohnt, aber unter diesen ist kein einziger Erwachsener von geistig gesunder Organisation zu finden, der nicht wenigstens lesen und schreiben könnte. Selbst das höchste und versteckteste Bergdörfchen hat seine gute Schule, und selbst im strengsten Winter laufen und steigen die Schaa ren der Kleinen aus den vereingelten Weilern, Höfen, Fabriken und Mühlen nach diesen Bienenstöcken der ersten Weisheit. Jedes Städtchen hat seine Sonntagschule, seinen Gesellenverein, seine Liedertafel, denn gesungen wird überall; und jede der Residenzen, Erresidenzen, Haupt- und Gelehrtenstädte ist im Besitz von Sammlungen für Wissenschaft und Kunst, welche, wenn sie in einer Hauptstadt vereinigt würden, die größten Schätze der mächtigsten Staaten an Reichthum übertreffen müßten. Weit über eine Million Bände zählen die öffentlichen Bibliotheken der Hauptstädte Thüringens, die Kunst- und Naturalien-sammlungen (man denke nur an Gotha, Weimar, Jena, Meiningen, Rudolstadt, Coburg!) messen sich, vereint, mit denen mancher großen Königsstadt. Thüringens Produktion auf dem Felde der Kunst und der Literatur beträgt an Menge und Werth beinahe die Hälfte von der des österreichischen Kaiserstaats, die von Mailand, Wien und Venedig ausgenommen. Außer diesen Städten kann sich keine andere Stadt Oesterreichs mit der literarischen und artistischen Produktion von Gotha, Weimar, Jena und Hildburghausen messen. In der Geschichte der deutschen Literatur bleibt dem Thüringerlande der Ruhm, daß die höchste Blüthe derselben in ihm gepflegt wurde. Nicht Preußen, sondern Thüringen verdient den Ehrennamen des Landes der Intelligenz.

Auch auf Gewerbe und Verkehr erstreckt sich der wohlthätige Einfluß der geistigen Aufgewecktheit der Bewohner dieser Kleinstaaten. Thüringen ist als Gebirgsland sehr stark bevölkert. Auf den 77 Geviertmeilen, welche die Thüringer Berge bedecken, wohnen über 300,000 Menschen, trotz dem, daß der Waldboden die Hälfte jenes Flächeninhalts einnimmt. Da muß die Hand das verdienen, was das Land nicht gibt; daher das rege Manufaktur- und Fabrikleben in allen Thälern und wasserreichen Gründen des Gebirgs. Ueberall Pöcken und Hämmer, Glühen und Blasen, Räbberkreisen und Rauchwirbeln, hohe Schöte und rauschende Wehre, springende Minen und Fäustelschlag tief im Schooß der Erde und hoch am schwindelnden Felshang, Eisen und Gewehre, Messer und Scheeren, Glas, Porzellan und Steingut, Papler und Schwamm, Pech und Oltäten, Schiefertafeln und Spielwaaren gehen aus Thüringen hinaus in die Welt. Der thüringer Balsamträger war einst eine oft

— III —

eröffnete Beschäftigung in jedem Land und eine sehr heiliche Stille auf den schneebedeckten Höhen. Und wie erbeten die Schneebänke für die Schiffswerften der Nordsee! Über 400 Sägen raseln zwischen den Wäldern. Der Glashütten sind über 20; ebenso der Porzellanfabriken, für welche wieder mehr als 1000 Porzellanmaler beschäftigt sind, von dem einfachen Mann an, der die blauen Schmelzen auf die wohlfeilsten Tassen malt, bis zu jenen Künstlern, welche mit den Portraits von Luther und Napoleon, dem alten Fritz und Paganini, Hecker und Haynau die Pfaffenköpfe hundertweise ziern. Die währende Bruch von Land und Volk des Gebirgs ist aber und bleibt der Wald. Da rauchen die Weiler allwärts, Holzflöße schwimmen auf den Flüssen, die Aue seufzt unter der Last der Nuthölzer, die in die Manufaktur, und des Brennholzes, das in die Fabriken wandert. Ein Stück des Waldes ist selbst der Vogelhandel, in dessen Hauptort, Breitenbach, durchschnittlich 4000 Singvögel, besonders Finken, schlagen und zwitschern, während Walterhausen als hohe Schule der Gimpel (Dompaffen) in ganz Thüringen berühmt ist.

Sogar die vielen schönen Straßen und Wege, welche Thüringen und sein Gebirg nach allen Richtungen dem Verkehr öffnen, verdanken theilweise Entstehung und Erhaltung der Vielstaatenshaft des Landes. Wie über die Alpen Heerwege, so waren es hier nicht selten Lustwege, sogenannte Alleen, welche einen Verkehrsstraßenbau einleiteten. Die Nothwendigkeit, entlegene Jagdschlösser durch bessere Straßen sich näher zu bringen, ist früh eingesehen worden und hat viel Gutes gestiftet. Daß der Handel gute Wege braucht, dieser Lehrsatz hat zwar viel später Anerkennung gefunden, ist dafür aber welt herrschend geworden. Die vortrefflichsten Straßen besitzt das preussische Thüringen, das rings um den Kyffhäuser, wo Kaiser Friedrich Barbarossa ebenfalls auf bessere Zeiten wartet, den reichen Lehrenschlund der goldenen Au entfaltet. Die 60,000 bis 100,000 Eimer thüringischen Weins aber, welche den Bergen um Jena, Naumburg und Freiburg, entspringen, vermehren den Ruhm der Saale und der Unstrut fast in gleicher Weise, wie die 10,000 Centner wärsburger Tabaks den der Werra.

Wir haben das Anerkennungswerthe anerkannt, und des Guten im und am Lande gefreut; verschweigen wir nun auch nicht das, was auf ein anderes Blatt gehört. Was in Thüringen Großes geschah, aus Thüringen Großes hervorging, war nie thüringisch, sondern es war entweder deutsch, wie die große Literaturepoche in Weimar, oder gehörte der ganzen Welt an, wie Luther's Reformation. Was aber bloß und allein thüringisch war, trug den Charakter der Verhältnisse des Landes, es blieb kleinlich. Thüringen, das deutsche Land der Mitte, ist das Heimathland der Kirchthurmspolitik und der wohlgepflegten Mittelmäßigkeit. Die beschränkten Verhältnisse und Beziehungen der Staaten wirken in einzelnen Richtungen auf die Begriffsgestaltung und Willensrichtung der Köpfe ein. Die Grenzpfähle stehen so eng, daß sich die Leute nicht frei bewegen, sondern immer wie mit der Befürchtung, man könne bei einem kräftigen Schritt einem diffiden Nachbar in's Gebiet stolpern. Aber Großes,

mehr als Thüringisches, in Thüringen anknüpft, hat einen schweren Stand, es wäre denn, er hätte einen Beschützer von Oben, oder die Begabung, sich von Unten den gegebenen Verhältnissen scheinbar anzuschmiegen. Wer mit offenem Schritt sein fernes unverhülltes großes Ziel verfolgt und dazu das Unglück hat, auch mit seiner Lebens- und Staatsanschauung die deutlich angestrichenen Grenzpfähle zu überspringen, für den steht das Procrustesbett bereit. — Die Angst, es könne „aus einer industriellen Maus ein politischer Elephant“ werden, hat schon viel Unheil angerichtet und manchen braven Mann mit gebrochenem Herzen unter den Rasenhügel gebracht. — Wir haben ein theueres Grab hier, darunter ruht Einer, der an den thüringischen Verhältnissen gestorben ist, ein Geist, wie seit Luther kein Zweiter in Thüringen mit der Leuchte der Wahrheit und dem Schwert des Wortes aufgetreten! Unsere Leser kennen ihn, den Gründer dieses Universums, den Genius, welchen die hässlichen und launigen Kobolde und Zwerge unter und über der Erde so lange mit Steinen, Knäppeln und Roth bewarfen, bis er seinen Stab nahm und für immer von dannen ging. *)

Thüringen, und besonders der Thüringerwald, ist dadurch, daß das Dampfroß bis zu dessen Nordfüße vordringt, während der schönen Jahreszeiten reich an nordischem Besuch. Da flüht die weiche Sprache des Ostseebewohners, da singt der süße Sachse, da klappert die berliner Zunge, bauschige Reisfröcke rauschen den Wasserfällen des Gebirgs zum Troß, der Zwicker sitzt im verzerrten Auge, und das milde Urtheil der großen Welt findet Alles so passable, so nett! Die Natur bleibt aber ewig gesund und jung und schön, da lacht die grüne Erde dem blauen Himmel so offenherzig an, wie die Augen der schmucken, starken Kinder des Gebirgs Dich anlachen, die Berge tragen ihre Buchen-, Eichen- und Tannenkronen stolz auf den Felsenstirnen, und die Wiesen der Thäler schmücken mit der buntesten Pracht sich und die Quellen und Betten ihrer köstlichen Gewässer. Diese Natur macht sich gar nichts daraus, ob die zweibeinige bezwickerte, verpuppte und verzerrte Unnatur noch so wohlwollend und herablassend auf ihr herumsteigt. Ich höre eine Stimme vom Süabhäng des Gebirgs her, die singt, was wahr ist:

Der Thüringerwald
Ist im Winter gar kalt,
Und die Bäume ganz weiß
Und die Wege voll Eis!

Ihr Dente, packt auf
Und geht emal 'rauf,
Wenn's Frühjahr zur Nacht
Die Thüre aufmacht!

Die Blümle! Die Gründle!
Die Wälder! Die Berg!
Was ist da der Mensch
Für ein lausiger Zwerg!

Die besuchtesten Punkte des Gebirgs sind im östlichen Theile die kaiserliche Schwarzburg und das Felsen-spallier des Schwarzathals, die prachtvolle Klosterruine von Paulinzelle, Blankenburg mit den Trümmern des

*) Ueber das Leben und Wirken Joseph Meyers erscheint demnächst eine besondere Schrift im Bibliographischen Institut, auf welche wir im Voraus dieses deutschen Mannes zahlreiche Verehrer und Freunde aufmerksam machen.

Greifenstein, die Saalestädte Saalfeld, Rudolfsstadt und Jena mit ihren reizenden Umgebungen; nach Westen hin lockt Ilmenau mit Ugersburg, da hebt das Gebirg seinen Rücken immer höher, läßt das erdröhnende Suhl tief im Thal erblicken, zeigt den Oberhof auf der Schulter und setzt die hohe Sturmhaupe des Inselsbergs auf, dessen feinerne Helmspitze jetzt einen weiten Blick über das Berg- und Thälermeer in die ebenen Lande hinaus gewährt. Gerabwärts geht's durch das Felsen- und das Drusenthal, da winkt schon wieder Reinhardtsbrunn mit der frischen schönen Schminke auf der uralten Haut, und dort die berühmte frische und frohe Salzmannschaft in Schnepfenthal, und weiter Eisenach mit seinen Kunst- und Naturmerkmale der Sage und der Geschichte: Hörselberg und Wartburg, Vennsreich und Sängerkrieg, Lammhäuser und Luther! Und wandeln wir von da schnurgerade nach Süden, so tritt uns in Wilhelmsthal der Geist Karl Augusts und seines Göthe entgegen, noch weiter ragen die Trümmer der Burg Altenstein über den Bergwaldsaum empor, und endlich empfangen und umfassen uns heitere Anlagen, zeigen sich bald leise, bald kräftige Nachhülfsen kunstreicher Menschenhand bei den Bildungen und Gestaltungen der Natur, und wir sind, wohin unser Stahlstich uns ruft, im Bade Liebenstein und am Fuße der Anhöhe, welche die Burgreste gleichen Namens trägt.

An einer schönen Stätte auf heimischem Boden soll man den Leser nicht schriftlich herum-, nicht jede Einzelheit ihm beschreibend vorführen. Man soll ihm nicht mehr sagen, als nothwendig ist, um ihn von der Scholle weg, vom Kanapee empor, aus der Arbeitsstube heraus zu reißen, ihn in den Wagen oder in die Reiseschube zu bringen, ihm die Familie oder den Reifestock allein mitzugeben. Nun komm' und sieh Dich selber um! — Aber beleben muß man ihm vorher die Gegend mit den Gestalten der Sage und der Geschichte: dann wird sie ihm leichter selbst heimisch, und manchen Baum, manchen Quell, manches alte oder neue Gemäuer oder Gebäude begrüßt er wie einen alten Bekannten, wenn in seinem Gedächtniß ein Bild der Sage oder der Geschichte mit dem Namen desselben verbunden ist. Folgen wir heute dieser weisen Lehre, die wir uns selbst gegeben haben.

Du bist so gefällig, lieber Leser, auf der Straße von Obergrumbach herzukommen. Von da wandelst Du in einer schattentälen Allee zwischen freundlichen Häusern und Parkanlagen zu den Hauptgebäuden des Badeorts Liebenstein. Drehe Dich auf einem Absatz herum, so fliegen liebliche Wiesenflächen, der bewaldete Berggipfel, herrliche Baum- und Felsenpartien und der Bergformenreichtum des Thüringerwalds als Hintergrund wie ein rasch abgerolltes Panorama an Deinen Augen vorüber, und Du weißt, daß, wie mir ein Fremdenführer sagte, Du eine Figur bist in einem reizenden Idyll, welches eines göttlichen Dichters Laune in ein erhabenes Epos verwebte. Jene Allee führt Dich vor das Fürstenpalais, das sich durch Glaskuppel, Säulen, Balkon und geschmackvolle Blumenumkleidung auszeichnet. Dem Palais gegenüber, im sogenannten Längen Bau, kannst Du ein Zimmer finden; ist's da nicht mehr möglich, so kommst Du im Kurgasthause oder in einem der anmuthi-

gen Häuser des Dorfs mit. „Jetzt weiter! Neben dem Marktpalast steht da das Theatergebäude; da erblickt man das Brunnenhaus und einen Theil des Dorfs. Vor dem Kurhaus ist ein prächtiger Platz, der geht's allen fünf Sinnen so gut, daß der ganze Mensch froh wird. Das Auge erfreut sich am Blick in das heitere Werrathal, die vortreffliche Musik der herzoglichen Kapelle von Weimingen entzückt Dein Ohr, dieselben Düfte, welche, über die klaren Gewässer hin und zwischen den rauschenden Blättern der Bäume hindurch wehend, so erfrischend auf Dein Gefühl wirken, tragen die Wohlgerüche des Blumenflors Dir zu, und wenn gar an Sonn- und Feiertagen die bildschönen Töchter des Gebirgs kommen und in ihrer malerischen Tracht vor Dir dahinschreiten, und die kräftigen und sonoren Stimmen des Steinbacher Singvereins unter den Baumhallen aufsteigen, da muß auch Dein Geschmaack eine stille Freude empfinden über die perlende Gottesgabe! Wenn dies nicht, so bist Du ein krankes Menschenkind, das in die Wanne gehört, und dahin wollen wir sogleich gehen. — Da sind wir wieder am Theatergebäude, und mit diesem ist das Badehaus verbunden. Hier findest Du Bänne von indischem Marmor, eine Douche, ein Badbad; auch Cool- und Seesalzbäder sind da zu haben. Zum Ertrinken des Heilquells gehen wir in das Brunnenhaus, ein heiteres Rund, von einer Kolonnade umgeben, welche die Glaskuppel trägt. Die Quelle, zu welcher eine Stiegtreppe mit Geländer führt, strömt binnen $4\frac{1}{2}$ Minuten $\frac{1}{4}$ Eimer Wasser aus, und keineswegs von dem Wasser, welches „es freilich nicht thut!“ Der Surborn (Sauerbrunnen), wie er im Volksmund heißt, ist ein klares, farbloses, starkperlendes, erdig-salziges Eisenwasser von salzig-prickelndem, kratenartig-zusammengiehendem Geschmaack. In einem Pfunde desselben haben berühmte Sachverständige 26 Kubitzoll Kohlensäure, 2 Gran kohlensaures Eisen, $2\frac{1}{2}$ Gran Kalkerde und 2 Gran schwefelsaures Natron gefunden. Es nimmt somit unter den Eisenwassern Deutschlands eine vorzügliche Stelle ein, ist in Ansehung des Geschmaacks dem von Byrmont und Driburg fast gleich, verändert seine Eigenschaften nicht, wirkt (getrunken oder zugleich zu Bädern gebraucht) reizend, stärkend und zusammenziehend auf das Gefäßsystem, die Muskeln, Fasern und Nerven, die Schleimhäute, die äußere Haut, und schafft bei hypochondrischen, hysterischen und vielen anderen Uebeln Heilung. Wenn dies Alles nicht genügt, wer sein Heil auf kaltes Wasser setzt, der findet rechts vom Kurhaus die Gebäude der mit allem Nothwendigen, mit Apparaten zu Regenbädern, aufsteigenden Douchen, Quellbädern, Heiß- und Sturzbädern, ausgestatteten Kaltwasser-Heilanstalt. Nur Eines findet er in Bad Liebenstein nicht: Spielhöllen! Wer die sucht, muß anderswohin gehen, und „Niemand gibt ihm das Geleite.“

Weil nun, ob dieses Spielhöllen-Mangels, die Kurgäste nicht nur volle Zeit zum Gesundwerden, sondern auch zum Naturgenuß haben, so wollen wir rasch an Allem vorbeistreichen, was dem Liebensteiner Gast jene „Salons de jeu“, zu deutsch „Bänke der Schande“ ersetzt. Da gehen wir vom Kurhaus gleich zum Erdfall, einer

entzückendsten Misfantenke mit Springen, Spazieren und Wachen, einem Sammelplatz, wenn er bis hoch an
 den Gipfeln der Plume mit tausend Lampen geschmückt ist. Von da zum Burgberg schreitend gelangen wir
 zum Wernhardplatz mit der Fernsicht auf weite blaue Gebirgszüge, und von diesem aus am Tannwaldschen
 hin zur Burg, deren Trümmer stolz auf einem Dolomitsfelsen thronen. Die Landschaftsbilder durch die Fenster-
 bühnen sind so in keiner Gemäldegalerie wieder zu finden. Zwischen der Burgruine und dem Wernhardplatz führt
 ein Waldpfad zum Felsentheater, das vom edlen Rosengart (dem ersten deutschen Stenographen) in
 Abendglodenwehnhäusern zur „stillen Kirche“ erhoben wurde. Durch den Hain des Burgbergs herab-
 steigend werden uns die etwaigen mathisson'schen Burgrümmerteile vom Au- und vom Zigeunerbrunnen
 weggeschwenkt. Wir stehen an der Kaltwasser-Trinkpromenade und verfolgen sie bis zum Werner's-
 Platz. Noch weiter, als da, reicht der Blick bei der Moosbütte am Aschberge: dort liegen über 37 Orte Dir
 zu Füßen. — Von Liebenstein eine gute Viertelstunde ostwärts wandernd, stehen wir vor dem Eingang in das
 Thüringer Thal mit dem Eselsprung, einer hufähnlich eingepreßten Vertiefung in einen Fels, von welchem
 D. Luther, nach andern Sagen Christus selbst, auf einem Esel reitend hinab gesprungen ist. Wer von Lieben-
 stein aus Glücksbrunn (Schloß und Ort mit einer großen Maschinen- und Kammwollspinnerei, nebst Muster-
 wirtschaft) und Schweina (einen ansehnlichen Marktflecken) besucht, dem erscheint zwischen den mächtigen
 Granit- und Dolomitsfelsen im Westen das Bild eines steinernen Riesen, der in seinen Mantel gehüllt dasitz und
 einen hohen Pokal vor sich hält. Diese Bedeutung jenes Felskolosses erkannte zuerst ein Dichter, der's verstand,
 und erzählt, der greise Becher habe auf dieser Stelle mit goldenem Wein das schön blühende Land leben lassen und
 sei, den Becher in der Hand, gleich da geblieben. Denn:

„Er stieg nicht mehr herunter
 Vom Felsen thron in's Thal.
 Er saß, ein steinern Wunder,
 Hoch droben im Morgenstrahl. —

Der Wand'rer, freudbeglänzt,
 Schaut nach den Becher so,
 Die Auen liegen blühend,
 Noch seines Segens froh!“

In der Nähe des Glücksbrunner Schlosses ist abermals ein schattenkühler Erdfall, und aber nur des star-
 ken Bades wegen interessant, der aus einer Grotte dort hervorbricht. Könnten wir diesem Bade von da in seinem
 naturwüchsigen Felsenbette aufwärts folgen, so gelangten wir in die prächtigste Halle der großen Höhlen, die
 am 28. Juni 1798 hier entdeckt worden sind und über deren, bei voller Beleuchtung, bezauberndes Innere ich
 gar nichts verrathe. Hier gilt's, unvorbereitet genießen! — Zu den Herrlichkeiten des Bades Liebenstein gehört
 aber auch noch das Sommerloß Altenstein mit seinem großartigen Naturparke und dazwischen den nirgends
 fehlenden Gemälden der Menschenhand. Haben wir auf dem Gipfelpunkte des Thurms der alten Burg das Rund-

Wid mit ruhigem Auge umgangen, so verlassen wir die Terrasse und bestiegen den Felsriegel der Ritterkapelle; schlendern an der großen Linde vorüber zum Wasserfall und zur Sennhütte, lassen uns von da auf die Teufelsbrücke verführen. Von da ist nicht weit zur Stätte der Rabenburg, wohin die Sage jene „lebendige Mauer“ verlegt. Seller leuchtet durch die Geschichte der Bonifaciusfels und die Bonifaciuskapelle. Ein Denkmal der Kindesliebe ist der Blumenkorb auf 60 Fuß hohem Felsobelisk; von da führt ein Schattenweg und ein Grottengang zur Rotunde mit ihrer Ueberraschung. Aber der imposanteste der altensteiner Felskolosse steht am Abhang des nach Glücksbrunn hinab abgedachten Bergvorsprungs: der Höhlenstein, so genannt wegen einer thorartigen Höhlung am Fuße, in welcher eine doppelte Aeolsharfe ihre elegische Zauberei treibt. Wenige Schritte von hier erblicken wir das Morgenthor zwischen den ungeheueren Felsmassen, und wer den Abend auf herzerhebender Höhe will scheiden sehen, der steigt da hinauf.

Dies Alles schmiegt sich dem liebensteiner Bade als Zubehör an. Für den rüstigeren Wanderer bieten sich Berg- und Thalfahrten vom größten Interesse. Nur Tagereisen sind es, die ihn führen nach Marienthal, Salzungen und Krainberg, nach Wilhelmsthal und zu der Wartburg, auf den Inselberg und in das Drusenthal, nach Wallenburg, Stahlberg und Schmalkalden, nach Meiningen und zum Landenberg. Und wenn der in Liebenstein Genesene aus Dankbarkeit gegen den Thüringerwald den ganzen Rennsteig entlang läuft, so wird auch dieser Lauf ihn nur zu neuem Danke gegen das schöne Thüringen und sein gemüthbefelligendes Bad verpflichten.

Da hat der Leser eine lange Reihe von Namen, aber hinter jedem steckt ein Rockvogel, dem man getrost folgen darf. Belebt sind die meisten dieser Punkte durch zahlreiche Sagen, von denen manche Hand in Hand mit der Geschichte gehen, andere zu ihr hinführen. Die Erzählung derselben würde ein Buch füllen, und wir haben nur Blätter zu bieten. Es müssen ein Paar Andeutungen genügen. Den thüringischen Sagenmann, L. Beschstein, kann der Badegast ohnedies immer hier an der Quelle begrüßen.

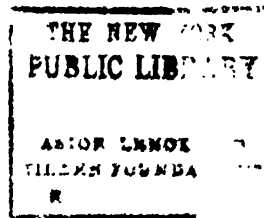
Der Gast hat vor Allem die Aussicht, sehr reich zu werden, wenn er die weiße Frau erlöst, die auf der Burg einen großen Schatz hütet. Auch die liebensteiner Teufelsmächte sind berühmt. Der Teufel hat in Einer Nacht die ganze Flur mähen müssen und ist darüber in Verzweiflung gerathen, nach Salzungen entflohen und dort in einen tiefen Lümpfel — die Teufelskutte — gefahren. Da steckt er noch. Tief im Wald bei Altenstein ist die Stätte, wo die Burg Altringenstein stand. Da sprang eine geraubte Braut glücklich hinab; ihr zu Ehren heißt der Bach, der dort fließt, der Brautborn. Aber auf der Stätte selbst geht eine schöne Jungfrau mit einem Schlafselbund um; von den Flachsknotten, die sie Dir etwa anbietet, nimm ja, das wird lauter Gold! — In den verschütteten Kellern dieser Burg liegen ungeheuerer Fässer voll des besten Weins; das Holz der Fässer ist versauft!

das Bienenstein anzog das edle Waf fast mit einer krystallinen Haut. Bei Stollbrunn geht gar ein goldener Fluß um: der zeigt den Reichthum an, der in den zerlassenen Schächten der Wenge der Erlösung harret; und wir geh'n gar in den Gräben um! Da gibt es Snomen und Mnomen, wenig klein und riesengroß, und schöne und wunderliche Geschichten in Menge. Ueber'm Ruthersbunnen mitten dem Gerbenstein haben Mönche, deren Kloster einst dort stand, auch einen großen Schatz vergraben. Eine der Mönche hat sich dorthin verwünscht und läßt sich als schöne weiße Jungfer sehen. Sie ist besonders Kindern gut und gibt ihnen Meeren und Rirschen und Blumen. Nicht ist sie noch nicht, ebenso wenig wie ein häßliches Alchblatt im Flußberg, hoch im Gehirg über Stedenstein: ein Wegger und Wirth, ein Mäher und ein Ackersteinverwüster; die sind von einem Jesuiten und Welschburger dort in ein tiefes Loch gehauet und spielen Darts und raufen sich bis in's Größte. Und was in und bei den gespen und kleinen Seen Alles vorgeht! Wie heimlich schauerlich ist das! Gar merkwürdige Streiche über das die Welschbunnen aus, die in den Wäldern und Höhlen haufen. Aber der Mönchsstiftsturm, der an dem Stollbrunnfels sich anlehnt, zeigt Dir die wahrhaftigen Fußstapfen eines großen Mannes. Und der Ruthersfuß, der in einem Stein beim Stollbrunn sich abgedrückt hat, gibt Dir einen Mann, das Mönch in der Nähe ist und die Welschbunnen und die Ruthersquelle, und wie hoch der Mann im Walle steht, daß er nicht nur ein Held der Welschbunnen, sondern auch der Wenge geworden ist.

Dagegen liegt die Welschbunnen de. und Burg und Bad Stollbrunn etwas abseits vom breiten Strom der Weltgeschichte, von dem nur die und da eine Welle vorüber in das Thal schlingt. Aber die ersten Steine zum Bau der Burg hat aufsetzen lassen, nach Mönchs. Vielleicht war es der Welschbunnen Bischof, der es mit dem Welschbunnen Bischof gegen Kaiser Heinrich IV. that. Einen solchen Schauer kann sich jede Wenge gefallen lassen, wenn es nicht von den Welschbunnen als der „allerschwersten und hehrsten Wenge“ gewiesen. Eine andere noch glücklicher Welschbunnen ist die, daß von den Welschbunnen Bischof, dann das nahe Stollbrunn gehörte, das berühmten Welschbunnen Otto von Welschbunnen Welschbunnen auch in diesen Wäldern erlangt. Aus der Welschbunnen des Welschbunnen Bischof war nichts Schriftliches über Welschbunnen; erst gegen das Ende des 14. Jahrhunderts begannen die Welschbunnen mit den Welschbunnen Welschbunnen, Welschbunnen, Welschbunnen und Welschbunnen. Nicht hell wird der Wenge Geschichte auch durch die Welschbunnen des Welschbunnen. Ringsum brannten viele Wälder und Schlösser, auch widerwärtige Dörfer, nach dem Welschbunnen Welschbunnen der Welschbunnen: „Wir gehen aber nicht gefahr!“ Einer der Welschbunnen von Stollbrunn hörte damals die Welschbunnen in Welschbunnen nach Welschbunnen seines Leibes Joh. 21, wo Petrus sagt: „Ich will Welschbunnen gehen“ den Welschbunnen predigen, daß die Welschbunnen und Herren gleich den Welschbunnen seien, welche die Welschbunnen Welschbunnen. In der Welschbunnen Welschbunnen seines Welschbunnen gab der Welschbunnen sofort, nach an der Welschbunnen, seinen Welschbunnen Welschbunnen Welschbunnen in allen Welschbunnen seines Welschbunnen. Und das ganze Dorf zog zum

Fischen aus, und der Junker unterschrieb die 12 Artikel des Aufrühr-Manifestes. Als aber die letzte Schlacht von Frankenhausen geschlagen war, kam das strenge Gericht auch über die Bauern dieser Thäler, und es blieben ihnen — so spottete der Junker — von den edelmännischen Fischen viele Gräten im Haife stecken. Im schmalen kaldischen Krieg rettete sich die Burg durch ihre stärkere Befestigung. Damals saß droben Junker Almus von Stein, ein Lehensmann des Herzogs Johann Friedrich des Mittleren von Sachsen, der durch die grumbach'schen Handel Land und Freiheit verlor und nach achtundzwanzigjähriger Gefangenschaft in Oesterreich gestorben ist. Nachdem sein Vetter August, der Kurfürst von Sachsen, mit dem Reichsheer Gotha, des Herzogs Residenz, genommen hatte, ward auch Liebenstein belagert. Erst nach drei Monaten gelang die Erstürmung der tapfer vertheidigten Burg. Almus fiel im Kampf, die Burg wurde zum größten Theil zerstört und der Glanz des Hauses war erloschen. Nur einen Theil der Güter konnte Almus' Wittve erhalten, und stellte den Liebenstein nachher wieder her. Ihre Nachkommen hegte der dreißigjährige Krieg mit über die Schachtfelder, die Familie schwand zusammen, so daß im Jahr 1676 nur noch eine alte Majorin mit zwei Dienerinnen in dem alten Hause saß. Da fiel die Burg an Herzog Ernst den Frommen, der sie Gärten und Gemarkungen, Schatzgräbern und Leinwandbrennerei zum Nachtquartier überließ. Stürme und Wetter fraßen am Dach, bis die Wölken in's Gemäuer hineinschauen konnten, und so entstand die schöne Ruine, wie sie der Leser auf unserem Bilde über den Bergwald emporragen sieht.

Aber ein schöner Zug der Geschichte ist es, daß die Söhne der beiden Unglücklichen, durch deren Mißgeschick der Glanz Liebensteins auf dem Berge erloschen war, sich die Hand reichten, um ihn im Thale zu erneuern. Ein Sohn jenes Almus, Hermann, wurde der Viebling des Herzogs Johann Altmir von Coburg und Wittenberg, eines Sohns jenes Johann Friedrichs des Mittleren. Hermann bewog den Herzog, den Liebenstein unter seinen Stein zu gebrauchen. Derselbe sprudelte damals aus einem Morast bei einem kleinen Teiche unter einem hohen überhängenden Weidenbaum hervor und war von jeher von den Bauern als ein gesundes Wasser geschätzt worden gegen alle Krankheiten. Die Heilkraft des Quells stießen diese natürlich mit alten Weidenbäumen zu, der mit Gewalt entfernt werden mußte. Man legte die Quelle frei, die 13 Fuß unter dem Morast aus reines, sich hervorquoll, gab ihr eine schöne Umfassung mit Geländer und Treppe, und schon 1680 erschien die erste gedruckte Schrift des Magister Libanius über den „Anstirmitanischen Gesundbrunnen zu Liebenstein“, der Herzog, mit geistlichem Hofstaat, großem Marstall und fünf Hofmännern belebte das bis dahin so stille Thal und zog gegen wärmere Gänge allwärts herbei, und Liebenstein war für jene Zeit ein berühmter glänzender Badeort. Da kam der dreißigjährige Krieg, der etwas mehr auf dem Gewissen hat als Liebensteins Verfall. Erst zu Anfang des folgenden Jahrhunderts suchte ein Herr von Fischen das Bad wieder zu heben, erbaute dasselbst ein Gefälle, das jetzige Kurhaus, pflanzte die wohlthätigen Baumgruppen vor demselben und zog glücklich die künftigen Nachkuren





DAS GRAB DER MARIA

Ein Bild von der Grabkammer der Maria in Jerusalem

Eugenius A. Schlegel

nicht als Gift zur alten Quelle. In seinem jetzigen Stand wurde der Bader erst besetzt, nachdem er durch Kauf in den Besitz des herzoglichen Hauses von Sachsen-Meiningen gekommen, und das geschah am 1. März 1800, Herzog Georg, ein Fürst, von welchem sich das Volk noch heute so viel Edles, Originelles und Handfestes erzählt, daß auch er einst ein Mann der Volksfage werden wird, ist der Restaurator des Bades. Er zauberte in die frische Waldnatur ringsum den blühenden Garten. Sein Nachfolger pflegte des Vaters Werk mit Liebe, die Umgebung gewann an Schmuck, das Bad an Reichhaltigkeit und zeitemäßiger Verbesserung der Anstalten; noch im Jahr 1846 wurde sogar 105 Fuß tief eine im Freien springende Mineralquelle erböhrt. Natur und Kunst haben ihre Pflicht gethan, sie spenden Segen für Leib und Seele, und keine Hölle vergiftet Heilung und Heil.

Das Grab der Maria.

Da stehen sie und knien sie, die Augen und die Hände erhoben im begeisterten Anstaunen des Wunders und im anbetungsvollen Nachschauen, die Geister der trauernden Erde entrückt. Der schöne Jüngling Johannes, den einst der Herr der Mutter zum Sohn gab, ist zum Mann geworden und preßt die gefalteten Hände auf das Herz voll Trauer und Wonne, und rings die Apostel alle, und sie allein im Entzücken der Erfüllung vom Worte des Herrn. Wie folg' ich ihren Blicken mit zager Lust, Ganz wie sie die göttlichen Wunder im Himmel täglich sehen und jede Nacht, so schweben die Schaaren der Engel hernieder im Wolkenfranz, vergoldet von der ewigen Sonne. Und inmitten des Engelkranzes seh' ich sie, die Mutter-Maria, wie die Sehnsucht nach dem göttlichen Sohn sie hinauf in's Reich des Ewigen hebt. Wie die Engel flattern zwischen den Wolken im Reihentanz! Und weit, weit hin auf der Erdschwand im Aether, dehnt sich der Kreis der Engel, ein unermesslicher Ringkreiß der jubelnden Kinder des Himmels. Und hoch oben, aus der höchsten Herrlichkeit des ewigen Lichtes, schwebt hernieder der Vater der Welt, die Arme liebend ausgebreitet der strahlenden Mutter der Gnade entgegen. Welch ein Glanz! Im Meere des Lichts schwebt sie höher und höher! Sie breitet die Arme aus! Ich fühl's an der heiligsten Brust; darin mir, das Herz pocht, wie sie den Athem an sich hält, wie der Wunderschein, Seligkeit die Heiligen durch-

stürzt! Wie gewaltig hebt der Flügelstich der Schmeichelei einer Mutter! Und man schwebt über, der ganze Krug der Engel, die strahlende Madonna und selbst das Lichtmeer rings um sie höher und höher, und ich fühle die Wärme des Aufschwungs und halte den Athem an und fliege mit höher und immer höher — —

„Doktor, jetzt hätten Sie da gelegen! Wer wird sich denn so zurückbiegen? Das sind die alten Stühle hier nicht gewohnt!“ —

Gier? Ja so! Ein junger Künstler war's, der mich vom Fall errettete. Wir waren in der Sala della pubblica funzione der Akademie zu Venedig, und ich saß vor Tizians Himmelfahrt, — nein, der Maria Himmelfahrt von Tizian, — und doch war es scheinlich eine Himmelfahrt Tizians! Bin ich denn nicht mit hinauf gefahren eine große Strecke? Und der alte bigotte venetianische Stuhl kratzte, weil ich ganz mit hinauf wollte! Auch der Künstler war mir offenbar neidisch, sonst hätte er mich fliegen lassen.

Das Grab, von wo aus diese Himmelfahrt geschah, ist noch heute zu sehen: unser Stadtthor zeigt ihr getreues Bild. Wenn Du aus Jerusalem durch das Stephans Thor, das auch Löwenthor genannt wird, hinaus schreitest, so gelangst Du in einen Thalgrund, der hier nur vierhundert Fuß breit ist und in welchem Du das Bett des Baches Kidron siehst. Nur in der Regenzeit fließt Wasser darin. An seinem linken Ufer siehst Du das Grab der Maria. Das Äußere ist schmucklos, das Innere eine große Felsenhöhle mit mehreren Klüften, erleuchtet von unzähligen Lampen. Mönche halten Wacht vor dem leeren Grabe, das zu den heiligsten Wallfahrtsstätten des Morgenlands gehört.

Reisen von Babylon.

Vor etwa 2480 Jahren bedeckte das Land zu beiden Seiten des Euphratstroms, das unsere Stadtstätte und mit Arkadern besetzt zeigt, eine Stadt, wie das heutige London. Zwei Millionen Menschen lebten innerhalb der Mauer, durch welche 100 kleine Thore in's Freie führten. Wir Alle erstauen und noch in der Erinnerung unseres ehemaligen Gemeinens über die Größe und Pracht der Stadt, mit welcher und der Herrscher im ersten Aufbruch der Welt übersehen. Bleibt nur, Kinder — hier es da, — 200



RUINEN VON BABYLON

Aus d. Künste- u. Skizzen v. H. Dohm

Friedrich d. Verleger

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR LENOX
TILDEN FOUNDATION

Ellen hoch war die Mauer, also noch einmal so hoch, wie unser Kirchturm, und 50 Ellen breit und 250 Thürme standen auf der Mauer, und wer um sie herum gehen wollte, hatte einen Weg zurück zu legen von Koburg bis Gotha. Und dann erzählte er von den hängenden Gärten, die einst Nebucadnezar aufgebaut, aus Liebe zu seiner Gemahlin. Denn diese stammte aus Medien und sehnte sich so sehr nach ihren waldigen Bergen, daß der König diesen künstlichen Bergpark errichtete, Terrasse über Terrasse auf mächtigen steinernen Pfeilern, hoch mit Erde bedeckt und durch ein Pumpwerk reichlich bewässert. Und als die südliche Sonne Bäume, Gesträucher und Blumen hatte gedeihen lassen zu der Königin Freude, nannte Nebucadnezar diesen hängenden Park sein schwebendes Paradies. Und gar der Thurm zu Babel, wie füllte der die ganze Phantasie aus! Wie weit ragte der über alle Wolken, und wie ärgerten sich die kleinen Lateiner über ihn, weil ohne seine Erbauung die vielen andern Sprachen nicht auf die Welt gekommen wären mit ihren kleinen und großen Brödern und Zumpten und Schellern und But- und anderen Männern nebst all' den lustverderbenden Exercitien. Dafür hat er's nun auch, der babylonische Thurm! Seht nur hin, Kinder, das abgebrochene Mauerviereck im Hintergrund unseres Bildes, das ist er! So ist er seit der kurzen Zeit von 24 Jahrhunderten herabgekommen! Was zuoberst prangte, sie sagen über 600 Fuß hoch, das bildet nun hohe Hügel zu seinem Fuß, und er und das wüste Durcheinander der königlichen Paläste und des schwebenden Paradieses sind seit Jahrhunderten, ja schon seit dem Tode des macedonischen Alexanders des Großen als unermessliche und unerschöpfliche Stein- und Ziegelbrüche in Betrieb genommen worden, aus denen all' die Dörfer hervorgegangen sind, welche jetzt die Stelle der alten Stadt einnehmen. So geht es, und so wird es einst auch London und allen Städteungeheuern der Erde ergehen. Nachdem sie Dorf um Dorf und Flur um Flur verschlungen mit den Hunderten nach allen Seiten hinaus schnappenden Rachen ihrer Straßen, werden, wenn wieder Getreide auf den Stätten ihrer Märkte und Exercierplätze gedeiht, aus den Trümmern der Prachtpaläste und über den versunkenen Straßen der Armuth und der Laster auch wiederum helle frohe Dörfer erstehen. Ob das wahre menschliche Glück reichere Blüthen treibt zwischen dem Aehrenmeer der Dörfer, oder zwischen dem Häusermeer der Weltstädte, ist dem Weltlauf einerlei, denn aus den glücklichen Dörfern entstehen möglicher Weise wieder unermessliche Städte und so fort, und Tausende fragen darin: wo wohnt das Glück? — Aber — „ein Narr wartet auf Antwort.“

Schloß Willanow bei Warschau.

Eine Reliquie Polens! Johann Sobieski hat das Schloß gebaut und türkische Hände haben daran gearbeitet. Es waren die Gefangenen, welche der tapfere hochherzige König aus seinem wiener Befreiungszuge mit sich heim geführt hatte. Die Vollendung des Baues fällt in das Jahr 1585; elf Jahre später lag in seinen Räumen die Leiche des großen Mannes. Der alte Krieger hatte seine letzten Tage hier in der Ahnung vom Untergang des längst an innerem Hader unrettbar dahin zehrenden Vaterlandes vertrauert.

Das Schloß liegt zwei Stunden von Warschau an der Weichsel und ist von einer lieblichen Landschaft umgeben. Jetzt eine Festsung der Grafen Potocki, ist es in würdiger Weise dem Verfall entzogen und ausgeschmückt mit vielen Gegenständen der Erinnerung an Johann Sobieski und das Polen seiner Zeit.

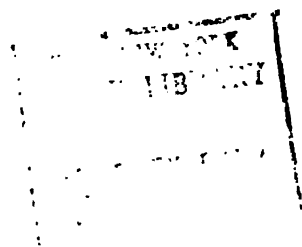


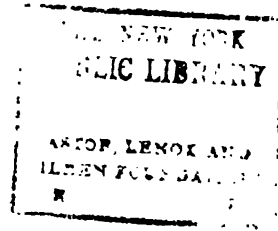
SCHLOSS WILANOW bei Warschau

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Herzog in Blüth

Eigenthum d. Verleger

Digitized by Google







21. GEMALTENSTÄTTE DES HILFENDES

Aus d. Konstantin. d. Basilika hier in Hildes

K. v. d. B. d. V. d. V.

Die Geburtsstätte des Heilandes.

Glimmert's im Thale vom Gabb der gräßlichen Sonne? Zu Hüfen
Meinem erhebenden Berg preingen die Auen im Schmuck.
Ueber die Wälder empot erhoß sich der strahlende Morgen,
Ueber den Fluren des Thals schwebet die segnende Hand.
Siehe, zum Lobe des Herrn erwachten die Lände im Festschmuck,
Sonntagfestlich begrüßt Himmel und Erde mein Aug.

Sonntagmorgen, warum erfüllst du mit heiliger Weihe
Jedem das Innere, der tren sich zum Kreuze bekennet?
Sind es die Glocken des Thals und die schallenden Kirchen der Berge?
Weckt erst mahnend ihr Ruf in Dir den felernden Ernst?
Blick in des Urwalds Nacht im entferntesten Westen des Glaubens,
Wo die Verlassenheit nur Leben und Lieben umringt:
Rauschende Wipfel allein verkünden den nahenden Morgen,
Aber die Feler des Herrn schmückt auch dem Farmer das Haus,
Schmückt das Weib und die Kinder am Leibe und schmückt sie im Herzen,
Ferne von Gypse und Klang weicht sie das stille Gebet.
Sind es die ragenden Dome und Thürme der Pracht, die emporziehen?
Glaubensfeier, wie war' deine Gemeinde so klein!
Oder erhebt nur die Kunst begeisterungsfelig die Sinne?
Schimmert der Gloriensstrahl uns durch das Aug' in die Brust?
Schwebt auf den Flügeln des Sangs, auf den schwellenden Tönen der Orgel,
Auf der Harmonie Wogen die Feler in's Herz?

Blick in die Wüste, es geht durch die Meere des Landes der Sonntag,

Blick auf die Puszta, Du siehst betende Hirten dort stehn!

Blick auf die Wellen der See, der Sonntag weihet die Segel

Jeglichem Schiffe in dem Dome von Himmel und Meer.

Ist es des Predigers Kunst, die gewaltigen Wortes den Tag preist?

Tausende feiern daheim, beten im Kämmerlein still.

Ist's nicht das Glockengetö'n, der ragende Dom nicht, die Kunst nicht,

Die an dem Tage des Herrn Fester gebietet dem Fest, —

Sprich, was ist es? Was hält mit der Hand unendlicher Allmacht

Segnend empor das Kreuz über die betende Welt?

Siehe, das ist der Gedanke, dem Geiste gegeben durch Christus:

Daß ein ewiger Gott Himmel und Erde regiert!

Daß Millionen der Menschen sich fühlen in Einer Gemeinschaft,

Welche die Erde umfaßt: ihrer Gemeinschaft in Gott!

Freie Bürger im Reiche des göttlichen Sohnes auf Erden,

Glücklich der Seligkeit hier ihrer Vereinigung dort,

Denn es erhebet das Herz der Glaube zum liebenden Vater,

Daß für den Himmel geweiht werde das hoffende Kind!

Das ist die Hand von unendlicher Macht: der Gedanke von Christus!

Er hält segnend das Kreuz über die betende Welt!

Klang und Gesang und Gebet umströmet die Erde, ein Weltstrom!

Kennst Du die Quelle des Stroms? — Folge! — Wir stehen davor.

Dort liegt Davids Stadt, aufsteigend am Fels. Und zur Rechten,

Von Terebinthen umsäumt, grünet das Feld des Gesangs:

Wo aus dem Munde der Engel den Hirten verkündet das Heil ward,

Wölbt auch der Himmel sich noch, den einst bestrahlte der Stern.

Laß uns die Stadt durchschreiten. — Wir stehn am lateinischen Kloster.

Hoche nur! — Prior, wo geht nieder zur Grotte der Pfad?

Taufendjährigen Säulen und Säulern vordrüber im Arzengang
 Führt uns der gläubige Mann zu der Basilika Thor,
 Welche „der heiligen Frau von der Krippe“ der Glaube geweiht hat.
 Teppiche, herrlich durch Kunst, schmücken dort Säule und Wand.
 Aber wir wallen hindurch. Tiefabwärts eilenden Stufen
 Folgend, durchquert uns ein Strahl, strahlet ein Licht in der Nacht
 Heller und heller mit jeglichem Schritt, und nun blendender Lichtglanz!
 Jubelnd begrüßt Dich das Herz, heiligste Grotte der Welt!
 Mächtiger Fels des Gebirgs umlagert gar sorglich die Höhle,
 Deffnend zum Feld des Gesangs pflügender Frommen den Gang.
 Aber im Grunde hat Liebe und Glaube geschmückt die Stätte,
 Golden erglänzt das Gewölb, strahlend in Pracht der Altar,
 Marmorn weiß darunter die Nische, von Lampen umhangen,
 Und auf dem Boden ein Stern! — Beuge die Kniee und lies:
 „Hier hat Jesum Christum geboren Maria, die Jungfrau.“ *)
 Hier ist die Quelle des Stroms, welcher die Erde umströmt.

Geist ist der Strom. Es irrten die Geister verlassen in Nacht um,
 Bar des Stabes zum Gang, bar auch zum Gange des Ziels.
 Stab und Ziel, das festete und bot der Erlöser den Menschen,
 Zündend ein ewiges Licht an in den Häuptern dem Volk.
 Neu ward die Staffel gebaut aufstrebender Lebensgestaltung,
 An Mannfaltigkeit reich hob ihr Gehild sich empor.
 Gott in der Höh' ist der schaffende Geist, der Erhalter der Welten,
 Der die Sphären des Alls liebebefelnd durchbringt.
 Fest ist gebahnet der Pfad zum Ziele, dem höchsten und letzten:
 Heiligung Aller in Gott bis zur Befelzung dort!

*) Die in Silber getriebene Schrift in dem Kreis um den Stern lautet: „Hic est natus Christus de virgine Maria.“

— 88 —

Menschen ein menschliches Mitleid der göttlichen Liebe und Barmherzigkeit
Predigte Christus den Muth gegen den irdischen Tod.
Samen der Helden im Geist andernorts erhob er die Menschheit,
Endlich „durch Wahrheit frei“, zu der Verwandtschaft mit Gott.
Sieh, wie geweiht das Leben fortan den gestaltenden Trieb regt!
Wie die Gerechtigkeit im Staat schafft mit gewaltiger Hand!
Sieh, wie die Willkür stirzt und das Recht mit dem Schwert sich umgürtet!
Und am Familienbaum blühet der Segen des Volks!
Sieh, wie den Kindern zu Liebe im alternden Herzen der Glaube
Jimmer vom Neuen ergrünt, lebend und stehend zugleich!
Wo nur der Tod und die Nacht gestanden am Thore des Lebens,
Reicht, der Verherrlichung froh, Leben an Leben sich an,
Strahlt das verklärende Licht auf der Sterbenden letzte Gemeinschaft,
Das sie, zum Leben in Gott weihend, auf ewig verklärt.

Aber, wie Christus einst, ward auch sein Glaube gekreuzigt.
Durch wie viel Blut, wie viel Roth zerrten und schleiften sie ihn!
In der Versuchung Nacht umarmten einst Lüge und Wahn sich.
Zähle die Opfer, die all' ihre Umarmung verschlang!
Wahn und Lüge erzeugten des Hochmuths Schwester, die Herrschgier,
Die mit der Habgier bald schloß den unheiligen Bund.
Nimm der Geschichte besudelte Blätter; die Fahnen des Kreuzes
Legen darauf, und das Kreuz ziert des Verbrechers Gebein!
Weil es der Lüge gelang, den Geist in die Form zu verschperren,
Werft anbetend der Wahn sich in den Staub vor der Form,
Stellt mit dem Schwert sich davor und mit Feuer und Salzen, wenn furchtlos
Schlägt an des Geistes Verließ eine gewappnete Faust.
Wie viel Opfer verschlingt die Flamme! Wie würgen die Ketten!
Ja, hohnlachend erfindet Marter auf Marter der Wahn!

Manch' Jahrhundert erfüllte der Kampf um des Geistes Befreiung
Aus der veränderten Form, bis sie zersprengte der Geist. —
Sahst Du die Stätten, wo einst der gewordene Glaube geschmückt lag?
Heilige Feier war da, daß man ihn täglich begrub!
Täglich begrub vor dem Volke, das, stumm, nur das Eine erkannte,
Ob der Kreuze Du mehr, oder ob weniger schlugst!
Stätten gab's, wo der Glaube nur galt als gefügiges Leitsseil
In der Gewaltigen Hand nach der Gewaltigen Ziel!
Auch die Stätten hast Du erkannt stolzirender Weisheit,
Wo in der Theologie Banden die Religion
Barmte umsonst nach erquickendem Vorn! Ja, noch Andere sahst Du,
Die nur dem Teufel zu Lieb' wahrten den Glauben an Gott!
Heilige Leuchte der Welt, du warst in den Häuptern erloschen,
Und in den Lampen allein brannte das ewige Licht.

Endlich erwachte der Morgen! Aufathmete Glauben und Leben!
Und von der Liebe erhöht strahlet gereinigt das Kreuz!
Lobt ist der Wahn und die Lüge gestorben, die bösen Geschwister
Deckt die entsehlige Nacht in der Vergangenheit Grab.
Bald wird kommen der Tag, wo erbarmende Liebe allein herrscht,
Wo auf der Wahrheit Fels thronet der Glaube und spricht:
Wer in der Liebe lebet, der lebet in Gott und in ihm Gott! —
Glückliche Zeiten, ihr naht von Millionen ersehnt!
Glückliche Zeiten, o segnet mein Volk, das sehnendste! — — Oder
Ist der Versuchung Nacht, Gott, ist sie noch nicht vorbei?

Der obere Mühl.

„Der weeren twee Königskinder,
De hadden eenanner so leev;
Si 'nanner kunnen se nich kamen:
Dat Water weer vóels to deep!“ *)

Das ist der Anfang eines uralten ostfriesischen Volkslieds. So lange ist es her, daß den deutschen Königskindern das Wasser viel zu tief war! — Das ist nun anders geworden, erst in unseren Tagen. Die Königskinder überlassen es nicht mehr den kühnen Männern des deutschen Volks allein, über Meer zu fahren, sondern stehen als Herren und Führer selbst an der Spitze ihrer gerüsteten Schiffe. Der Jahrhunderte alte und von dem klügsten Nachbar sorgfältig gepflegte Irrthum, daß Deutschland ausschließlich Landmacht sei, hat ein Ende. Ein Ende hat das Vorurtheil, daß ein Staat ohne überseeische Kolonien keiner Kriegsflotte bedürfe. Auch hier kommen die vom wahren Bedürfniß diktierten Gesetze der Industrie und des Handels zur Geltung, daß überall der Handelsflotte angemessen die Marine der Waffen sein müsse und daß dagegen eine Kriegsflotte ohne Handelsmarine selbst dem reichsten Lande eine zehrende Krankheit sei. Deutschland besitzt, an Schiffs- und Tonnenzahl, ohne Oesterreich, nach Großbritannien und Frankreich, die dritte, mit Oesterreich nach England die zweite Handelsflotte in Europa.

Die germanischen Völker streben zum Meere, sie bewahren von den ältesten Zeiten unserer Geschichte an bis heute den unzerstörbaren Trieb und Beruf zur Seeherrschaft. Wer sich von der Wahrheit dieser Thatfache nicht überzeugen lassen will durch die Geschichte der Angeln, Sachsen, Friesen, der Hansa und der Niederlande, für den liegt das unumstößlichste Dokument noch heute ausgebreitet in Europa's Mitte: das deutsche Sprachgebiet. Auf der deutschen Sprachkarte hat die Nation die Grenzen ihres Bereichs gezogen, und wie steht das

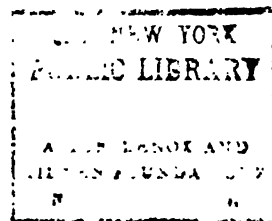
*) Da waren zwei Königskinder,
Die hatten einander so lieb;
Da einander konnten sie nicht kommen:
Das Wasser war viel zu tief!



OBER = MÜHL
an der Donau.

Aus d. Kunstanst. d. Biblioth. hist. m. Hdbk.

Eigentum d. Verleger



Bist desselben vor uns? Von Dänkirchen in Frankreich bis Riga in Rußland herrscht noch heute die germanische Zunge! Dänisch und holländisch, friesisch und sassisch sprechen die Völker, die von Dänkirchen bis nahe zur dänischen Küste am deutschen Meere wohnen. Dänisch-deutsche Niederlande bewahren noch heute im Volke das Bewußtsein der alten Stammverwandtschaft, und die Friesen Hollands und Deutschlands halten das germanische Völkerverband am Dollart zusammen. Ihre größten Triumphe feierte die deutsche Sprache an der Ostsee. Hier hatte sie fast das halbe Norddeutschland für sich erst zu erobern. Das Slaventhum herrschte bis zur Elbe und die Saale entlang bis zur Grenze von Böhmen. Hier drang zuerst die Religion kämpfend vorwärts. Wohin aber die Schwerter der deutschen Ritter nicht reichten, dahin trugen die Schiffe der Hanse deutsche Kultur und deutsche Sprache. Und so herrschen Beide noch immer an den Küsten der Ost- und der Nordsee weit über die Grenzen des jetzigen Deutschlands hinaus. Wie zwei sehnüchtlig und liebend ausgebreitete Arme strecken sich die Sprachgebiete nach West und Ost die Küsten entlang, — ganz so sehnüchtlig und liebend, wie das gesammte deutsche Volk zum Meere blickt.

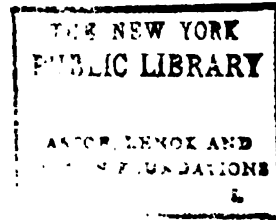
Wie im Norden die Meere, sind abwärts von den Küsten und bis hinauf zu den Gletscherbächen der Alpen die schiffbaren Ströme die Lieblinge der Deutschen. Den Germanen ist für das Leben des Wassers ein besonderer Sinn eigen. Wo wäre der Bach in Deutschland, dem nicht irgend eine Sage folgte? Wo der Fluß, dessen Ufer nicht Bauwerke des Stolzes oder der Andacht schmückten? Wo der Strom, der nicht seine begeisterten Säger hätte? Wo sind die Ströme außer Deutschland, die sich messen könnten mit dem Gesangesreichtum der unseren, von den Rheinniedern ohne Zahl bis zu den Pfälzerin, welche der Donau zu Ehren in den Lüften jubeln? Dafür waren auch die Ströme die Träger der deutschen Kultur. Den Rhein von seinen Quellen bis zu den Mündungen halten die Deutschen umlagert, er verläßt ihr Sprachgebiet nicht; Elbe und Oder entlang drang der Deutschen Herrschaft vorwärts, wieder bis zum Meere; und vom Meere an stromaufwärts schoben die Ordensritter Preussens einen germanischen Keil tief in das Polenland die Weichsel entlang.

Und die Donau? Da, wo unser Bild sie Dir vorführt, ist sie mit nichtdeutschem Volke noch nicht in Berührung gekommen, ausgenommen zur Zeit des großen Römerreichs, wo man am rechten Ufer zeitweise viel Latein sprechen hörte. Die Stelle findest Du so ziemlich in der Mitte der Stromfahrt zwischen Passau und Linz, im zweiten der großen Krümmungsbogen, welche die Donau dort zwischen den Gebirgen der beiden Ufer ziehen muß. Unterhalb Hainbach und wenn man an der in schauerlicher Wildniß klappernden Mühle Schläggleiten vorbeigefahren ist, öffnet sich ein sehr enger Felsenpaß, durch welchen der gepresste Strom mit allem Ungeßüm seiner schwellenden Kraft sich hindurchdrängt. Da, wo die Felsen wieder langsam auseinander gehen, der Strom aber noch zornig fort tobt, liegt auf steilem Felsenufer das Dertchen Ober = Mühl und gleich dahinter braust

die große Mühe aus einer Schlacht hervor in die Donau. — Die Donau geht aber weiter, ein deutscher Strom, der seinen kulturellgeschichtlichen Beruf wohl mittern einer Zeit lang vergessen, aber nie aufgegeben hat.

Die germanische Kultur schiebt nach Osten vorwärts, im Norden von Preußen aus nach Polen, im Süden von Oesterreich aus in die Länder der Magyaren und Südslaven, im Norden langsamer und Schritt vor Schritt, weil die Polen mit Nationalität und Religion den Preußen widerstreben, im Süden rasch und in kühnen Sprüngen, weil hier der Deutsche seinem Elemente folgt: der Donau entlang zum Meer! Zwischen Deutsch-Oesterreich und dem schwarzen Meere gibt es nur sehr wenige Städte, wo kein Deutscher wohnt, nicht deutsche Handwerker ihre Junst, ihre Herberge hätten, wo überhaupt gar nicht deutsch gesprochen würde. Bildet so fast jede Stadt gleichsam eine Station der vordringenden deutschen Kultur, so besitz dießelbe in der Zips und im Sachsenlande Siebenbürgens zwei große befestigte Lager, von denen das letztere in nicht langer Weile seine Dampfrösse bis zu den Mündungen der Donau senden wird. Mit diesen Dampfrössen werden die 112 Lloyd-Dampfer der Donau wetteifern, die von der deutschen Kaiserstadt zum Meere eilen, und es ist alsdann durchaus nicht anders auszubringen, als daß das Deutschthum seine Bahn nach Osten sich mit Dampf bricht.

Ich darf die einmal hervorgeführte Sprachkarte nicht weg legen, ohne unseren Lesern noch Etwas verrathen zu haben, welches das von mir so eben arg gehätschelte germanische Selbstgefühl wieder in bescheidene Haltung bringt. So viel wir im Osten zu gewinnen scheinen, so viel und weit mehr haben wir im Westen verloren: die Niederlande und die Schweiz, Lothringen und Elsaß sind politisch seit Jahrhunderten entdeutscht; jene selbstständigen Länder bewahren sich Nationalität und Sprache, von den an Frankreich gefallenen deutschen Provinzen ist Lothringen auch sprachlich für Deutschland bereits verloren. Das Elsaß schützen noch die Vogesen und die Mütter und vor Allem die Kinder des Volks auf dem Lande vor demselben Schicksal. Die Städter und die Männer hätten längst den vielen äußeren Einflüssen der vom Westen herein brechenden Civilisation des Reichs der Mode nachgegeben, und die unaufhörlichen Bemühungen der Behörden würden auch die sorglichen Bestrebungen der elsässischen Dichter, Schriftsteller und Volksfreunde nutzlos zu machen wissen, das Alles wäre so ohne Anstrengung und Aufsehen zu beseitigen gewesen und längst erklänge um Erwins steinernen Riesengedanken kein heimisch-deutscher Laut mehr, ja, wenn die Gebirge keine Völkerschutzmauern und — wenn die Kinder nicht wären!





NEU BRAUNFELS IN TEXAS

Ans d. Kunststat. d. Bibl. d. Institut in Heidelberg

V. d. R. 1858

Neu-Brannfels in Texas.

Es ist eine alte Lehre der Geschichte, daß die germanischen Völker die umbildungsfähigsten in Europa sind, wenn sie ihre rauhe Heimath mit einer milderen vertauschen, wo Klima und Sitten einschmelzend und erschlassend auf sie einwirken. Den vollständigsten Sieg errang über sie das romanische Element, so lange die Nationen romanischer Zunge ihnen an geistiger Befähigung und Bildung überlegen waren. Selbst wo Deutsche in Masse und als Sieger sich in südlichen Ländern körperlich schwächerer Völker niedergelassen hatten, verloren sie allmählig die Kraft, das Gepräge der eigenen Nationalität sich unverwischt zu erhalten. Nationalität und Sprache verschwanden, und der Sieger unterwarf sich der geistigen Macht der Sprache, der Sympathien und Lebensformen des besiegten Landes. So sind aus unseren Westgothen ächte Spanier, aus unseren Burgundern die besten Franzosen, aus unseren Longobarden die „Italianissimi“ Italiens geworden.

Diese Lehre hat sich in den Anschauungen der Deutschen über Auswanderung und Kolonisation festgesetzt. Da Deutschland ohne außereuropäische Besitzungen ist, so waren die Deutschen, welche nicht in preussischem oder österreichischem außerdeutschem Gebiete sich niederlassen wollten, gezwungen, im Bereiche fremder Nationalitäten und Regierungen ihren neuen Herd zu bauen. Es konnte demnach, auch als die Auswanderung aus der Vereinzelung in das Massenhafte überging, der Gedanke an eine Fortsetzung und Bewahrung des heimischen Volkslebens im fremden Lande lange nicht aufkommen. Wo ganze Gesellschaften sich an einer Stätte niederließen und ein Gemeinwesen gründeten, nannten sie, zwar die neue Heimath gern mit einem vorgesetzten Neu- nach der alten jenseits des Oceans, aber bis zu dem Gedanken an ein „Neu-Deutschland“ erhoben sich die deutschen Einwanderer selbst in den Vereinigten Staaten von Nordamerika nicht. Höchstens einem „New-Germany“ verstattete man die Möglichkeit einer zukünftigen Existenz.

Trotzdem gelang es günstigen Umständen, einer neuen Lehre in der Geschichte Raum zu schaffen. Weniger Absicht und Wille, als die Verhältnisse, namentlich geographische, waren es, welche in den mittleren und den Nord-Staaten der Union zahlreiche Gemeinden, ja ganze Städte deutscher Bevölkerung entstehen ließen, die, bei

aller Loyalität gegen die Ordnungen des Landes, ihr Deutschtum in Sprache und Charakter treu aufrecht erhielten. Diese Erfahrung schuf die neue Anschauung, daß massenhafte Niederlassung abseits vom Verkehrsstrom der herrschenden Nationalität das einzige Mittel zur Gründung und Befestigung deutscher Kolonien und zur Ausbreitung und Erstarkung des deutschen Elementes sei. Und diese neue Lehre ist es, welche dem „Mainzer Vereine“ vorschwebte, als derselbe Texas zum Hauptziel und Sammelpunkt der deutschen Einwanderung in Amerika zu erheben suchte.

Der „Verein deutscher Fürsten zum Schutze deutscher Einwanderer in Texas“ bildete sich im Jahr 1844. Die Statuten waren von dem Grafen Karl von Castell zu Mainz entworfen. Außer den Herzogen von Nassau (Protector), Weiningen und Coburg-Gotha, dem Fürsten von Rudolstadt und dem Landgrafen von Homburg zählte der Verein mehrere Prinzen regierender Häuser und viele der mediatisirten Fürsten und Grafen zu seinen Mitgliedern. Ausgesprochenen Zweck desselben war; „den in den Freistaat Texas einwandernden Deutschen Häufe und Schutz zu gewähren.“ Das am 9. April 1844 ausgegebene Programm erklärte: der Verein habe Texas sorgfältig untersuchen lassen, im Westen desselben ein zusammenhängendes, noch unbebautes Gebiet von beträchtlichem Umfang erworben, werde jedem Einwanderer ein der Größe der Familie angemessenes Stück Landes zu theilen, das durch dreijährige Bewirthschaftung als freies Eigenthum zu erwerben sei, habe für wohlfeile und gesunde Ueberfahrt und für unentgeltlichen Transport auf Wagen von der texanischen Küste nach der neuen Heimath gesorgt, wo endlich jeder Einwanderer ein eigenes Haus, Vorräthe aller Art, Hausthiere und Geräthschaften zu möglichst niedrigen Preisen bereit finde u. Als General-Kommissär des Vereins war Fürst Solms nach Texas voraus gereist und berichtete noch vor dem Abgang des ersten Schiffs, das am 18. September mit 120 Auswanderern Bremen verließ, günstig über das zur Ansiedelung erworbene Land. Ueber das Unternehmen erhoben die extremsten Parteien ihre Stimmen zu Lob und Tadel, beide, wie immer, maßlos.

Allerdings fehlte es auch bei diesem deutschen Unternehmen nicht an Mißgriffen. Zu viel Vertrauen in die Unterhändler und zu wenig Einsicht in die Schwierigkeiten der Beförderung großer Menschenzüge durch ein unfruchtbares Land auf Seiten der Beauftragten des Vereins ließen noch im ersten Jahre der Thätigkeit desselben ihre schlimmen Folgen spüren. Von den versprochenen Vorbereitungen zum Transport und zur Ansiedelung war fast nichts vorhanden. Der Verein war vielfach betrogen worden. Die Verlegenheiten mehrten sich im nächsten Jahre, wo 2000 Einwanderer landeten. Aber am verhängnisvollsten wurde das Jahr 1846 für die Ansiedler. Nahe an 3000 derselben waren im Frühjahr angelangt. Von Galveston aus hatte man sie eingeschifft nach Carlshafen an der untern Guadalupe. Weil im Innern die Verpflegung einer solchen Menschenmenge unmöglich gewesen wäre, so mußten sie hier ausharren an der kaum- und wasserlosen sandigen Küste. Hier kam die tropi-

sche Hitze mit ihren Krankheiten über sie, während der Krieg mit Mexiko alle Transportmittel in Anspruch nahm. Endlich mußte auf den schwerfälligen Ochsenwagen die Weiterreise gewagt werden, und so geschah es, daß auf der mehrwöchentlichen Reise überall Gräber den Weg längs der Guadalupe bezeichneten. Tausend starben, Andere kehrten um, Viele zerstreuten sich oder nahmen Kriegsdienste. Nur 1200 kamen zur Ansiedelung. Im Jahr 1848 verkaufte der Verein sein Eigenthum und löste sich auf.

Scheint nun auch der Erfolg dieser Unternehmung gegen sie zu sprechen, so verdient gleichwohl der Verein Anerkennung: es ist sein Verdienst, zuerst die Blicke der deutschen Auswanderer nach Texas gelenkt zu haben, und die tüchtigen und glücklichen deutschen Kolonien, welche in und um Neu-Braunfels und Friedrichsburg bestehen, verdanken ihm ihre Gründung.

Neu-Braunfels, jetzt Hauptsiß der deutschen Bevölkerung von Texas, liegt auf einer anderthalb Meilen langen und eine halbe Meile breiten wiesengrünen Ebene zwischen dem schmalen Waldstreifen der Guadalupe, die dort in felsigem Bette ihr klares tiefes Wasser stürmisch dahin treibt, dem noch schöner umwaldeten Comal-Creek, steilen Bergabhängen im Norden und sanften Hügelreihen im Süden. Die Stadt ist ein Werk der Noth gewesen. Das eigentliche Besizthum der Deutschen liegt weiter nördlich auf den Bergen am Colorado. Da aber jener Landstrich zu entfernt von der Küste war für die erste Beschaffung der Lebensmittel, so erwarb der Mainzer Verein diese Ebene und vertheilte sie zum ersten Anbau von Mais und zur ersten Niederlassung. So entstand die Stadt, die gegenwärtig ungefähr 3000 Einwohner zählt, und zwar von der merkwürdigsten Zusammensetzung aus allen Gauen und allen Ständen Deutschlands, von Rhein und Weser, Oder und Elbe, Leine und Spree, Neckar und Bodensee, Gelehrte und Handwerker, Bauern und Soldaten, Bürger und Adel! Diese zusammengewürfelte Bevölkerung, durch Noth geläutert, durch Freiheit gestärkt und reich an intelligenten, nicht einzig der materiellen Noth der Heimath entflohenen Kräften, bildet einen Kern, fest genug, um zum Mittelpunkt eines Staates deutscher Nationalität zu werden, dem die Zukunft, bei der einer unangreifbaren Selbstständigkeit höchst günstigen Lage von Texas, vielleicht Ehre und Beruf eines auch der geistigen Kulturhöhe des alten würdigen Neu-Deutschlands auf der andern Hälfte der Erde zugesichert hat.

Der Mombles-Leuchthurm.

Den südlichsten Theil des englischen Fürstenthums Wales bildet die von den Bogen des Kanals von Bristol bespülte Graffschaft Glamorgan, der sogenannte „Garten von Wales.“ Aus diesem Garten erstrecken sich einzelne Gebirgszungen als Vorgebirge bis an das Meer, oder tauchen als Felsen und Riffe unter dasselbe, umstaren insbesondere die meisten Baien und Buchten und machen die Einfahrten in die Häfen ebenso beschwerlich als gefährlich. Von alle diesem, von Felsen, Rissen und Bucht, bieten wir unseren Lesern ein anschauliches Bildchen von der dem Mombles-Leuchthurm gegenüber liegenden Küste aus. Bekanntlich sind Englands Küsten so gut mit Leuchthürmen versehen, daß der Fremde bei nächtlicher Annäherung an's Gestade gleich mit Bewunderung erfüllt wird. Aber von all' diesen Leuchten der See ist keine entbehrlich, ja, das plötzliche Verschwinden eines einzigen „Feuers“ an einem der vielen wichtigen Küstenpunkte könnte in einer einzigen Nacht Hunderten von Schiffen das Verderben bringen. Daher auch die außerordentliche Kühnheit und Festigkeit des Leuchthurmbaus, seinem großen Feind gegenüber, dem Meer im Sturme! Der Mombles-Leuchthurm gehört zu den festesten an der kurzen Küstenstrecke von Glamorganshire.

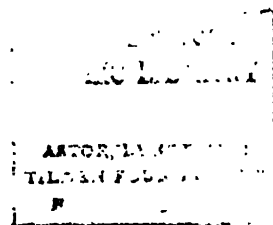
A dramatic black and white illustration of a lighthouse on a rocky island in a stormy sea. A sailboat is in the foreground, and a large rock formation is on the right. The sky is dark and cloudy. The lighthouse is perched on a small, isolated rock in the middle of the sea. The sea is turbulent with white-capped waves. In the foreground, there are dark, jagged rocks. To the right, a large, craggy rock formation juts out from the sea. A small, dark object is visible near the base of this rock, possibly a small boat or a structure. The sky is filled with heavy, dark clouds, with a bright patch of light near the lighthouse. A few birds are visible in the sky. The overall mood is one of isolation and danger.

AN DER KÜSTE VON GLAMORGANSHIRE.

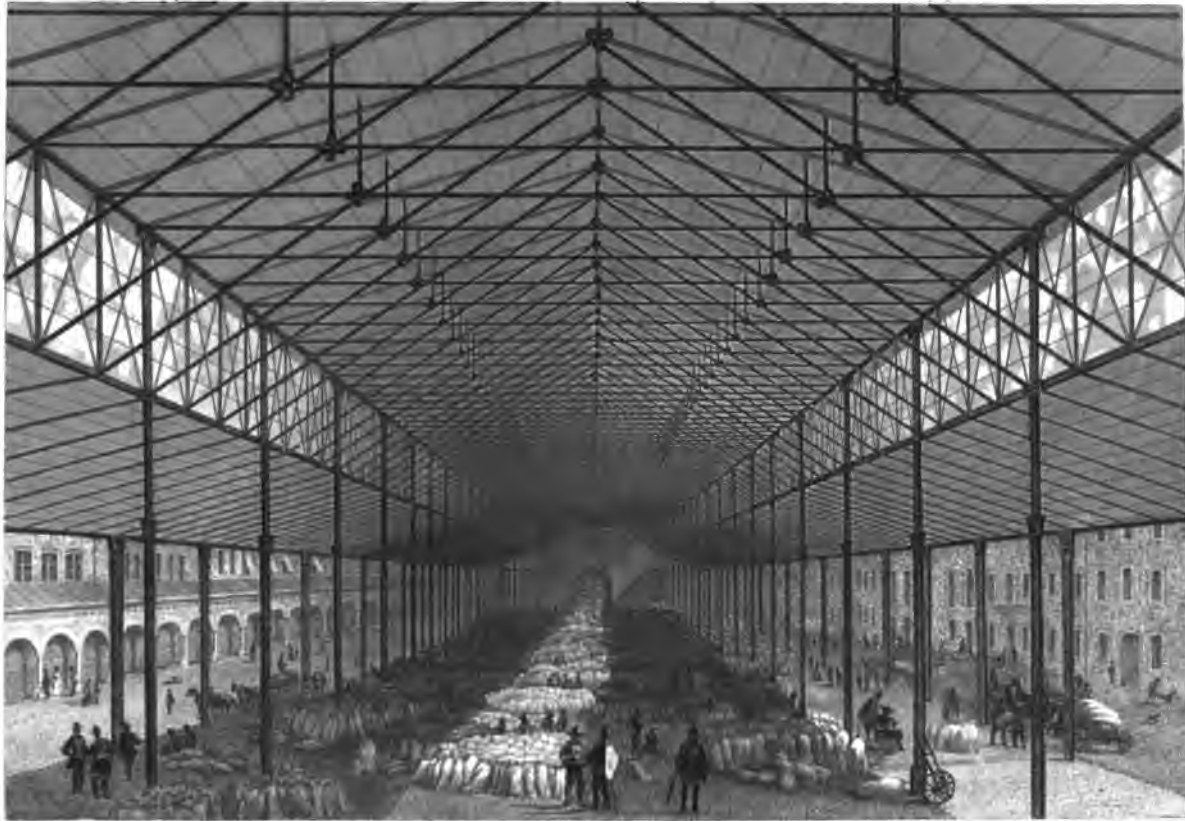
Eigenthum d. Verleger

Eigenthum J. Verleger

Digitized by Google







NEUE SCHRANNEHALLE
in München.

Arch. u. Kunstver. v. München u. d. d. d. d.

Fig. 10. a. u. Verleger

Die neue Schreannenhalle in München.

„Unser täglich Brod gib uns heute!“ ist eine Bitte aller Religionen, aller Sprachen und jeder Kreatur. Der Vogel im Gezwelge zwitschert sie, das Huhn im Hofe gackert sie, das Kind am Wagen und im Stalle macht sie zu einem dröhnenden Klageruf, der wedelnde Hund spricht sie mit den Augen und leckt sie mit der Zunge, das Pferd wiehert und stampft sie, dem sorgenden Menschen wird sie oft zum schweren Seufzer und das fromme Kind betet sie der Mutter nach im Vaterunser des Morgen- und Abendsegens. So gewichtig ist das kleine Wörtchen „Brod“, daß es längst viel mehr bedeutet, als das Gebäck zur allgemeinsten Nahrung. Es hat Einer „sein gutes Brod“ nur, wenn er sein gutes „Auskommen“ hat. Um das Wort „Bettelbrod“ flattern die Pumpen des Glucks, „Brod und Spiele!“ war der Ruf des Römervolks in seiner tiefsten Versunkenheit, und den Deutschen verfolgt das schlimme Sprüchwort: „Weß Brod ich eß, deß Lied ich sing.“ Tausende haben ein „hartes Brod“ bis an das Grab, und für Tausende ist der „Brodkorb“ so hoch gehängt, daß sie nie im ganzen Leben eines „guten Bissens“ froh werden. Gerade diese sind es, die am brünstigsten bitten jeden Tag: „Unser täglich Brod gib uns heute!“

Unsere Zeit hat viele wundte Stellen des Volkslebens aufgedeckt, und Staatsärzte aller Art kurirten und quacksalberten daran herum. Die empfindlichste Wunde nennen sie Proletariat. Die Wunde ward geschlagen durch Uebervölkerung und Mangel an Arbeit und frißt immer mehr um sich durch die steigende Vertheuerung der Lebensmittel.

Das Proletariat mehrt sich in schreckhaftem Maße aus dem versinkenden Stande der zünftigen Handwerker. Nicht die zeitweise Nahrungslosigkeit Unverheiratheter, ob sie nach Arbeiten der Hände oder des Kopfes suchen, sondern die Verarmung der Familien, die früher im engen, ängstlich geschützten Kreis ihrer bürgerlichen Gewerbe ein bescheidenes, aber auskömmliches Brod hatten, diese wird in den Städten, und zwar in großen und mittlern Städten mehr, als in kleinen größtentheils dorfsartig auf landwirthschaftliche Gewerbsquellen angewiesen, zu einer von Tag zu Tag schwerer drückenden Last. Da geht es steil bergab: erst Steuerreste, dann Erlaß der Steuerreste, Unmöglichkeit des Steuernzahlens, Verkauf des Eigenthums, — Almosen! Die Zahl der Al-

— 66 —

mosengeber mindert sich, die der Almosenempfänger mehrt sich. Und um so rascher versinkt eine Zunft, je mehr sie der Konkurrenz der Fabrikthätigkeit ausgesetzt ist. Die Fabriken und die sie mehr und mehr vervollkommenenden Erfindungen und Entdeckungen im Bereiche der Natur greifen nach Zahl und Umfang täglich mächtiger um sich, während der arme Handwerker, die Fesseln des Zunftzwangs an Händen und Füßen, sich kaum noch rühren kann zwischen der Sorge um Verdienst, der ihm noch immer nach altem Styl berechnet wird, und der Angst um die nothdürftigsten Lebensmittel, die er sammtlich mit den doppelten, oft dreifachen Preisen neuesten Stylls bezahlen soll. Ein goldener Boden droht verloren zu gehen.

Der Verfall der Zunft begann mit dem Wurmfrass in ihrem Innern. Dieser äußerte sein Daseyn schon im 17. und noch hervortretender im 18. Jahrhundert dadurch, daß dieses damals auf seinem Höhepunkte stehende Institut seine Macht zur Monopolisirung des lokalen Marktes mißbrauchte. Stadt gegen Stadt, Gewerbe gegen Gewerbe schloß sich ab, aller Schwung des allgemeinen gewerblichen Fortschritts erlahmte. Das ist die Zeit der wirtschaftlichen Stagnationsperiode, welche der Verfasser von „Abbruch und Neubau der Zunft“ vortrefflich schildert. Der ganze Bildungstrieb, sagt er unter Anderem, vergaßt unter dem Druck des beschränkten Marktes. Bald geht das Trachten dahin, die Vortheile der Zunftexklusivität unter allerlei Formen für die bevorrechteten Meisterfamilien erblich zu machen, ja sogar sie auf Wohnungen zu radiciren. Real- und Banngewerbrechte, Marktzwang, Ehezwang zu Gunsten von Meisterstäbtern und Meisterswitwen, Fixirung und Beschränkung der Zahl der Lehrlinge und Gesellen, Brutalitäten gegen wirkliche und vermeintliche Pfuscher, das Jagen der sogenannten Bönhäsen, Ueberbärdung des Jungmeisters durch übertriebene kostspielige Meisterstücke, durch allerlei Auflagen und Dienstleistungen, Zwangspreise u. s. w. — dieser Inhalt wurde jetzt als Inbegriff der Zunft betrachtet. In diesem Sumpf mußte jeder Fortschritt stecken bleiben . . . Man könnte Bücher über das unglaubliche Unwesen schreiben. Der bayerische geheime Kanzler und Konferenzminister A. W. Freiherr v. Kreittmayer († 1790) behauptet: „Vor dem Reichsschluß von 1731 (wegen Abstellung der Handwerksmißbräuche) war der Hund nicht mit so viel Fäbhen, als die Handwerker mit Mißbräuchen angefüllt!“

So lange die Zünfte herrschten, blieb der Landbau stationär, der Grundbesitzer arm, das ganze Güterleben fiel in Erschöpfung. Da schlug die Stunde der Befreiung des Bauernstandes von den feudalen Lasten, die einst versperrten Märkte sind geöffnet, der Verkehr ist erleichtert durch Dampf und Eisen, — und wenige Jahre der Theuerung landwirthschaftlicher Erzeugnisse brachten die erfreulichste Umgestaltung in den Verhältnissen des deutschen Landmanns hervor. Ein ähnliches und kein anderes Mittel kann den gewerblichen Bürgerstand vom völligen Verfall retten: Befreiung der Gewerbe von den Fesseln und Lasten der Zunft. Nur vollständige Gewerbefreiheit kann neues Leben in die Gewerbe bringen. Der Zunftzwang, heißt es in „Abbruch

und Neubau der Junft", der starre Bann fest abgefügter Arbeitsweise, hindert die Kapitalkonzentration, den größeren Betrieb, die Arbeitstheilung und ihr ebenso wesentliches Gegenstück, die Arbeitsermüdung, die Annäherung der Maschine! Der Junftzwang ertödtet den Trieb nach rationaler technischer Bildung, und indem er mit der ungehinderten wirtschaftlichen Entfaltung des Individuums auch die Wahrscheinlichkeit künftigen Gewerbs ausschließt, entzieht er den Kredit! Die einzelnen Elemente der Industrie wechseln, einander anziehend und abstoßend, in schnellen Kombinationen ab, bald an diesen, bald an jenen Mittelpunkt anschließend: nur wenn die freieste Bewegung in der ganzen Volkswirtschaft herrscht, finden sie auf's Schnellste ihre beste Verwerthung und laufen nicht Gefahr, todt zu liegen!

Ohne das starre Festhalten der Junftler am Alten in den meisten deutschen Ländern würde die Gewerbefreiheit, die, nach Englands und Frankreichs Vorgang, von Preußen, einigen kleineren Staaten und jetzt auch von Oesterreich eingeführt ist, längst durch das ganze Vaterland ihre belebende Kraft gezeigt haben, und längst wären, dem deutschen Geiste angemessen, unter dem Schirm der Gewerbefreiheit freie Gewerbsgenossenschaften zu gegenseitiger Unterstützung und gemeinsamen Unternehmungen zusammen getreten — denn etwas Anderes kann der Neubau der Junft nicht hervorbringen; — aber nein, in einem Theile Deutschlands fand die Gewerbefreiheit halb und halb, im andern ganz und gar, im dritten gar nicht Eingang, die bedrängten Kleingewerbe, an der morschen Krücke des jünftigen Schutzes dahin wankend, sinken mehr und mehr, — und selbst die polizeilichen Beschränkungen des Getreidemarkts verhelfen ihnen nicht mehr zu billigerem Brode!

Auch hier ist die Zeit vom Publikum einstimmig geforderter junftgeistiger Polizeieingriffe vorbei, auch hier, auf dem Getreidemarkt, ertönt der Ruf: Freiheit! Freiheit des Verkehrs verlangen Producenten und Verkäufer, und selbst die Konsumenten sind der Ueberzeugung nahe gebracht, daß nur durch die Anstrengungen in Produktion und Verfuhr von Körnerfrucht, zu welchen die freie Konkurrenz ermuthigt, dem Mangel wie der Uebertheuerung die sicherste Schranke gezogen sei.

Diese Ansichten sind ebenfalls neu; ihr Gegentheil reicht bis in die ältesten Zeiten hinauf. An staats-sorgliche Aufspeicherung von Getreide erinnern schon die sieben fetten und die sieben mageren Rüge zu Josephs Zeit im Lande der Aegypter. Athen hatte eine ausführliche Gesetzgebung über Getreidehandel, Magazinirung und Marktpolizei. Es gab geregelte Zufuhren, hauptsächlich vom Pontus her, Kornflotten, die von Kriegsschiffen geleitet wurden, ein See- und Handelsrecht, das die Ausfuhr des einheimischen Getreides verbot, der Einfuhr des fremden den Piräus als alleinigen Stapelplatz anwies, für auswärtiges Getreide nur einzelnen Städten ein Stapelrecht bewilligte, den inländischen Kauffahrern die Pflicht auferlegte, unter den Rückfrachten auch Korn zu

leben, und den Fremden von dem Korn, das sie nach dem Piratentum, nur ein Dittheil wieder auszuführen erlaubte. Da gab es Behörden (die Strophylaken), welche die eingeführten Vorräthe verbuchten und Aufkaufers, Wehl- und Brodpreise überwachten, als Marktmesser nach heutigem Begriffe. Die griechischen Marktmesser (Stionen) hatten die Kornkäufe im Staatsauftrage zu besorgen. Ferner gab es da Preisermäßigungen und Ausstellungen von Brod oder Getreide an die ärmeren Bürger, Redner, welche gegen die Bucherer eiferten, und endlich einen Kriminallibor, welcher die Uebertretung der Korngesetze sogar mit Todesstrafe bedrohte! — In gleicher Weise stand im römischen Reiche die Sorge für Beschaffung der Lebensmittel unter den Regierungspflichten obenan, ja, sie wurde so zur Hauptpflicht des Staats gemacht, daß endlich der Staat selbst unter ihrer Last und ihrer verführenden Gewalt zu Grunde ging. Tacitus hat uns die Stelle aus einem Briefe eines der staatsklügsten Kaiser an den Senat erhalten, welcher die Sorge für die Volksernährung geradezu für die wichtigste aller Herrscherpflichten erklärt. Das Brod war zum Räder geworden. Hatte schon Cicero geklagt, daß C. Gracchus durch seine Getreidespenden den Staatsschatz erschöpfe, wie hätten seine Worte gelaute, als das römische Volk durch die Usurpatoren- und Despotenpolitik planmäßig zum Gefindel erniedrigt war und wie Gefindel abgefüttert, ja, nicht bloß dies, sondern als entscheidende Macht im Staate, gefüttert und belustigt werden mußte! Natürlich gilt dies vorzugsweise von dem Pöbel der großen Hauptstädte Rom und Konstantinopel, Alexandria und Antiochia. In Rom wurden zuerst Geld- und Kornmarken an die Hunderttausende von Staatsbettelern ausgetheilt. Schon nach den ersten Kaisern konnte Jedermann diese Marken nach Belieben verkaufen oder gar vererben. Trajan vertheilte sie auch an Kinder, und Diocletian führte sie in Konstantinopel ein. Die Ausgaben dafür stiegen in's Unermeßliche. Für Errichtung von Kornflotten und Handelsgesellschaften (navicularii) und Beschaffung von Kornlieferungen, die unter die Leitung des Praefectus annonae (außerordentlichen Getreide-Kommissär) und unter die Oberaufsicht des Stadtpräfekten gestellt war, mußten die Einkünfte ganzer Provinzen angewiesen werden! So ward der Kolosß reif für den Fußtritt der Barbaren. — Im Mittelalter vertraten lange Zeit und durch viele Länder die Bettelsuppen der Klöster die Stelle der römischen Brodmarken. Dies artete aus zu einer nothgedrungenen Wohlthätigkeit des Krummstabs überall, wo nach und nach der größte oder der beste Theil des Grundbesitzes in die Hände der Geistlichkeit kam und aus freien, frohen, fleißigen Bauern gedrückte, mißmuthige und faule Adernknechte wurden. Nur der freie Fleiß nährt sich selbst. Sein Gegentheil offenbart uns im Elend des Volks noch heute die pyrenäische wie die apenninische Halbinsel, am niederschlagensten Portugal und der Kirchenstaat. — Aber auch die neuere und die neueste Zeit mußten noch durch sehr herbe Erfahrungen, durch auslose Verschwendung von Millionen und den Untergang Tausender von Menschenleben, zum Siege der Wahrheit beitragen, daß der Staat, selbst der kleinste, nicht die Mittel hat, um nur die bloße Sättigung der hungrigen Mägen

— abgesehen von Allem, was die Gesundheit und der Vorrath noch beanspruchen möchte — auf seine Kosten zu ermöglichen, und daß ein Aufkaufen der Brodstoffe für Staatsrechnung so wenig fähig ist, Theuerung und Hungernoth zu verbannen, als willkürliche Preisbestimmungen fähig sind, auf die Dauer für die Konsumenten günstig auf den Markt einzupricken. Der französische Nationalkonvent hatte, um das Volk gegen Hunger und Theuerung zu schützen, eine Commission du commerce et des approvisionnements (Handels- und Vorrathsgesamt) in Paris ernannt. Diese Behörde hatte vollkommene Gewalt, über die zum Kornaufkauf nöthigen Summen zu verfügen, Maximalpreise nicht nur für Getreide und Mehl, sondern sogar Zwangspreise für alle Gegenstände des ersten Bedürfnisses, selbst Feuerung, Getränke und Kleidungsstoffe (Seidenwaaren allein ausgenommen) fest zu setzen und alle tarifwidrig in Preis gestellten Brodfrüchte und Mehlsorten zu confisciren! Nie verfügte eine Behörde über mächtigere Mittel für ihren Zweck! Und was war der Erfolg? Die Ausgaben dieser „Hungerkommission“, wie das Volk sie nannte, erreichten die ungeheure Summe von 300 Millionen Francs monatlich, 10,000 Beamte der Kommission wurden daz und fett, der Getreidehandel war vernichtet, in 15 Monaten lag ein Deficit von 1200 Millionen offen da, und das französische arme Volk der Straße, selbst in jenen gräßlichen Tagen noch erhaben über des römischen Pöbels „Panem et Circenses!“ stürmte mit dem Rufe „Brod und die Verfassung von 1793!“ in den Sitzungsaal des beschriebenen Konvents. — Eine Erfahrung der neuesten Zeit liefert die russische Brutalität in den Donaufürstenthümern während des russisch-türkischen Kriegs von 1828 auf 1829. Graf Pahlen, der russische Heerführer, drohte mit Knute und Tod jedem Bauern und Kornhändler, der sein Getreide nicht um den von ihm befohlenen Preis für die russische Armee ablasse. Sofort hörten alle Zufuhren für die Armee auf, Tausende von Soldaten kamen durch Hunger und Elend um, und Pahlen war genöthigt, seine unbeachtete Anordnung zurück zu nehmen, um den Rest des Heeres zu retten. In beiden Fällen wurde die lichterliche Wirthschaft bedeutend unterstützt durch die Spitzbüberei, um die Resultate der Unternehmungen möglichst verderblich zu machen gerade für Diejenigen, für welche sie ausschließlich sorgen sollten.

Maßregeln von solchem Umfange sind zwar nicht wieder vorgekommen, aber annähernd ist noch Manches auf diesem Verkehrsfelde gesündigt worden. In der Nothzeit von 1846 und 1847 ließ Ludwig Philipp Brodarten vertheilen, jedoch nur den bedürftigeren Klassen. Das englische Parlament bewilligte im Februar 1847 8 Millionen Pfund Sterling, um der wahrhaften Noth in Irland abzuheffen durch Aufkaufung und Vertheilung von Getreide. Beide Maßregeln waren gut, und Niemand tadelte sie. Dagegen war es ein Mißfall zu den alten Mißgriffen, daß Ludwig Napoleon 1854 die Stadtgemeinde von Paris nöthigte, den Preis des Weizenbrodes auf 40 Centimes das Kilogramm (gleich 5 1/2 Kreuzer für das Zoll-Pfund) zu erhalten. Die Stadtkasse wurde dadurch gezwungen, die Differenz zwischen dem officiellen und dem wirklichen Preis aus ihren Mitteln

ausgeglichen; d. h., noch ehe die Steuererhöhung in Frankreich ihren Höhepunkt erreicht hatte, wöchentlich nicht weniger als 6 — 800,000 Franken nicht etwa bloß für die Armen, sondern auch für die Reichen, an die Bäckerei zu bezahlen.

Den Theuerungspreisen gegenüber, welche den Armen die schwersten Entbehrungen auferlegen und den Mittelstand allmählig aussaugen, ist es eine sehr ernste Frage: Wie soll der Staat in diese Mißverhältnisse eingreifen?

Wir haben gesehen, daß weder die so pomphaft proklamirte „Organisation der Arbeit“ der arbeitenden Klasse auf-, noch irgend ein Zwangspreis der Lebensmittel der allgemeinen Noth der Armen und Verarmenden auf die Dauer abgeholfen hat. Soll der Staat selbst Fabrikant, Producent und Kaufmann werden, um in Zeiten der Noth durch seine Konkurrenz bestimmend auf die Preise einwirken zu können? Oder soll das Volk entwöhnt werden von dem Gedanken, der bisher sein Trost war, daß der Staat sein Helfer in der Noth sei und sein müsse? Ich glaube, Keines von Beiden. In Zeiten wahrer Noth, d. h. dann, wenn nicht die Preise allein dem Armeren das tägliche Brod ganz zu entziehen drohen, sondern wenn wirklicher Mangel voraussichtlich hereinbrechen muß, muß es auch eine Sorge des Staats sein, mit allem Aufwand seiner Mittel und seiner Macht, seiner Gesandten und Handelskonsuln, seiner Transportmittel und seiner Beamten die Zufuhr zu erleichtern, wenn nicht gar zu leiten, durch welche die Gemeinden der Noth im eigenen Kreise steuern und den gefährlichsten Theil der Noth, die Angst vor den Schrecknissen des Hungers, beseitigen können. So lange die Hülfquellen der Einzelnen und der Korporationen zur Bekämpfung der Noth ausreichen, ist das Einschreiten des Staats nicht zu rechtfertigen. Wo es aber die Existenz eines großen Theils der Bewohner des Landes gilt, erwächst dem Staat eine höhere Pflicht, als die des Schutzes der von der Spekulation beherrschten Wege des Reichthums, in einem solchen Ausnahmefall wäre es ein schweres Unrecht, die Volksnahrung blindlings der Spekulation und den Zufälligkeiten der Konkurrenz allein zu überlassen.

Anderes wird die Stellung des Staats gegenüber den im Allgemeinen gestiegenen Lebensmittelpreisen und dem Mißverhältniß des Vermögens, Erwerbs und Verdienstes eines bedeutenden Volkstheils zu denselben. Hier hilft nur Eines, und das ist: Freiheit! Freiheit von den Feudallasten hat den Bauernstand gehoben, Freiheit von den Zunftketten wird den Bürgerstand heben, und Freiheit für den Kornmarkt von den politischen und finanziellen Verkehrshemmungen wird dem ganzen Volk zum Heile gereichen. Freiheit für die schaffenden Kräfte, ob des Geistes, ob der Hände, das hilft und weiter nichts! — Die jetzt so schwer empfundene Theuerung der Lebensmittel hört auf, eine solche zu sein, sobald die Einnahmen in das rechte Verhältniß zu den Getreidepreisen gesetzt sind. Der Werth des Geldes ist ein anderer geworden, und darnach müssen alle Erwerbs- und Lebensverhältnisse anders, d. h. jene gewinnbringender, diese unnütze Ausgaben ersparender werden, also:

— 22 —

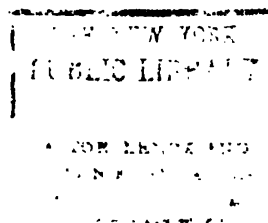
Gewerkschaften, freie gewerkschaftliche Vereine zu gemeinsamen, den Fabrikanten nachstehenden Unternehmungen mit kluger Kapitalvereinigung und Arbeitstheilung und gesellschaftliches Zusammentreten zur wohlfeileren Befriedigung der täglichen Bedürfnisse, also gemeinschaftliche Küchen und Waschküchen, wie ja längst schon die Gemeindebedürfnisse den Sieg über die einzelnen Holzverwüster davon getragen haben, und dergleichen!

Was den Getreidehandel insbesondere betrifft, so haben sich neuerdings wieder viele Stimmen erhoben für die völlige Freigebung desselben. Seuffert in München behauptet in seiner „Statistik des Getreide- und Futtermittelhandels im Königreich Bayern“ unter Anderem, daß niemals beschränkende Maßregeln ein Sinken der Preise zur Folge gehabt, weil keine derselben die natürliche Ordnung der Fruchtpreise zu unterbrechen vermocht habe. Auf dem guten Grunde der administrativen Statistik erhebt er sein Lehrgebäude über die Schwankungen in der Beschaffung der gewöhnlichen Lebensmittel der Länder. Der Preis des Speisgetreides, sagt er, hängt, wie der jedes andern Gutes, ab von dem Verhältniß zwischen dem Ausgebot und der Nachfrage. Die Größe des Ausgebots ist nicht allein von der Produktion, sondern auch von der Zufuhr von außen abhängig. Diese Zufuhr vermittelt der Handel. Er hat die Preise mit dem Ueberfluß und Mangel an Getreide in den verschiedenen Ländern auszugleichen. Was den Transport und die Aufbewahrung des Getreides leichter und wohlfeiler macht, das trägt zur Ausgleichung der Getreidepreise in verschiedenen Ländern und Zeiten bei und wirkt zugleich als die sicherste Garantie gegen Mangel an einem Orte in Folge schlechter Ernten. Die Verbesserung der Technik in der Aufbewahrung der Frucht und die Erleichterung des Transports setzt aber die völlige Freiheit des Getreidehandels voraus, und zwar ebensowohl in solchen Ländern, welche selbst bei mäßiger Ernte ihren Bedarf vollauf erzeugen und bei besseren Ernten oder auch regelmäßig einen Vorrath zur Ausfuhr bereit haben, als auch in solchen, welche ihren Bedarf selten oder nie bauen, also häufig oder stets der Einfuhr bedürfen. Länder, welche in dieser Weise oft oder immer vom Auslande abhängig sind, müssen die größtmögliche Zufuhr wünschen. Diese aber ist nicht denkbar, wenn in demselben Lande nicht die freieste Ausfuhr zugleich besteht. Beispiele dafür liefern Holland, die Schweiz und England. Umgekehrt ist in denjenigen Ländern, welche mehr als ihren Bedarf bauen, die Freiheit der Ausfuhr unerläßlich, denn jede Beschränkung derselben würde eine Beschränkung des Getreidebaues zur Folge haben: man würde alsbald minder fruchtbare Acker nicht mehr mit Getreide bestellen, weil sich ihr Anbau nicht mehr lohnte. Nicht die Zurückhaltung der Produkte im Inland sichert die Ernährung der Konsumenten, sondern die möglichst starke Produktion. Diese aber erfordert sowohl im Inland als auch nach außen den freiesten Absatz, verschafft aber dagegen dem einzelntlichen Konsumenten nicht bloß größere Sicherheit in dem ausreichenden Bezug seiner Nahrungsmittel, sondern gewährt ihm dieselben um die Frachtkosten ins Ausland wohlfeiler, als dem auswärtigen Käufer. Theuerung ist die einfache und natürliche

Folge schwacher Renten; Ueberertragjahre kann keine Regierung von ihrem Lande abwenden, weil keine im Stande ist, Mißwachs zu verhindern. Wo aber der Getreidewerkehr frei ist, nichts der Ansammlung von Getreide der Privaten im Wege steht, da wird der Getreidehändler schon im eigenen Interesse darauf sehen, daß fortwährend Vorräthe auf Privatböden aufbewahrt und übertragen werden auf ein etwaiges Jahr des Mangels.

Bayern gehört zu den wenigen Ländern Europa's, welche ihren Bedarf selbst erzeugen. Aber auch hier proklamiren zwar alle die zahlreichen Verordnungen, welche über den Getreidehandel seit dem Jahre 1805 erlassen worden, als ihr allgemeinstes Princip den freien Getreidehandel, halten aber dasselbe weder strikte fest, noch führen sie es genau durch; vielmehr lassen sie sämmtlich die Ansicht durchblicken, daß man bei höheren Getreidepreisen nicht allein die Ausfuhr, sondern auch den Kornhandel im Innern des Landes beschränken, die Händler streng überwachen, Schrannezwang einführen müsse u. dgl., dagegen beim Sinken der Preise diese Hemmnisse wieder beseitigen und größere Freiheit gestatten dürfe. Die Erfahrung hat aber gezeigt, wie bedenklich es ist, wenn eine Regierung den Getreidehandel, statt ihn mit fester Hand zu schützen, durch störende Eingriffe in seinen Gang verächtigt und hindert, weil dadurch direkt oder indirekt durch Ausbleiben der Zufuhr die Gefahr des Mangels nur größer wird.

München's Getreidemarkt ist der bedeutendste in Bayern. Trotzdem, daß seit dem zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts der Kartoffelbau in Oberbayern sich sehr ausgebreitet hat, ist gleichwohl die Getreidezufuhr zur münchener Schranne nicht geringer geworden. Die Getreidekonsumtion hat allerdings im Inland abgenommen, nicht aber der Getreidebau. Die Kartoffel, meist als Brachfrucht gebaut, entzieht dem Getreide wenig Boden, unterstützt die Viehmastung, macht es möglich, daß mehr Getreide in den Handel gehen kann, und hilft somit dazu, daß die Preise wieder mehr im Gleichgewicht erhalten werden. Aus den amtlichen Aufzeichnungen geht hervor, daß der Verkauf von Getreide auf der Münchener Schranne nach dem Ausland erst in theueren Jahren nennenswerth wird. So wurden im Jahre 1846 bis 1847 von fremden Händlern für die Schweiz, Baden und Württemberg im Ganzen 75,198 Scheffel eingekauft, während in jenem Jahre belläufig 480,000 Scheffel zum Verkauf gekommen waren. Seitdem ist der Markt gewachsen. Als ich an einem Sonnabend des vorigen Herbstes (1856) die Schranne besuchte, betrug der Getreidevorrath 17,200 Scheffel. Schrankenberichte vom Febr. d. J. (1857) stellen Zahlen von 21,572, ja von 22,798 Scheffeln auf. Das Wachsthum der Zufuhr seit 50 bis 60 Jahren ist großartig. Im Jahr 1790 betrug dieselbe im Ganzen 158,654 Scheffel, im Jahre 1855 dagegen mehr als das Vierfache, nämlich 645,377 Scheffel. In München allein wurden in den Jahren 1851 — 1855 110,729 Scheffel Weizen und Roggen vermahlen, also mehr als ein Scheffel für jeden Kopf der Bevölkerung.





MONTEREY
in Californien

Der Malzverbrauch liefert in Bayern für den Kopf jährlich 126 Maß Bier, während im Erzherzogthum Oesterreich dem Kopf 60, in Preußen nur 20 bayerische Maß zukämen, wenn auf der Welt Alles richtig vertheilt würde.

Solch ein riesenhafter Verkehr mit dem Hauptprodukte des Inlands bedurfte eines würdigen Raumes, und dieser ist ihm durch die Erbauung der neuen Maximilians-Schrammenhalle in der Blumenstraße des alten Münchens geworden. Was der Leser in unserem Bilde vor sich hat, ist noch nicht die Hälfte des ganzen Baues. So kommt das Innere der Halle ihm vor Augen, wenn er sie vom Angerthor her betritt. Der in unserem Bilde sichtbare gusseiserne Schrammenflügel hat eine Länge von 562 Fuß bei einer Tiefe von 86 Fuß. Das Thor im Hintergrunde der Halle führt zum steinernen Mittelbau, der aus dem Hauptbau von 80 Fuß Länge und 105 Fuß Tiefe und zweien Flügelbauten von je 60 Fuß Länge und 95 Fuß Tiefe besteht. Hat man die ganze Länge dieses Mittelbaues (also 200 Fuß) durchschritten, so gelangt man zum zweiten gusseisernen Flügel von ebenfalls 562 Fuß Länge und 86 Fuß Tiefe. Von den 72 Säulen beider Hallenflügel wiegt jede 28 Centner, jeder Tragbalken 40 Centner. Zum ganzen Bau sind ungefähr 3 Millionen Hand Fuß- und Schmelzeisen, zum großen Theil aus den Mayer'schen Werken zu Neuhauß, verwendet worden. Die Haufpfosten betragen, mit den nicht geringen Summen für Kanal- und Unterbauten, 900,000 Gulden. Den Plan zu dem Prachtwerke lieferten Wolfsberger und Ruffat, die Fabrik Kramer-Klett in Nürnberg bereite die eiserne Gerippe, deren Werkführer Werther ersann eine neue Hebemaschine zur Aufstellung der Eisenmassen und leitete sie, und die Kunst schmückte durch Siltenpergers Pinsel die Giebelfelder des Mittelbaues mit den Großbildern der Maria als Patrona Bavaria und des heil. Vemmo als Schutzpatrons von München.

Monterey in Kalifornien.

So sah die Hauptstadt Kaliforniens vor sieben Jahren aus. Die Beschreibung Monterey's versparen wir auf das Bild, das wir demnächst von der jetzigen Stadt liefern, und theilen das vorliegende nur zum späteren Vergleiche mit jedem vorläufig mit.

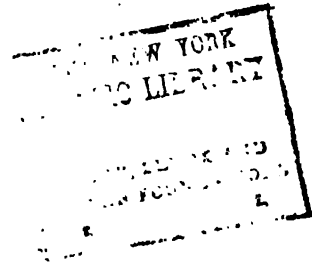
Schloß Borgholm auf Oeland.

An wenigen Vesten hängt so viel Blut, als an den verfallenden Mauern der Burg, welche dem Leser unser Bild zeigt. Schloß Borgholm war Jahrhunderte lang der Zankapfel zwischen den Scandinaviern des Festlands und der Inseln, den Schweden und den Dänen.

Borgholm liegt auf der Westseite der an der Ostküste Südschwedens lang hingestreckten Insel Oeland. Es ist ein wunderbares Stückchen Erde, dem die Raune der Großen allerlei Schicksal zugemuthet hat. Die Natur allein hat es gut mit ihm gemeint; sie hat ihm in seinem mittleren Theile, dem sogenannten Midlandsdal, anbauwürdigen Boden gegeben, die schmale lange Nordspitze der Insel mit prächtigen Waldungen bedeckt, zwischen welchen reiche Steinbrüche der fleißigen Menschenhand Gewinn bringen, während der langgedehnte Süden durch Ackerbau und Viehzucht seinen Mann nährt. Die Westküste ist flach, die Ostküste wird von einem sandigen Bergzuge begrenzt, Landborg genannt. Der Südtheil ist so holzarm, daß man Ruhmst zur Feuerung braucht, ein Anzeichen, daß die Bewohner der Insel, deren Zahl jetzt auf 28,000 angegeben wird, zum großen Theil der Unbehülfslichkeit der vielgepriesenen „guten alten Zeit“ noch schwere Opfer bringen müssen.

Das Leben der Oeländer, muthiger und kräftiger Schweden, ist mäßig und verb. Landbau, Viehzucht, Fischerei, Steinbrechen und Kalkbrennen nährt sie, ohne ihnen die verzärtelnde Schmeichelei des Luxus nur von Weitem zu zeigen. Sogar ihre einfache Kleidung besteht aus „hausgemachtem“ Zeug. Bringt auch der Ackerbau bei dem mangelhaften Betriebe desselben oft kaum das vierte Korn und straft den Schlenbrian nicht selten mit Mißernten, so schadet das dem im Allgemeinen herrschenden Wohlstande doch nur wenig; man führt eben Getreide ein, während Butter, Vieh, Pferde, Wolle, Kalk, Alaun und Fische einträgliche Ausfuhrartikel der Insel sind. Die Pferde sind kleine, aber muntere und kräftige Thiere und im ganzen Norden bekannt unter dem Namen der Oelandsklepper.

Schön ist's von der Insel, daß sie auch ihren Bloßberg hat; sie bedurfte desselben, denn bis zum Jahre 1802 — bis dahin war ganz Oeland ein königlicher Thiergarten! — ist von dem gehegten und geplagten Volke gar Mancher zum Teufel gewünscht worden. Oelands Brocken stellt ein Felsen bei Akerbo vor. Er ist von schwarzem Moose überzogen und mit einem lebensgefährlichen Kranz von Klippen umgeben. Der Schiffer von der See, wie der Wanderer vom Lande her nahen sich der schauerlichen Stelle nie ohne Grausen. Die Volksversammlungen der Dämonen, die zum nicht geringen Theil von den Wünschen des Volkshasses hierher verbannt





LANDSKIRCHE
(DIE MARTINSKIRCHE)

Aus d. Kunstwart d. Bibhof. Basel im Jahre

Kunstwart d. Volksge.

worden sind, finden alljährlich am grünen Donnerstage Statt. Da wimmelt Fels und Schlucht von Heren und Zauberern, und „die wilde Jagd“, von vielen gekrönten Waidmännern geführt, soll dem Unfug des „Wüthenden Heers“ der Deutschen wenig nachgeben.

Das einst sehr feste Schloß Borgholm ist ein uraltes Bauwerk. Vom Besitz dieser Feste hing Jahrhunderte lang der der ganzen Insel ab. Bei der Lage Delands zwischen Kopenhagen und Stockholm mußte es in allen Kriegszügen bald wichtiger Stützpunkt, bald Kampfplatz sein, und sowohl während der blutigen Herrschaft der Dänen, wie während des schwedischen Regiments war Schloß Borgholm häufig der Ort, wohin die Könige sich durch noble und auch ignoble Passionen gezogen fühlten. Die Wichtigkeit der Feste sank mit ihren Mauern. Jetzt ist der alterdgraunen Ruine nur die Ehre geblieben, zur Zierde der jüngsten Stadt Schwedens und der einzigen Delands zu dienen. Die Stadt Borgholm besteht erst seit dem Jahre 1816. Sie hat einen königlichen Hof, schöne Kirche und das Postbureau für die ganze Insel. Der Handel von hier ist ziemlich lebhaft und der jährliche große Markt ist ein vielbesuchtes Volksfest,

Da suchen die Alten die alten Gefährten,
Da freut sich der Wandel des Handels,
Da drücken die Hände sich froh, die bewährten,
Da freut sich der Handel des Handels!
Die alten Herzen durchzittert das Bangen
Vor den Tagen, den sinkenden, schwachen,
Und die jungen Herzen durchbebt das Verlangen,
Ja, die jungen Herzen, die lachen!

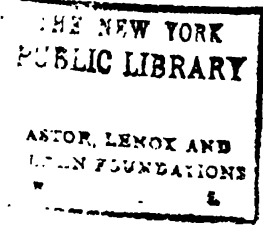
Die Martinskirche zu Landsbut.

Erst im altdeutschen oder sogenannten gothischen Baustyle erhielten die Thürme ihre eigentliche architektonische Ausbildung und ihre vollkommen organische Verbindung mit den übrigen kirchlichen oder weltlichen Bauwerken. Sie gehören, als zusammenhängender Haupttheil des Ganzen, ausschließlich der christlichen Baukunst an, und die Idee des altdeutschen Baustyls fand gerade in dem Bau des Thurms ihre rechte Verwirklichung. Die Thürme erheben sich stylgemäß viereckig in mehreren Absätzen, die sich, wie Rugler uns belehrt, durch ein reichgegliedertes

System von Strebeböckeln aus einander lösen und durch die Anlage bedeutender Fenster belebt werden. Das Geschoß hat, zumeist jedoch nur bei den ausgebildeten Architekturen von Deutschland, eine achteckige Grundform, vor deren Ecken wiederum freie Thürmchen, nach dem Princip der Gliederung der Strebeböckel, emporsteigen. Ueber dem Achteck schließt sodann eine achteckige Spitze schlanke in die Lüfte empor. In dem Organismus dieses Thurmbaues waltet durchaus das Gesetz vor, das Streben nach aufwärts auszudrücken; in ihm erscheint dasselbe in seiner vollsten ergreifendsten Kraft.

In der letzten Hälfte des vierzehnten und besonders im fünfzehnten Jahrhundert erscheint das Aeußere der Thürme ziemlich reich decorirt, zum Theil aber herrscht auch die schwere Masse vor. Bestere Bauweise findet sich vorzugsweise in den östlichen und insbesondere in den nordöstlichen Gegenden von Deutschland. Eine Ausnahme von dieser geographischen Bestimmung macht die Kirche St. Martin zu Landsbut, deren Thurm die Zierde unseres Bildchens ist. Sie ist wesentlich nach jenem nordlich massenhaften Princip behandelt. Der Thurm, 448 Fuß hoch, gehört zu den höchsten in Deutschland. Der Bau des herrlichen Gotteshauses fällt in die Jahre von 1432 bis 1478.

Man kann das himmelauftragende Prachtwerk nicht anschauen, ohne mit Stolz sich der Kühnheit und Kraft des germanischen Geistes zu freuen, und täglich sollte man die deutsche Nation vor ihre Riesenwerke führen, um sie mit dem zu nähren, was ihr bitterster Mangel ist: mit Selbstachtung. — Es war einmal ein Löwe, der war sehr stark und lag sorglos hingestreckt zwischen falschen Nachbarn. Sie fürchteten seine Pranken, so lange aus den Augen ein mächtiger Wille sah. Da ward der Löwe krank und vertheilte in seiner Krankheit seinen Willen an die einzelnen Gliedmaßen. Das war sehr übel gethan. Denn jedes Glied that nun, was es wollte, und die anderen kümmerten sich nicht darum, ja, die falschen Nachbarn rissen von manchem Gliede ganze Fegen los, ohne daß die anderen thaten, als ob sie etwas mitleideten. Das Haupt sah recht vergeblich oben darauf, als ob es nur da wäre, um die Glieder zu betrachten. Sogar die kleinsten Nachbarn des Löwen wurden übermüthig und verhöhnten ihn und sprangen bellend an ihn heran. Das ist so oft schon geschehen und geschieht noch heute und noch morgen! Und innen im Löwen blutet das Herz vor Wehmuth und Zorn. Aber das Herz hat keine Stimme und der Löwe kein Haupt mit einem Willen. Ein Schlag mit der Lauge, und der giftige Kieffer schwiege für immer. Er aber klettert und knurrt und zauft an des Löwen Mahne, und dessen Glieder liegen da regungslos fast zum Erbarmen. Es ist eine recht traurige Geschichte.





ADRIANOPEL

Aus d. Konstanzer d. Bibl. Inst. in Eildbh

Eigenthum d. Verleger
Digitized by Google

Adrianopel.

Es sind trübflinnige Eindrücke im erhabensten Style, welche die Großstädte der europäischen Türkei auf den abendländischen Reisenden machen. Inmitten einer Natur, über die alle Zauber der Schönheit gegossen sind, unter einem Himmelsstriche, wo Alles, wie die Sage geht, von bewundernswürdiger Güte und Sanftheit ist, Luft und Erde und Thier, Alles — bis auf den Menschen, — da dehnen sich, über Thäler und Hügel hin, jene Riesenbaue mit ihren Moscheen und Palästen, Zinnen und Thürmen ohne Zahl, stolz und gewaltig, und dennoch, trotz des blendenden Glanzes, von unheimlichem Aussehen, tausend Spuren des Verfalls an sich tragend, wie belastet vom Fluche des Untergangs und gebrandmarkt von all' den Greueln, welche im Laufe von Jahrhunderten in und außer den Mauern der Mensch hier verübte, und deren Erinnerungen den Wanderer auf Tritt und Schritt, wie schwarze Schatten, verfolgen. So ist Stambul, so auch Adrianopel oder Edreneh, wie die Türken sie nennen, die zweite Stadt des Reichs.

Auch ihre Lage ist von hoher und berühmter Schönheit, und wer droben auf der Galerie eines der schlanken Thürme steht, welche sie zieren, und den Blick schweifen läßt über die Stadt und die buntfarbige Landschaft, über der das tiefe Blau eines südlichen Himmels ruht, genießt eines entzückenden Anblicks. Da liegt zu Deinen Füßen im weiten Thal der Mariza, über sieben sanfte Anhöhen sich hinziehend, das kaum übersichtbare Häusermeer. Zierlich gewunden und in verschiedene Arme sich theilend, schlängelt der blaue Fluß durch die Stadt, und Gruppen von Grün, in allen Schattirungen und allen Formen, bis hinan zur schwarzen Cypresse, leuchten anmuthig zwischen den flachen rothen Dächern hervor, über deren Gewirr die schwärzlichen Mauern und Thürme und, wiederum aus dem Schatten gewaltiger Bäume, die weißen Minarete und blanken Kuppeln der Moscheen majestätisch sich erheben. Dichtbelaubte Gärten mit schimmernden Sandhäusern, lachende Weinberge, Rosenwäldchen und strogende Saatgefilde bilden in lieblichem Wechsel die Umgebung der Stadt und locken den Blick in die Ferne, bis er sich hier ins Unendliche verliert, dort von den blauen Bergen des Balkan begrenzt wird.

Entzückt stehst Du vor dem reizenden Bilde, betroffen von dem mächtigen Eindruck der Stadt; vor Deinem Geiste aber rollen sich die Bilder der Geschichte des denkwürdigen Volkes auf, das hier haust: wie es

hervorbricht aus dem Innern Asiens, ein reißender Bergstrom die Niederungen überschwemmt, Städte zerstampft, Reiche erobert, das Banner seiner Herrschaft aufpflanzt in drei Welttheilen, ganz Europa beben macht durch den Klang seines Namens — und, halb Grausen, halb Bewunderung im Herzen, steigt Du von Deiner lustigen Warte nieder. Dich verlangt, diesem kühnen Volke näher zu treten, die blendende Stadt, einen Mittelpunkt seines Reichs, in der Nähe zu schauen. Du willst ihre 40 Moscheen, ihre Bollwerke und Prachtbauten, alle die Denkmale ihrer Größe bewundern, willst Dich in das Wogen ihrer Bevölkerung mischen, an ihrem Schaffen und Genießen, ihrem Wagen und Gewinnen Dich erfreuen, und Du wirfst Dich hinein in das Labyrinth von Häusern, das Du aus der Höhe eben überblickt hast. Welche Täuschung! Da siehst Du das Gras wachsen auf den Straßen, siehst die Gebäude wie verlassen stehen, hier verfallende Paläste, dort Reihen in Schmutz versinkender Baracken, halb eingestürzte Zinnen und Thürme, von dunkelgrünem Epheugeranke dicht umwuchert; siehst Gärten verodet und verwildert, Trümmer ehemaliger Wasserkünste halb versunken unter dem Schatten riesiger Bäume, in deren Wipfeln das Volk der Vögel jubillt und sich des Tages freut, unbekümmert um Lust und Leid der Menschen; Du siehst das armselige schläfrige Treiben der Märkte und Straßen; das monotone, freude- und interesselose Leben der Einwohner, die, aus Juden, Türken, Griechen und Armeniern hunt zusammengesetzt, im weiten Umfang der Stadt sich verlieren, wie in einem weiten Mantel ein dürrer Körper; siehst ihr mühevolltes Ringen um ein farges Stück Brod, ihre ganze klägliche Existenz unter Schmutz, Lumpen und Ungeziefer; nirgends frisch-pulsirendes Leben, nirgends ein geistiges Interesse, überall nur furchtbare Dede, Verfall und Verkommenheit, Stumpfheit, Noth und Verlassenheit überall, auf jedem Gesicht, an jedem Giebel, in jedem Winkel. Da ergreift ein peinliches Gefühl von Trauer und Melancholie Dein Gemüth, Du gedenkst Deines fernen Deutschlands mit seinen hohen Reichthümern, seiner Literatur, seinem Wissen, seinem Verlangen und Ringen nach geistigen Gütern — und Du verstehst mit einem Male das Voltaire'sche *) Witzwort, das vom „franken Mann“ spricht unter den Staaten Europa's.

Wohlan! Durchfliege noch einmal die Blätter jener Geschichte, deren Bilder Dir vorhin in so imponirendem Licht erschienen, und der Verfall dieses Reiches wird Dir als eine nothwendige Folge klar werden, als ein Schicksal, das Religion, Staatselnrichtung und Volkscharakter vereint herbeiführten. Der Islam ist ein Kind Arabiens. In den wilden unzugänglichen Steingebirgen dieses Landes, in seinen Sandwüsten mit ihren sternfunktelnenden Nächten und der öden und erhabenen Einsamkeit, dort ist seine Heimath; dort, überhaupt in Asien,

*) Der Philosoph von Berny brauchte den Ausdruck zuerst in seinen Briefen an die Kaiserin Katharina von Rußland, um ihren byzantinischen Gelüsten zu schmeicheln.

hat er noch heute seine volle Lebenskraft. Er ist das Herzblut der Race, des Klima's, der socialen und sittlichen Anschauungsweise jener Länder und jener Menschen. Unter europäischen Himmel verpflanzt, neben abendländische Kultur, das phantastische Kind der Wüste neben den nüchternen Sohn christlicher Civilisation, war er der Baum, der auf ungeeignetem Boden verkümmert: der Türke verlor seine Glaubensgluth und Glaubenskraft und nahm zum Ersatz dafür nichts als den Auswurf westlicher Gesittung. In Europa muß und wird der Mohammedismus untergehen. Nicht mindere Schuld aber, als diese religiösen Verhältnisse, trägt am trostlosen Zustande des Staates der Charakter des türkischen Volkes überhaupt. Der Türke ist mit dem Araber, seinem Glaubensgenossen, nicht auf einerlei Stufe zu stellen. Die Araber sind ein edles, reichbegabtes Volk, von wilden starken Gefühlen, aber zugleich eiserner Gewalt, sie zu bändigen. Wo sie gebildete Länder eroberten, erlangten sie allenthalben schnell einen bedeutenden Grad von Civilisation. Der Türke dagegen ist geblieben, was er war, der ungeschlachte, aller Kultur und Sitte unzugängliche Barbar. Die ganze gewaltige Laufbahn dieses Volkes, sein Ruhm und seine Triumphe sind nichts als die Siege des Schwerts, die Erfolge der rohen Gewalt. Wie rauche Bergluft in milde Thäler stürzte die Horde aus ihrer Steppe über die civilisirten Länder her. Der rohe Nomad sieht den gebildeten Weichling zu seinen Füßen; durch Raub und Mord werden die schönsten Frauen seine Beute; vor seinem Schwerte sinken blühende Städte in Trümmer, die herrlichsten Länder werden zur Wüste unter dem Fußschlag seiner Pferde; Verheerung, Rauch und Trümmer bezeichnen seinen Pfad; aber dieser Pfad führt ihn aus den Zelten der Wüste auf die weichen Polster der griechischen Großen, aus Armuth zu überschwenglichem Reichthum, aus Unbedeutendheit auf den Thron der Weltherrschaft. Sein Schwert ist der Schrecken der gebildeten Welt. Mit seinem Schwerte triumphirt er über Geist und Civilisation, Bildung und Schönheit. Was Wunders, wenn er, arm an Ideen, wie er ist, Geist und Kultur verachtet, der Menschlichkeit Hohn spricht, mit der Brutalität eines rohen Emporkömmlings sich dem Genuße ergibt, und das Schwert sein Glaube, seine einzige Beschäftigung bleibt? In der That, auf Unduldsamkeit und stete Eroberung war die Herrschaft der Türken gegründet, und so lange der Schreckensstrom ihrer Kriegsfahrten und Raubzüge in frischer Kraft dahin brauste, so lange stand es wohl und sicher um ihr despotisches Regiment. Aber jede physische Kraft wird endlich erschöpft und bricht zusammen, wie jeder Genuß in sich selbst sein Grab findet. Jener gewaltige Strom verlief sich allgemach, und das Reich sah sich eingedämmt zwischen die Staaten der europäischen Christenheit zu friedlichem Gedeihen. Der Barbar der Steppe verlor sein Schwert, und mit ihm Alles. Ohne geistiges Leben, ohne Anbau im Innern zu weiterer Entwicklung, ohne alle Rücksichtnahme auf die Forderungen, welche Zeit und Nachbarn stellten, eingeroftet in seinen Reichs- und Glaubensformen, bot der Staat das Bild des starren orientalischen Despotismus, und die täglich um sich greifende Schwäche und Versumpfung setzte unaufhaltsamen Verfall als sein unvermeid-

keines Noths außer Zweifel. Das ist das Leiden des „kranken Mannes“, das die Türkei schon seit hundert Jahren zum Spielball auswärtiger Politik macht, und dessen Symptome dem Wanderer in jenem Lande aller Orten entgegentreten, an keinem aber stärker und ergreifender, als in Adrianopel. Kehren wir jetzt dahin zurück.

Die Stadt ist alt und hat wechselvolle Schicksale im Laufe der Zeit erlebt. Ursprünglich hieß sie Uskadama und war die Hauptstadt der alten Bessier. Ihren jetzigen Namen führt sie von Kaiser Hadrian, der sie neu aufbaute und vielfach verschönerte. An dem Punkte gelegen, wo die verschiedenen Pässe des Hämus zusammenstreffen, war sie dem Andrängen aller Völkerschaften ausgesetzt, welche Deutelnst oder abenteuerlicher Sinn über das Gebirge nach dem Süden führte. Von Gothen und Bulgaren erlitt sie wiederholte Plünderung und Verheerung; auch die Kreuzfahrer unter den Komnenen nahmen über Adrianopel ihren Weg. Endlich im Jahre 1360 bemächtigte sich Murad II. der schon damals nicht unbedeutenden Stadt, und sie war fortan, bei ihrer für militärische, politische und merkantile Zwecke äußerst vorthellhaften Lage, bis zur Eroberung von Konstantinopel Residenz der Sultane und Mittelpunkt des gesammten Osmanenreiches. Jetzt begannen für sie die Tage des Glanzes. Bald schimmerten die kupfernen Dächer zahlreicher und prunkender Moscheen weit hinaus in die Gefilde, Paläste und Schlösser entsprangen dem Boden, Gärten entstanden mit Villen und Lusthäuern, Wasserleitungen und künstlichen Springbrunnen, Befestigungswerke wurden aufgeführt, großartige Bäder von Marmor geschaffen mit homartigen Vorhallen, Märkte und Rhane gebaut, Klöster, Schulen, Spitäler und andere Stiftungen errichtet, Brücken in kühnem Schwung über den Fluß geworfen, die Stadt alljährlich vergrößert und verschönert. Der Tribut gezähmter Völker, die Beute aus eroberten und verheerten Ländern, die Schätze von hundert verwüsteten Städten, die Trophäen zahlloser Siege, Alles floss hier zu unermesslichem Reichthum zusammen und wurde von den Großen des Reichs in orientalischer Genußsucht, Beträulichkeit und Prachtliebe vergeudet. Jagdzüge und Jagdfeste, mit unerdenklichem Pompe von den Sultanen veranstaltet, belebten die Umgegend; die Einwohner (deren Zahl sich damals auf mehr als 300,000 belief, während sie jetzt kaum 90,000 beträgt) thaten sich hervor in den Künsten des Ostens, ihr Rosenöl und Rosenwasser, ihre Seidenzeuge, ihre feine Seife, ihre Scherbete und ihr Zuckerwerk wettelferten mit den berühmtesten Erzeugnissen des Orients, und gefeierte Dichter sangen Hymnen zum Preise der Stadt und ihrer Bevölkerung.

Von all den Bauwerken, welche aus jener Zeit noch vorhanden sind als die Zeugen des verschwundenen Glanzes, ist Weniges mehr sehenswerth. Etwa die Citadelle, die mit ihren 16 Thürmen die Stadt beherrscht, der Bazar mit 6000 Gewölbten, das alte und neue Serai und etnige Moscheen, z. B. die Murads II. mit ihrem berühmten Vorhofe, dessen zwanzig Kuppeln von 70 der kostbarsten, aus den Ruinen von Athen und Syzicus hieher geschleppten Marmor- und Granitssäulen getragen werden. Mehr aber noch als diese verdient unsere

Aufmerksamkeit die in der Mitte der Stadt auf einer Anhöhe gelegene und Alles überragende Moschee Selims II., und ihr Bild läßt uns mit einem würdigen Eindruck von der Stadt des Hadrian scheiden. Diese Moschee, deren Bau in Folge eines Gelübdes nach der Eroberung von Cypern (1466) unternommen wurde und die Summe von 13 Millionen Piaßern verschlang, wird von Sachkundigen für die prächtvollste des ganzen Orients erklärt. Sie bildet ein Viereck von 180 Fuß nach jeder Seite, mit einem Vorhofe von gleichem Umfang, dessen drei freie Seiten (die vierte bildet die Fassade der Moschee) vierundzwanzig von Säulen gestützte Kuppeln zieren. Das Dachgewölbe der Moschee, außen mit Blei bedeckt, auf der innern Seite mit vielfarbigen Steinen zierlich ausgelegt und von Fenstern durchbrochen, übertrifft an Größe und Höhe das der Aja Sofia in Konstantinopel, und noch weit über dasselbe empor ragen die vier prächtvollen Minarete, von deren Galerien aus man die reizende Aussicht genießt, die wir oben beschrieben. Im Innern des Tempels, das nur mit entbloßten Füßen betreten wird, sind weder Bilder noch Statuen, noch Altäre, noch Grabdenkmale zu sehen; nur arabische Inschriften, Sprüche aus dem Koran, Namen heiliger und frommer Männer, meist in Gold und in kolossalem Maßstabe ausgeführt, schmücken die Wände. Auf dem weißmarmornen und mit Teppichen bedeckten Fußboden liegen hie und da auf besondern Gestellen große und prächtig ausgestattete Exemplare des Koran, und eine Quelle des herrlichsten Wassers sprudelt in der Mitte der Moschee, schön in Marmor gefaßt, unter einem säulengestragenen Gewölbe. So brüllet sich erhabene Einfachheit, Ruhe, Größe und Einheit des durchgehenden Gedankens aus, im Style des Ganzen wie in der Ausschmückung des Einzelnen, und der Eindruck ist durchaus gewaltig: Gewaltig am Tage, wenn durch die 250 Fenster der Kuppel das Licht der Sonne niederströmt, gewaltiger noch in den feierlichen Nächten des Ramazan, wenn der Tempelraum im Glanze von zwölftausend Lampen wiederstrahlt, und so zur großartigsten Verbildlichung der Aufschrift wird, welche seine Pforten ziert:

„Gott ist das Licht des Himmels und der Erde.“

Burg und Stadt Caernarvon in Wales.

Ein englisches Zwing-Ur in dem einst freien Fürstenthum der Kymren kann Caernarvon Castle in zwanzig Jahren das 600jährige Jubiläum seiner Erbauung feiern.

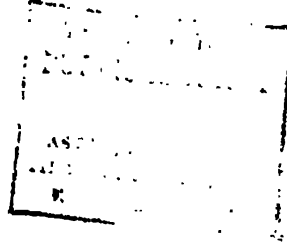
Die Walliser gehören zu den Völkern, deren Nationaleigenthümlichkeiten in Sitten, Rechten und Sprache vor den Gewaltschritten fremder Eindringlinge immer weiter zurückweichen mußten, trotz des Widerstandes nach jedem Kampf an Boden verloren, aber trotz alles feindlichen Machtgebots immer noch genug vom Untergang retteten, um den Freunden und Forschern der Geschichte-, Volks- und Sprachkunde reichen Stoff für Studien und Darstellungen zu bieten. Zwei Thatfachen sind es aber vor Allem, die den Walliser an die Seite der gegenwärtig in Sprach- und Nationalitätskämpfen begriffenen Völker stellen, dem stolzen und mächtigen England gegenüber: der Sachsenhaß erbt, wie in Irland, auch in den Herzen der Walliser fort, trotz dem, daß dem Lande schon seit drei Jahrhunderten mit den Lasten auch alle Rechte, Freiheiten und Wohlthaten der englischen Staats- und Gerichtsverfassung zu Theil wurden, der alte Haß erbt fort und hat in unseren Tagen den originellsten Ausbruch gefunden in den Zerstörungszügen der Rebekka und ihrer Töchter. Der Sprachkampf dagegen hat sich vor der Hand auf den unantastbaren Boden der Wissenschaft zurückgezogen: gelehrte und patriotische Gesellschaften und Vereine suchen von den Sprach- und Literaturschätzen des kymrischen Volkslebens zu retten, was unter dem französisch-sächsischen Druck noch erhalten und den Ausrottungsplänen der Regierung gegenüber lebendig oder lebensfähig bewahrt worden ist. Wie bei den Tschechen in Böhmen und den Flämändern in Belgien knüpft sich allerdings an den Gedanken der Bewahrung zugleich der der Wiederherstellung der sprachlich-geschichtlichen Erinnerungen, Bedürfnisse und Ansprüche des alten im Lande heimischen Stammes. Endlich tritt uns auch in Wales die Erscheinung entgegen, daß das Flachland und der Kreis der höheren Stände dem Einfluß des Fremden zugänglicher waren, als das Volk des Gebirgs; wir finden in Südwales englische Sprache und Sitte vorherrschend, während in Nordwales die Berge sich, wie überall, als Festungen des heimischen Volksthum bewährt haben.



CAERNARVOY CASTLE

Engraved by W. Marshall & Co. from a drawing by J. H. Stoddart.

Engraved by W. Marshall & Co.

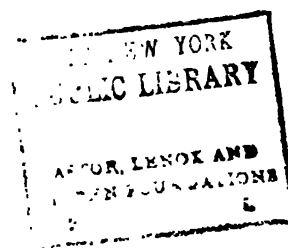


Um diesen Festungstrog zu brechen, baute der englische König Eduard I. im Jahr 1277 die Feste Caernarvon. Der Kampf Englands um Wales beginnt jedoch schon zur Zeit der angelsächsischen Könige, im 10. Jahrhundert. Schon damals mußten die Fürsten von Wales, deren stets mehrere von einander unabhängig im Lande regierten, einen jährlichen Tribut in Geld und Wolfshäuten an die Könige in England entrichten. Entschieden wurde der Widerstand, als Wilhelm der Eroberer Englands Herr wurde und die Normannen auch Wales zu überschwemmen drohten. Damals mußten gegen die Walliser, wie in Deutschland gegen die hereinbrechenden Slavenvölker, in England Markgrafen zum Schutz der Grenze eingesetzt werden. Die Uneinigkeit der wallisischen Fürsten unter sich brach mit dem Wohlstand des Volks die Macht zur Abwehr des stärkeren Feindes. Von der Mitte des 12. Jahrhunderts an, wo Heinrich II. in England König war, enden die blutigen und besonders im Norden mit erbittertester Hartnäckigkeit geführten Kämpfe um Unabhängigkeit mehr und mehr mit Niederlagen der Walliser, bis endlich Eduard I. die Unterwerfung des Landes und aller seiner Fürsten vollendete. Das geschah, wiederum nach harten Gefechten und Hinrichtungen, im Jahre 1283.

Aber nicht nur mit den Waffen der Gewalt mußte Eduard I. den Trog der Walliser brechen, er suchte durch List sie sogar mit ihrem Stolz an sich zu fetten, und auch die desfallsige der Geschichte längst einverleibte Sage vermehrt die historische Wichtigkeit von Caernarvon Castle. Die Häupter und Angesehensten des Volks von Wales hatten dem Könige gesagt, daß sie nur einen wälischen Mann zum Herrn haben wollten. „Gut“, sprach Eduard I., „ich werde euch einen solchen verschaffen.“ Hierauf hielt seine Gemahlin Leonore durch „das Thor der Königin“, wie es noch heute heißt, einen feierlichen Einzug in das feste Schloß Caernarvon und genas daselbst eines Anableins. Dasselbe nahm alsbald der König auf den Arm, trat vor die versammelten Häupter der Walliser, zeigte ihnen den Königsproß von Caernarvon und sprach die wälischen Worte: „Eych dyn!“ — zu deutsch: — „Das ist der Mann!“ d. h. der wälische, welchen ich euch versprochen habe. Seitdem führt jeder Erstgeborene der Herrscher von England den Titel „Prinz von Wales“, und seitdem sind die Walliser, mit einer einzigen Unterbrechung im Jahre 1400, der englischen Krone gehorsam geblieben.

Das feste Schloß von Caernarvon, welches unser Bild zum Hauptgegenstande hat, ist von den vielen militärischen Bauwerken Eduards I. das geräumigste und herrlichste gewesen. Noch jetzt macht es mit seinen dicken festen Mauern und seinen vielen Thürmen einen imposanten Eindruck. Der höchste dieser Thürme heißt der Alerthurm; man steigt auf 158 Stufen bis zu der Zinne, von welcher aus der Blick weit über die Menai-Straße, die Meerenge im Hintergrunde unseres Bildes, und jenseits derselben über die Insel Anglesea hinschweift und auf das Meer und seine Pracht hinaus. Die Stadt Caernarvon liegt unmittelbar an der Menai-Straße, durch welche das gebirgige Festland von Wales getrennt wird von Anglesea und seinen fruchtbaren Ebenen. Sie ist

die Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft von Wales und war früher, ihrer nun dahingeschwundenen Festigkeit wegen, der Regierungssitz von Nordwales. Eine der größten Städte des Landes ist sie noch; ihrer theils einheimischen, theils von England eingewanderten Einwohner mögen 9000 sein. Die Sehenswürdigkeiten von Stadt und Umgegend sind, das Schloß ausgenommen, nicht architektonische, sondern montanistische Bauten: die berühmten Thonschiefersteinbrüche, die für Nordwales dasselbe sind, was das Eisen für Südwales, d. h. Hauptlebensfrage. Sie werden in Caernarvon großartig ausgebeutet. Ueberall sind in dieser Gegend die Berge von Schieferbrüchen angenagt. Ein einziger solcher Steinbruch beschäftigte schon 1842 gegen 2500 Menschen, hat seinen besondern Hafen sammt geneigten Flächen und Eisenbahnen und machte seinen damaligen Besitzer (Lord Penrhyn), trotzdem, daß die Anlagen von Hafen und Bahnen über 2 Millionen Gulden kosteten, zum reichlichen Mann. Der Schiefer von Nordwales ist so trefflich, so farbfest und elastisch und bricht in so großen Stücken und Tafeln, daß er sogar zu Schränken, Schreibtischen und andern Mobilien in den geschmackvollsten Formen verarbeitet werden kann. Die Hauptmassen dienen zu Dachziegeln, Kaminrücken, Rechentafeln, Tischplatten und — Grabsteinen. Dieser scheinbar an sich so unbedeutende Artikel verdankt, nach Kohls Bemerkung, seine außerordentliche Wichtigkeit einem gewissen achtenglischen Wörtchen, das man, erzählt er, in allen englischen Fabrik- und Handelsstädten vor jeder Waare, nach deren Handelsziel man sich erkundigt, immer und immer wieder hört. Das Wörtchen „All over the world, Sir!“ d. h. Ueber die ganze Welt hin, Herr! — Wenn man in Birmingham einen Knopfmacher fragt, wohin seine Knöpfe gehen, so antwortet er: Ueber die ganze Welt hin, Herr. Fragt man einen Löffler in den Löfflereien von Stafford, wohin diese Art Löffle kommen, so heißt es: Nach Amerika hin, nach Ostindien, nach Europa, „in der That, Herr, über die ganze Welt.“ Und in Caernarvon bekennt sich vor seinen Schiefersteinen Keiner bei Deiner Frage: Wohin mit all' dem Schiefer? lange auf die stolze Antwort: All over the world, Sir!





Der Hundstodweg am Himmelsberg

Aus d. Kunstanst. d. Hbb. Inst. in Hildes.

Eigenthum d. Verleger

Der Gnadstogel am Hintersee.

Sieher Leser, hast Du schon einmal vor einem jener dunkeltiefen Alpenseen gestanden, die in dem granitnen Gürtel des Gebirgs wie Edelsteine in der Sonne glänzen, bald tiefgrün lodend, bald sehnuchtblau, bald mit wolfflich-gedemem näheimlichem Spiegel? Groß sind sie nicht, die Flächen ihres Gewässers, aber die Tiefe thut's und der köstliche Rahmen um das Glas, hinter welchem die Sagenwelt die Wohnstätten ihrer gefährlichsten Götter verborgen hält. Dieser Rahmen besteht entweder ringsum aus den schroffsten Felsenwänden, die mit ihren Schluchten, Grotten und Terrassen über dem Seespiegel emporsteigen, wie die ungeheueren Mauern eines Doms, über welchen die Bergkette sich als Kuppeln wölben, prächtig wiederstrahlend in der Gluth vom Portale bis zum Thurmturm, oder die stillen Wasser laufen, dem entfernteren Auge kaum merklich, mit dem Wiesentempel zusammen und sind, so weit das Baumrevier reicht, geschmückt mit Kränzen dunkler Rothtannen und Gruppen der Zirbelkiefer. — Ich habe manchem dieser Seen in die finsternen Augen geblitzt, aber der Alpenmann Tschudi ist auch zu den obersten Wassersammlern hinaufgestiegen und erzählt davon gar Wundersames. Diese Wassersammler, sagt er, nähren sich meistens von großen Gletscherseen, gönnen an ihren Ufern höchstens ein Paar mageren Weiden, Heckenkirschen- und Erlenbüschen ein dürftiges Daseyn oder lagern ganz todt zwischen dem grauen Felsgefälle. Sie haben ein düsteres und tieferntes Ansehen. Gewöhnlich ohne alle Wellenbewegung mit dunkelgrünen Farbentönen; stimmen sie zum öden Geiste der Felsenlandschaft. Kein Rachen, kein Flosschen hat sie je berührt, keine Seerose ihre breiten Blätter auf ihrem Spiegel gewiegt, kein Fisch zieht durch die grünen Tiefen, kein Wasservogel, oft nicht einmal ein Frosch, sitzt an dem feimigen Ufer. Den größten Theil des Jahres deckt sie Schnee und Eis, und manches flache ausgewählte Becken friert bis auf den Grund zu. Mühsam und langsam thaut der Frühling oder gar erst der Sommer sie auf, und kleine Eisschollen schwimmen noch auf ihnen, wenn schon die Alpenrosenbüsche ihrer Felsen freudig die Glockensträuße im Winde wiegen. Dabei hat eine große Anzahl dieser Hochseen keinen sichtbaren Abfluß. Das Wasser fällt in einen oft durch kreisende oder wirbelnde Wellenbewegung angezeigten Trichter, arbeitet sich kürzere oder längere Zeit durch die Kanäle im Innern des Gebirgs und springt oft erst in großer Entfernung wieder zu Tage. Manche Seen haben auch keinen sichtbaren Zufluß und nähren sich von unterirdischen Quellen. Beide Erscheinungen vermehren

das mystische Dunkel, das über diesen stillen Fluthen schwebt. Viele dieser Wasserscheiden sind selbst in den nächsten Thälern unbekannt, einige wurden von den ältesten Bewohnern der Alpenländer religiös verehrt, und an diesen Kultus lehnt sich das Reich der Sage, mit deren Gestalten der gläubige Bergbewohner Fels und Schlucht und die Tiefe belebt. Die Seen der mittlern und untern Alpenregion sind die Spülbecken und Reinerungskessel der von oben herkommenden Bergbäche, die in ihnen ihr Geschick absezen. Bis zur Lannengrenze hinauf sind alle Seen mit sichtbarem Abfluß auch belebt von Forellen, Groppen und Ältsen, und das kluge Völklein der Stockenten sucht an ihnen sein Versteck. Manche Seen sind äußerst malerisch gelegen, bisweilen von reichen Arvenschlägen umdrängt und spiegeln in ihren klaren Fluthen oft die prächtigsten Alpenfäden ab. Mit einem Wort, ein schöner Alpenhochsee ist ein Augenlabfal, und wer sich in kürzester Zeit an recht vielen erfreuen will, dem rathe ich, in das Bündnerland der Schweiz zu gehen, wo deren noch bis zu 7240 Fuß Höhe u. d. M. zu finden sind. — Willst Du aber durchaus denjenigen sehen, welcher aus unserem Bilde herauschaut, so wandere nach Salzburg. Dort kennt Jedermann das Almenthal, und im Almenthal liegt Grönan, und bei Grönan liegt der Hintersee. Dort erkundige Dich, wo der Hundsfogel steht. Wohnen gar gute Leute im Rändel, die sagen Dir getn den Weg zu dem See da; ich weiß ihn selber nicht.

Alton in Illinois.

Im Jahre 1818 stand noch kein Haus an dem Ufer des Mississippi, wo jetzt die Stadt Alton die Flügel krönt, ja, noch 1832 boten höchstens etliche zwanzig Blochhäuser dem Vorüberfahrenden die Aussicht auf einen unansehnlichen Anblick. Da geschah es, daß Männer mit geschäftstüchtigen Augen zu der Stelle kamen und die äußerst vortheilhafte Lage des Orts erkannten. Sogleich fuhr die amerikanische Kraft des Wachstums in den Boden, und schon acht Jahre später sah der Vorüberfahrende dort eine der schönsten Städte der westlichen Staaten, einen vortreflichen Landungsplatz, Docks, Schiffswerfte, und über die statilichen Häuser ragten die Thürme von sechs Kirchen empor. Die Hauptausfuhrartikel liefert die nächste Umgebung der Stadt: Holz, Steinkohlen und Bausteine. Die Zahl der Einwohner war 1840 schon über 6000 und mag nunmehr das Doppelte betragen.

DECEMBER 1954

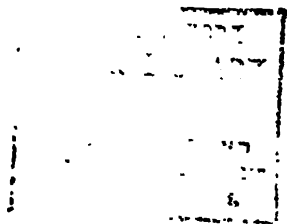


ALTON and MISSISSIPPI
(IN ILLINOIS)

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. d. Inst. in Fl. d. b. b.

Digitized by Google







WISMAR am WISMAR

Aus d. Kunst- u. d. Bibl. in Wismar.

Eigentum d. Verleger

Richmond in Virginien.

Es wird eine Zeit kommen, wo im großen Dollarlande die Lust am rastlosen Erraffen der Gaben des Mammon ihren alleinherrschenden Reiz verliert, wo man der gesammelten Schätze froh wird und Muße gewinnt, dem Dienste des Schönen in rechter Andacht Geist und Herz zu weihen. Schon dämmert im jungen Lande ein neuer frischer Morgen der Kunst, schon hat der Indianer seinen Sänger, die Sklavin ihren Künstler gefunden, *) aber noch lebt die große Mehrheit der wahren Bewunderer jener Kunstblüthen am urkräftigen Westbaume der Menschheit unter dem bemoosten Gezweige des alten Europa, noch sind es vor Allem die üppigen Abfälle europäischer Kunstspeculation, welche die Schritte des Amerikaners von der Börse zum Geschäftshause im Vorübergehen einen Augenblick hemmen, und diesen schleudert der Yankee, des eigenen Geldwerths halber, mit eiligstem Applaus und eitel schmunzelnd seine Dollars hin, denn diese Kunst geht nach Gold. —

Die begabten Geister Nordamerika's müssen jener Zeit voraus eilen. Ihre große Aufgabe ist es, in ihren nationalen Kunstwerken den Magnet zu schaffen, mit welchem sie in ihrem ganzen großen Lande die braven Eisenherzen an sich ziehen. Der Magnet muß stark genug sein, um diese Herzen heraus zu reißen aus den Klammern der Geldkästen wie aus dem Schmutz der Straße, aus den Armen der Kneipen wie aus den grünen Gründen des Urwalds, aus der Fence wie aus der Fabrik, kurz aus den schweißstriefenden Fäusten des Werktags, sie an sich zu fesseln für die Feierstunden des Geistes und an sich zu halten zum ruhigen Lauschen auf die Abendglocken des Herzens. Das stärkt beides, die Herzen und den Magnet. Denn auch darin wird die junge Literatur und Kunst jenseits des Oceans sich unterscheiden müssen von der großer Epochen der alten Welt, daß der aristokratische Stolz, nur für Wenige, nur für die Besten, die Gebildeten zu arbeiten, weil man nur von diesen verstanden werde, den Dichtern und Künstlern Amerika's nicht Stift und Griffel führen darf; ihre Aufgabe leitet sie von selbst auf den rechten Pfad zum dort einzig berechtigten Stolz: ihre Werke müssen so aus dem Geist ihres freien Volks herausgewachsen sein, daß das Volk durch das Gefühl der Verwandtschaft zu ihnen hingezogen wird und daß ein Kommentar mit gelehrthornehmer und herablassender Præceptorien dort so wenig zwischen Volk und Kunstwerk zu treten braucht, als es je gutbürgerliche Sitte war, Verwandte durch den Ceremonienmeister gegenseitig vorstellen zu lassen.

*) Wir meinen H. W. Longfellow's „The song of Hiawatha“, „Das Lied von Hiawatha“, deutsch von A. Böttger, Leipz. 1856, und von F. Frellgrath, Stuttg. 1857; — und J. Grant's gefesselte Sklavin, eine lebensgroße Marmorstatue, welche auf der Weltindianerausstellung zu London als Meisterstück gepriesen wurde.

Universum, XVIII. Bd.

Wenn aber im Volksfrühling drüben die Mäthen der Kunst hervorbrechen, wohin werden in den Stunden schöpferischer Beschauung und beschaulichen Genusses Volk und Künstler am liebsten blicken, wo wird die Kunst des Volkes liebste Stoffe zu suchen haben? — Wie bei allen Völkern: in der eigenen Vergangenheit! Wie der Mann immer mit Freude an seine Kindheit zurückdenkt, auch wenn sie hart war, und an seine Jünglingstage mit um so behaglicherem Gefühle, je stürmischer sie vergingen, so sieht das Volk am liebsten das Bild seiner eigenen Gestalt aus den vergangenen Tagen und stärkt sich an den überstandenen Geschicken für drückende oder drohende der Gegenwart und der Zukunft. Dann wird aber kaum ein zweiter Staat sich finden neben dem, dessen Hauptstadt unser Stahlstich zeigt, von gleichem Reichthum großartiger Schicksale der Männer und der Völker, von gleicher Menge und Mannigfaltigkeit jenes Kunststoffs, aus welchem Dichter und Künstler Jahrhunderte lang gestalten können die Gruppe und die Säule, das Epos und das Drama, die Ballade und das historische Bild.

Man hat die Kreuzzüge Europa's zweite Völkerwanderung genannt. Mit gleichem Rechte mag man seit der Entdeckung Amerika's von dem Beginne einer dritten europäischen Völkerwanderung erzählen, die man auch, jenen zur Eroberung des gelobten Landes im Osten entgegengesetzt, die zweiten Kreuzzüge nach dem gelobten Lande im Westen nennen darf. Jene trachteten nach der religiösen, diese nach der politischen Stätte der Erlösung, und beiden ist in ihren Wirkungen Das gemeinsam, daß sie die Isolirung der Nationen lösten, durch eine große Idee die verschiedensten Völker zur Thätigkeit nach Einem Ziele bewegten, sie in vielfache Wechselwirkung brachten, eine Sphäre freier Thätigkeit erschlossen und der Entwicklung bürgerlicher Freiheit Bahn brachen. Ein anderes Gemeinsames von beiderlei Kreuzzügen ist die Einheit des so vorzugsweise als vergeblich erstrebten Ziels der ersten mit dem nicht vorzugsweise erstrebten Erfolge der zweiten, d. h. die Kreuzzüge wollten das Kreuz aufpflanzen als Herrscherzeichen über Palästina, und die Züge nach Westen haben das Kreuz der Glaubensherrschaft erhoben von den Eismeerküsten des Nordens bis zu den Sturmgestaden des Südens der ganzen neuen Welt. Ihr Gemeinsames haben aber beide in den tausend Beispielen von dem Muthe, der Wahlgelastigkeit, Tollkühnheit und Ausdauer Einzelner und der Massen, von der Unererschrockenheit im Wiederbetreten eines Pfades, auf welchem schon Tausende untergegangen, Alles die Folgen einer gewaltigen Seelenerregung, die zu immer neuer Wagemuth antrieb bis zum Verderben oder zum Siege.

Die unsäglichsten Mühen, Gefahren, Leiden und Opfer setzten sich über zwei Jahrhunderte lang mit auf jedes Schiff, das nach der ausgedehnten Küstenstrecke steuerte, von welcher das heutige Virginien nur noch den mittleren Theil einnimmt. Schon heute glänzt es auf jenen ersten Zügen wie vom romantischen Schimmer der Sage. Seht Ihr dort den Venetianer Cabot? Prima Vista nennt er das Land, das er 1497 zuerst gesehen. Er kam mit prächtiger Beute nach England heim, das ihn gesandt hatte, und starb. Aber der Roßvogel der

goldenen Wünsche schwebte fortan für das kisterne Europa über dem atlantischen Ocean. Da kommt der tapfere Florentiner Verrazzano 1524, und wird von den Wilden gefressen. Zehn Jahre später suchen die französischen Brüder Cartier hier ein Neu-Frankreich und finden es so wenig, als ihr Ritter Roberval. Kaiser Karl V. sendet 1528 den Pamphilo de Narvaez, der mit den Indianern kämpft und im Meere ertrinkt mit Mann und Maus. Unersättlicher Durst nach Ruhm und Gold hegt den spanischen Ritter Fernando de Soto mit vielen Gleichburtigen über das Meer. Er verrichtet Wunder der Tapferkeit gegen die Wilden und stirbt am Mississippi. Wie die Westgothen einst ihren König Alarich im Bette des Busento, so begruben die Spanier ihren Führer im Vater der Ströme, damit kein Indianer das Grab des Helden finde. — Der Glaubenskampf zerreißt die europäische Christenheit. Da richtet Coligny die hoffnungsvollen Blicke über den Ocean nach einer Freistätte für seine Hugenotten. Ribault führt sie, Unglück und Haß verfolgt sie. Eine heimwärtskehrende Schaar treibt der Hunger bis zum Auffressen der eigenen Gefährten. Ribault fällt in die Hand der Spanier. Menendez heißt deren von dem König Philipp II. zur Vernichtung der „Feinde Gottes“ ausgesandter Führer, der den Verirrten gastlich aufnimmt und ihn und seine Gefährten dann niedermegeln und die zerstückten Leichen an den Bäumen aufhängen läßt. So zogen Verrath und Regermord in die neue Welt ein. Das war geschehen von 1562 — 1564. Schon im Jahre 1568 hing der Hugenotte Gurgues dieselben Spanier an denselben Bäumen auf. — Nun kommt ein Jahr, das man nicht mit Dinte schreiben sollte: 1562. Da ward Sir John Hawkins der Erfinder des Sklavenhandels, und Spanier waren seine ersten Käufer; da kam das Gift in den jungen Leib des Staats und wühlte darin unheilbar, sagt man, und droht ganze Glieder zu zerfressen. — Englands Elisabeth erhob ihr Auge zur neuen Welt. Raleigh und Gilbert opfern, jener all sein Vermögen und dieser sein Leben vergeblich dem Plane einer dauernden Colonisation, und Amada und Barlow, die zuerst eine glühende Schilderung des neuen Landes heim brachten, gewannen für dasselbe nichts als den Namen, den es jetzt noch trägt: Virginia nannte es die „jungfräuliche Königin“, und so heißt es nun seit 291 Jahren. — Aber man merke: schon zu Elisabeths Zeit drängte nicht bloß Gold- und Ehrgeiz, Abenteuer- und Ruhmsucht zu kühnen Fahrten und Kämpfen in die neue Welt, sondern das, was heute die Auswanderungstriebfeder von Hunderttausenden in Europa ist: die Furcht vor Verarmung in der Heimath! — Die Rücksicht auf diese Furcht und die Aussicht auf den kostbaren Besitz jenseits des Oceans spornten zu immer neuen Unternehmungen an, die mit gleicher Energie, mit mehr Klugheit, aber noch lange mit demselben Mißgeschick, wie die früheren, ausgeführt wurden. Man sandte mit tüchtigen Seeleuten umsichtige Gouverneure und gelehrte Männer ab, begleitet nicht bloß von heutegetrigem Gesindel, sondern von fleißigen Arbeitern. In der Ansiedelungsgeschichte jener Zeit begegnen wir Namen wie Richard Grenville, Ralph Lane, Heriot, Franz Drake, John White, aber Aller Arbeit und Wagniß scheiterte bald an

der Tapferkeit der Indianer, bald an der Jügellosigkeit der Ansiedler und bald an den Lücken des Meers. Nur Lane that einen kühnen Griff in die Vorrathskammer der Kultur: ein Lieblingsvergnügen der „Wilden“ wurde durch ihn zu einem Genuß für alle Stände aller Nationen der alten Welt und zur Erwerbsquelle für Millionen erhoben — das Tabakrauchen. Die eigentliche Geschichte der englischen Kolonien in Nordamerika datirt von dem „Freibriefe“ des Königs Jakob vom 10. April 1606. Da begannen die königlichen Kraftmittel zu wirken, und ebenso königlich war gar lange noch der Kampf der Rothhaut gegen die Eindringlinge. Hier beginnt erst die rechte Großartigkeit der Jugendgeschichte Virginien's. Wir dürfen uns jedoch von ihr nicht weiter verlocken lassen. Man verlangt Das ja nicht von den wenigen bildbegleitenden Blättern des Universums. Dafür aber, daß der freundliche Leser sich nach der Geschichte von Virginien anderweit umsehen muß, erzähle ich ihm eine Episode aus dem großen Epos jener Zeit, als ein Beispiel von den tausend einzelnen Zügen von Hochherzigkeit und Heldenthum in dem wilden Durcheinander der Kämpfe. Das bin ich meinen einleitenden Worten zum Beweis schuldig. Es ist Virginien's schönste Geschichte von Pocahontas, dem Indianerkind.

Werowocomoco hieß die Indianerstadt, wo der König Powhatan sein Herrscherzelt aufgeschlagen hatte. Dorthin führte eine Schaar der Tapferen seines Stammes einen gefangenen Weißen. Er hatte gekämpft an der Spitze der Seinen, bis der letzte Mann gefallen war. Powhatan erkannte in ihm seinen Todfeind, das Haupt der Kolonie am Jamesflusse, den kühnsten Verfolger, den flügsten Unterdrücker der Rothhaut, John Smith, den Schrecken der Wildniß. Da hielt der König Rath über ihn, und die Männer beschloßen des Feindes Tod. Sie wälzten einen großen Stein vor Powhatan's Sitz, führten vor ihn hin den weißen Mann und beugten seinen Kopf auf den Stein. Dann schwiegen Alle, nur die Bäume rauschten im Urwald. Und als sie den Todtengefangen begannen, ergriff der König eine schwere Keule, um des Feindes Leben mit Einem Schlage zu vernichten. Schon schwang er die Waffe hoch über seinem Haupte, da stürzte sein Tochterlein Pocahontas herbei zwischen den Stein und ihn und umschlang seine Füße und flehte um Gnade für den weißen Fremdling. Aber des Königs Wille war gar fest, sein Herz blieb unerschüttert von den Thränen seines Lieblings. Und Pocahontas war des Vaters würdiges Kind. Als ihre flehende Klage vergeblich war, umfaßte sie den Feind mit ihren Armen, legte ihr kindliches Haupt auf das seine und sprach: Vater, die Keule tödtet erst mich! Da ging des Kindes Stärke über die des Vaters. Er erhob sich, warf die Keule von sich und sprach: Er soll leben und dein Gefangener sein! — Pocahontas aber schenkte dem weißen Manne die Freiheit und entließ ihn zu den Seinen. — John Smith fand die Ansiedelung am Jamesflusse dem Untergang nahe. Und wieder war es das Indianerkind, welches der Retter wurde für Alle. Es versorgte den weißen Mann reichlich mit Lebensmitteln für ihn und seine Gefährten, bis ihnen Hülfe kam aus der eigenen Heimath. In jenen Tagen des Kampfs ihres

Waterlandes gegen den Aufgang höherer Kultur aus dem Osten ward Pocahontas Virginiens schützender Genius. In das Herz des Indianerkindes hatte die Vorsehung die Ahnung der Zukunft gelegt, sein Auge erhellte für die Erkenntniß eines reicheren Lebens. Ihr Geist blieb den weißen Männern zugewandt, ihre Sorge wachte über sie, ihr Rath beschützte sie mit eigener Gefahr vor vielen Gefahren. In der Brust Powhatans, des Königs, konnte die Freundschaft nicht fest wurzeln für die eingebrungenen Fremden. Er schwor sich mit seinen Heimathsgenossen gegen die Weißen in Jamestown (so hieß deren Stadt), aber Pocahontas entdeckte das Unwetter nach allen Seiten, und ihre rührenden Ermahnungen machten den Himmel wieder hell über ihrem Stamm und ihrem Schützling. Da kamen zu den alten neue Fremdlinge von Osten her, verworfen und zügellos. Die Fackel der Zwietracht leuchtete in der Stadt der Weißen. Neue Hoffnungen erwachten bei den Indianern: der Tag des Verderbens sollte anbrechen für alle Fremden am anderen Morgen. Wie erbebte Pocahontas! In finsterner, stürmischer Nacht flog das dreizehnjährige Mädchen durch die Wildniß zu den Männern am Jamesfluß und warnte sie vor der heraneilenden Todesnoth. Da half das Glück. Die Indianer finden die Weißen gerüstet und weichen ohne Kampf zurück. Eine Rothhaut aber war in verschlossenem Zimmerraum beim Kohlenfeuer eingeschlafen und vom Dampf scheintodt geworden. Der Führer der Weißen trat zu ihm — mit Essig und Brantwein und erweckte den Todten. Vor diesem unerhörten Wunder beugte sich der König sammt seinem ganzen Volke, Powhatan sandte Friedensgeschenke, und in Ruhe konnte der Fuß der Europäer auf der neuen Erde wandeln, so lange John Smith der Führer war. Das währte so lange, bis ein Pulversatz zersprang und den tapferen Mann so schwer verletzte, daß er heim mußte nach England, um dort Hülfe zu suchen. Da hielt der König sein Wort für gelöst, der Ansiedelung war Haupt und Seele genommen, der Tag der Vernichtung brach an. Ein schreckliches Hin- und Schlachten der Weißen begann, Verrath und Mord wütheten um die Wette, Pocahontas' Stimme verhallte, nur ein einziges Leben konnte sie selbst retten, einen Knaben, den sie der Blutgier entriß. Nach dem Morden kam über die durch die Flucht Geretteten das Verderben in noch entseßlicherer Gestalt: die Hungertodzeit hieß im Gedächtniß der Ansiedler noch lange jene Lage, welche nur 60 verschmachtende Menschen übrig gelassen hatten von den 500 Männern, von denen John Smith geschieden war. Neue Ansiedler traten in die Spuren der untergegangenen, und nach kurzer Frist der Erholung und Ruhe loderten abermals hell auf die Flammen des Indianerkriegs. Da kam auch über Pocahontas das tiefste Wehe vor dem höchsten Glück. Durch Verrätherie fiel sie in die Hände derselben Feinde ihres Stammes, der Engländer, deren Retterin sie so oft gewesen, und der Undank schämt sich nicht. Pocahontas, die treue Beschützerin der Weißen, ward fortgeschleppt als Gefangene nach Jamestown und in den Kerker geworfen. Fern von ihrem Vater, fern von ihrer grünen freien Heimath vertauerte sie hinter den Eisengittern mehrere Jahre. Sie war ja nur eine Wilde! — Aber das Schicksal hatte

für sie ein schöneres Ende gewählt, ein Ende, nachdem das edle Haupt den blühendsten Kranz des Lebens getragen. Unter den Ansiedlern in Jamestown war ein junger Wite, der hieß Rolfe und war von angesehenem Stande. Den fesselte die Bewunderung und die Liebe an die gefangene indianische Königstochter. Durch ihn ward sie frei, denn die Lenker der Kolonie sehnten sich nach einem dauernden Frieden mit der unbefiegbaren Rothhaut und sahen in der Verbindung eines Weißen mit dem Liebling des Mächtigsten ihrer Feinde dafür die sicherste Bürgschaft. Pocahontas und Rolfe dachten nicht an diese Zweckmäßigkeit ihrer Vereinigung, sie waren gleich hochherzige, gleichgesinnte Seelen und liebten sich nur aus Liebe. Fast so schwer, als einst, wo er die Keule über John Smiths Kopfe schwang, war es auch jetzt, den erbitterten Monarchen der Wildniß zu versöhnen mit dem Gedanken, daß sein Kind als Gattin einem Weißen folgen solle, und abermals war sein harter Wille so lange fest, bis die Stärke des Kindes über die des Vaters ging. Da ward in Werowocomoco und in Jamestown mit großer Pracht ein Doppelfest gefeiert: des Friedens zwischen dem Könige und der Kolonie, und der Vermählung Rolfe's und der Pocahontas. Nachdem das Indianerkind Christin geworden war, führte Rolfe die Gattin nach England, um ihr die Herrlichkeiten seines Vaterlandes zu zeigen. Dort aber wurde Pocahontas geehrt als Königstochter, gleich einer Prinzessin mit weißer Haut. Nur wenige Jahre ertrug sie die Trennung von den Wäldern und Menschen der Heimath, da ward sie krank vor Sehnsucht nach den Augen des Vaters und den Hüften der Indianer. Aus Liebe zu seinem theuren Weibe entschloß sich Rolfe, mit ihr zurückzukehren nach Virginien und bei ihrem Stamm mit ihr zu wohnen bis an's Ende. Wie lachte da Pocahontas' Herz! Rasch ging's auf die Reise. Schon ist Gravesand erreicht, wo die Themse ins Meer strömt, und dort winkt das Schiff, das sie über den Ocean tragen soll an das Gestade ihrer Wälder, — da war der Tod vorausgeeilt, die Königstochter der Wildniß starb im Anblick des Meers. In der Geschichte steht: „Es gefiel Gott, sie in Gnaden zu sich zu nehmen, und ihr unerwarteter Tod erregte bei den Anwesenden nicht sowohl Trauer und Leid, als Freude — Zeugen zu sein, wie sie ein so gottseliges Ende nahm.“ Arme Pocahontas!

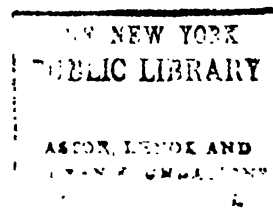
„Noch heut zu Tage wird in Virginien das Andenken der Pocahontas gesegnet und mehrere Familien zählen Powhatan und Pocahontas zu ihren Ahnen. Die Geschichte aber rechnet ihr das ewige Verdienst zu, daß ohne ihre Großmuth und edle Fürsorge der erste schwache Keim der mächtigen Union nicht hätte erhalten werden und gedeihen können.“ — John Smith, dem sie Leben und Freiheit erhalten, ward der erste Geograph und Historiker ihrer Heimath, und so hat Pocahontas nicht nur Virginien's bessere Zukunft, sondern zugleich dessen ersten Geschichtschreiber und damit die älteste und treueste Kunde über ihr Vaterland der Nachwelt gerettet.

Virginien war bekanntlich diejenige englische Provinz, wo der Aufruhr gegen das Mutterland zuerst offen heraustrat, denn schon acht Jahre vor dem schönen Tage, an welchem Boston seine Bai in den weltberühmten Theekessel verwandelte, widersetzten sich die Virginier mit Gewalt der Einführung des Stempelgesetzes. Drei Jahre später (1768) verband sich Virginien mit Massachusetts zu gemeinsamen Maßregeln gegen jeden Angriff, und 1774 sandte es seine Deputirten zum Kongreß nach Philadelphia, und darunter — den Washington! Ebenso bekannt ist es, daß außer Washington die Unions-Präsidenten Jefferson, Madison, Monroe, Harrison und Tyler geborene Virginier waren. Und wie die Geschichte ist auch die Natur des Landes reich an Großartigem und Wunderbarem über und unter der Erde. Die Gebirge mit ihren ungeheueren Felsgebilden, die Ströme, deren Gewalt Berge durchbohrt hat, die Flüsse, die plötzlich spurlos unter dem Boden verschwinden, die Höhlen, deren Ausdehnung selbst die der Adelsberger übertrifft, die Wildnisse und Urwälder, und wieder die lockenden, behaglich breiten Thäler, die Fülle reizender Landschaften mit üppig bewaldeten Bergen, die Ebenen voll unerschöpflicher Fruchtbarkeit, die unermesslichen Kohlenlager, die köstlichen Mineralquellen und die außerordentliche Mannigfaltigkeit der Thier- und Pflanzenwelt, dies Alles erhebt die 3137 deutschen Geviertmeilen des Staates an Werth und Interesse über viele weit ausgedehntere Länderflächen der Union. Die Natur hat es gut hier mit dem Menschen gemeint, hat ihm alle Thore zum gewaltigsten Fortschritt geöffnet, — der Mensch selbst aber hat diesem einen argen Riegel vorgeschoben in der Sklaverei, durch deren Einführung in die Heimath Washington's das Jahr 1650 gebrandmarkt ist. Dieselbe wirkt hemmend nicht nur auf die Entwicklung der Industrie, sondern auch auf die Bevölkerungszunahme. Der Staat wird durch das Alleghanygebirg in die östliche und westliche Hälfte getheilt; beide zählten 1840 eine Bevölkerung von 1,239,747, worunter 448,987 Sklaven waren. Der Censuss von 1850 ergab eine Gesamtbevölkerung von 1,409,000, worunter sich 469,000 Sklaven befanden. Davon kamen auf Ost-Virginien 411,602 Freie bei 395,250 Sklaven, auf West-Virginien, wo hauptsächlich Deutsche wohnen, von denen der Ackerbau fleißig betrieben wird, 379,118 Freie bei nur 53,737 Sklaven. Während nun in letzterem Staatsheile die weiße Bevölkerung in den letzten Jahren bedeutend zugenommen hat, zeigt sie im östlichen Theile eine auffallende Verminderung bei unverhältnißmäßigem Wachsen der Sklavenzahl. Die technischen Gewerbe fanden bisher im Sklavenlande geringere Pflege als in den Nordstaaten, und der Plantagenbau hat an Boden und Markt verloren, und so reißt der Fluch der Sklaverei immer tiefer abwärts, so daß jetzt Virginien's Hauptausfuhr, außer in Weizen und Tabak, vor Allem in — Menschenfleisch besteht. Die Virginier sind zu Sklavenzüchtern geworden. Da hört allerdings alle Poesie auf, die der Entrüstung ausgenommen.

Richmond, der Gegenstand unseres Bildes, ist die Hauptstadt Virginien's und des Tabakshandels. Sie liegt unmittelbar unterhalb der Stromschnellen des Jamesflusses und macht schon in der Ferne einen sehr günstigen

Eindruck auf den Ankommenden. Ein Bach, der in den Fluß fällt, trennt zwei Hügel, an welchen die stattlichen Häuserreihen emporsteigen; zur Stadt gehört Shockon-Hill und die Vorstadt Rocketts. Mit dem am entgegengesetzten Ufer liegenden Manchester ist Richmond durch zwei Brücken verbunden. Die hohen dampfenden Schloten, die Du neben den Thürmen von mehr als zwanzig Kirchen über die Dächer ragen siehst, deuten Dir schon von Weitem an, daß Du hier in eine Ausnahme von der virginischen Regel, d. h. in eine Stadt kommst, wo der Fabrikthätigkeit sich tüchtige Kräfte widmen. Die hiesigen Fabriken arbeiten in Glas, Papier, Eisenwaaren (es werden allein jährlich über $\frac{1}{2}$ Million Pfund Nägel geliefert), Bier, Leder, Zucker und besonders in Tabak. Außerdem besteht eine Waffenfabrik und eine Kanonengießerei. Der Handel, der sich über die Erzeugnisse der Fabriken, des Plantagen- und des Bergbaus (namentlich Steinkohlen) erstreckt, ist durch den Umstand besonders begünstigt, daß Seeschiffe, die nicht über 10 Fuß tief gehen, den Jamesfluß herauf kommen und bei der Stadt anlegen können, während wiederum der Betriebsamkeit durch die Fülle des Jamesflusses eine ungeheure Wasserkraft dargeboten ist. Eisenbahnen und Randle öffnen außerdem der Produktion Richmonds Verkehrszüge nach Nord, Süd und West und regelmäßige Dampfbootsfahrten verbinden es mit nahen und fernen Hafenplätzen. Unter den etwa 30,000 Einwohnern sind nahe an 8000 Deutsche. — Unter den Gebäuden Richmonds ist das sehenswertheste das Staatenhaus (Kapitol) auf einem der beiden Hügel. Es ist nach dem Muster des berühmten sog. „Viereckigen Hauses“ (maison carrée)* in Mismes gebaut, von drei Seiten mit Säulen umgeben und geschmückt mit der schönen marmornen Bildsäule Washington's von Houdon's geschicktem Meißel und einem Brustbilde Lafayette's. Ansehnliche Gebäude sind außerdem noch der Palast des Gouverneurs, das große Staatsarsenal, der Justizpalast, das Rathhaus und die Bauten der Anstalten für Wissenschaft, Kunst, Unterricht, Wohlthätigkeit und Vergnügen. Die Lage der Stadt ist so gesund, daß ihr sogar die etwas starke südliche Unreinlichkeit (natürlich im Vergleich zu der Nettigkeit und Reinlichkeit der nordischen Städte der Union) wenig oder nicht schadet. Die Straßen sind zu beiden Seiten zwar mit schmalen Backsteinwegen für Fußgänger versehen, außerdem ungepflastert und bieten zu Zeiten in ihrem Morast Röhren, Schweinen und wollköpfigen Magerkindern einen wunderlichen gemeinsamen Spielplatz. Backstein ist auch das Hauptbaumaterial der meisten Häuser, die Bedachung meist Schiefer. Der Richmonder ist endlich nicht wenig stolz auf das hohe Alter seiner Stadt, d. h. nach amerikanischer Zeitschätzung, denn sie ist im Jahr 1742 gegründet, also vor mehr als 100 Jahren!

*) In einem der nächsten Hefte des Universums werden wir eine Abbildung dieses Prachtstücks antiker Baukunst liefern.





DIE VOLCANO - GOLDBÄBEREYEN
 (Californien)

Goldgräbereien.

Die Volcano-Goldgräberei in Kalifornien.

Da unten im Thale der Berra graben und hacken, scharren und schaufeln und karren auf und ab die langen Reihen der Arbeiter auf der Linie, auf welcher das Dampfroß diese Flur durchschneiden soll. Wie das durcheinander wimmelt und wie sie rastlos schaffen, die fleißigen armen Menschen, vom frühesten Morgen bis zur späten Abendglocke! Aus der Nähe und der Ferne strömten sie herzu, im Luch- und im Leinwandrock, in der Jacke und im blauen Kittel, der brodlose Handwerker und der Bauer des Gebirgs, der Ackerknecht und der Tagelöhner der Fremde. Niemand fragt: was hat die Ameisenhäuflein von Menschen dort an den Hügel, hier auf die Wiese am Fluß, drüben auf die Ackerfelder zusammen getrieben? Jeder weiß es: sie alle gehen nach Brod. Sie arbeiten Tag um Tag und Woche um Woche für den Abend des Zahltags. Vom Reichwerden träumt Keiner da unten; ihr höchstes Ziel ist — das Sattwerden. Am Golddurst leiden sie nicht, aber möglich ist es schon, daß Mancher von ihnen, wenn er hackt und karret den ganzen Tag, um schöne Erbschollen von einer Stelle zur andern zu bringen, seufzend an das Land denkt, wo Hacke und Spaten dem glücklichen Mann mit Gold lohnen.

Und doch ist das, was sie da unten treiben, nichts als eitel Goldgräberei, nur eben für Andere. — Die Männer, die wir auf unserem Bilde ihr Werkzeug in Kalifornien schwingen sehen, graben und sammeln für sich. Das ist der Unterschied.

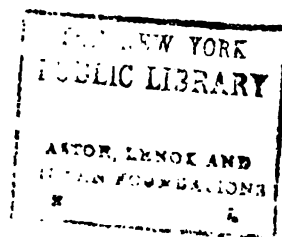
Es ist Mode geworden, die Wörter „Kalifornien“ und „Golddurst“ für so zusammengehörig, so ungetrennlich zu halten, als ob Kalifornien den Golddurst erst in's Leben gerufen hätte und ein Makel auf Jeden fiel, der dem Drang zur Befriedigung desselben folgte. Der Golddurst ist so alt, wie die Welt, der amerikanische ist ein viertthalbhundertjähriger, und der kalifornische befiel die Menschheit im Jahre 1848. Die Art und Weise, wie der letztere gestillt werden muß, ist die einfachste und unschuldigste von allen. Denn wenn der Golddurst der Könige, Mächtigen und Großen der alten Welt Millionen von Menschen drückte, wenn jener Golddurst durch den Schweiß dieser Millionen fast niemals gelöscht werden konnte, und wenn die Oer nach Gold, welche die ersten Europäerzüge nach Amerika trieb, nur schwelgen wollte mit den langen Fingern beider Hände in den angesammelten Schätzen der

Eingeborenen, so fällt in Kalifornien des Mannes eigener Schweiß auf sein eigenes Gold. Das ist auch ein Unterschied.

Unseren Lesern ist es längst bekannt, daß es schon seit den frühesten Zeiten in den europäischen Staaten scharfe und mit besonderer Aufmerksamkeit gehütete Gesetze gibt über das Auffuchen, die Gewinnung, Schmelzung, Verarbeitung und den Gebrauch des Goldes. Das iglawer Bergrecht, aus dem 10. Jahrhundert, hat vielen Staaten zum Muster gedient. Noch heute muß in diesen Ländern das gewonnene Gold zu einem bestimmten Preise an die Münzen des Staats abgeliefert werden; es ist verboten, das in Gruben und Wäschern gewonnene Gold außer Landes schmelzen zu lassen oder in's Ausland oder an Goldschmiede und Juden zu verkaufen, und um das Verheimlichen oder Entwenden der Goldstufen und des Goldstaubes zu verhüten, wachen über die Goldbergwerke besondere polizeiliche Maßregeln. In Frankreich, Spanien, England und Rußland ist die Ausfuhr des Goldes gänzlich verboten. Bergwerke oder Wäschereien aber sind entweder im Besitze der Staaten oder in den Händen der Reichen, im Besitze ist Alles. Wie sollte da über den armen Mann in Europa der Golddurst kommen?

Da baute im September 1847 ein gewisser Marshall in Kalifornien eine Sägemühle am südlichen Arme des Gabelflusses. Der brandende Bergstrom bildete jenseits der Räder eine Schlamm- und Kieselbank, aus welcher in demselben Frühling von 1848, der in Europa so viele Schlachten durcheinander warf, die ersten Goldkörner hervorkamten für den freien Fleiß jedes rüstigen Arms der neuen wie der alten Welt. Und Tausende rasten zur Stelle von allen Ländern der Erde, von Portugal bis China, und durchwühlten die Wildniß nach dem verheißenen Rammton. Freilich war's auch ein Lottospiel, in das der Arme seinen Schweiß einsetzte und abwarten mußte, ob ihm ein Goldklumpen lohne oder taubes Gestein ihn betrog, aber kein Gewinn fiel von seinem Verlust in fremde Säckel; freilich demoralisirte das mühsam oder durch eine Laune des Zufalls spielend Gewonnene die glückbeträufelten Besizer, aber die Folgen waren nicht schlimmer als die des Golddurstes der alten Welt; freilich riß die Begier nach Gold wie ein Sturmwirbel alle Köpfe und Hände fort von jeder anderen Beschäftigung, bis dem Mangel am Nothwendigsten Tausende erlagen, aber auch das ist nichts Neues. Hat nicht etwa über 2300 Jahre früher der König Pytheus von dem kleinen Gelana in Phrygien aus Goldgier alle seine Unterthanen in den Goldbergwerken und Schmelzen arbeiten lassen bis der vernachlässigte Ackerbau sich am armen Volke durch eine Hungersnoth rächte? Es ist gar schwer für das Volk, eine Thorheit zu begehen, in der es ihm nicht irgendwo ein Gewaltiger schon zuvorgethan.

Über jede Tollheit hat ihr Ende und jede Uebertreibung führt, nach den weisen Gesetzen der Natur, endlich zum geregelten Maß ineinander greifender Thätigkeit. So auch in Kalifornien. Ueber den gegenwärtigen Zustand dieses Staats hat das Universum (Bd. XIV, S. 190 ff., Bd. XV, S. 109 und 113) ausführlich gespro-





CONVERSATIONS-SAAL in BADEN

(BADEN)

Aus d. Kunstanst. d. Biblioth. Instit. in Eibb.

Eigenthum d. Verleger

hen. Wir dürfen deshalb unaufgehalten zu der Stelle gehen, wohin unser Bild uns weist. Wir stehen vor dem unbekannten Theil der Goldregion. Dort, auf dem Vulkan-Gipfel, umgeben uns die Kratertrümmer eines erloschenen Vulkans, in welchem für den Flammenstrom mehrere Oeffnungen gewesen zu sein scheinen. Die Felsen sind durch die unterirdische Gewalt zu unregelmäßigen Kegeln aufgeworfen und tragen überall die Spuren ausgestandener stürkster Gluth zur Schau. Breite Ränder, vom Feuer der Tiefe geschwärzt, ziehen sich zwischen den einzelnen Felsbrocken hin, und auf den Köpfen der Kegeln findet man runde, glatte Löcher von einem Fuß Durchmesser, die für unergründlich gelten. Augenscheinlich hat man hier die letzten Schöbte vor sich, durch welche Luft und Flammen ihren Ausgang nahmen, als die Oberfläche der abkühlenden Lavamasse verhärtete. Die Traditionen der Indianer gehen wohl bis zu der Zeit zurück, wo diese Krater noch in Thätigkeit waren, aber ihre Chronologie ist nicht mit Zahlen zu bestimmen. Jetzt ragen hundertjährige Fichten aus den Kratertrümmern empor. Weiter im Gebirge stößt man auf breite Lavabetten, die zu Kratern von noch größerem Umfang hinführen. Innerhalb dieser Vulkanwelt, auf dem Rücken und in den Adern der ausgebrannten Feuerberge des kalifornischen Nordens, hat die Natur das reizende Gold in großer Menge verborgen gehalten, bis der unermüdliche Mensch auch hier die Spur fand.

Es ist ein gar hartes Leben, das der Goldgräber sich auferlegte, der in dieser entlegenen Wildniß sein Zelt aufschlug. Nur der kräftige Körper der Jugend kann die Mühseligkeiten und Entbehrungen längere Zeit ertragen. Auch das ist ein Fingerzeig der Natur, der zu veränderten Verhältnissen hin geführt hat. Schon jetzt lohnen Ackerbau, Gewerbe und Handel in Kalifornien besser, als die Goldgräberei. Daher wird letztere mehr und mehr von unversorgten Menschen als Quelle betrachtet zur Erwerbung der Mittel, die dem Strebenden eine jenseitige lohnenderen und leichteren Beschäftigungen möglich machen. Aber selbst die zerlumpten und verkommenen Gestalten unter den kalifornischen Goldsuchern haben immer noch Vorzüge vor einer anderen Gattung ihrer Kollegen: wie reinlich, wie anständig, wie ehrbar erscheinen diese schmutzigen fleißigen Kerle, die im Winter verhun, was sie im Sommer erarbeitet haben, gegen jene feinen vornehmen Knechte der Leidenschaft in manchen anderen Goldgräbereien, z. B. in dem

Konversationsaal zu Baden-Baden.

Auch hier gräbt man Gold, aber gemünztes, nicht aus dem Schlamm des Flusses und im Felssthal der Wildniß, sondern auf feinem grünem Tuch polirter Tische im glänzenden Prachtsaal, nicht mit schwieliger Faust, sondern in Glacehandschuhen; hier graben nicht zerlumpfte Männer im Sonnenbrand, sondern feine Herren in

labender Rühle und zarte Damen bei heiterem Glanz zierlicher Lampen. Gemeinſam iſt Beiden nur Zweierlei: die Hier nach Gold und die äußere Gleichſtellung der Geſellſchaft. So wenig, wie in den Goldminen Kaliforniens, fragt man hier nach Alter, Rang und Stand. Dem grünen Tiſch iſt's einerlei, wer auf ihm arbeitet, der beringte Finger eines grauen Beſternten, oder die zitternde Hand einer leiſtſinnigen Kammerjungfer. Nur Eine Arbeiterklaſſe findet ſich hier, die Kalifornien bis jetzt noch entbehrt, nämlich die Derjenigen, welche in den Goldminen des grünen Tiſches nichts Anderes ſuchen, als ein probates Mittel zum Todtschlagen der überflüſſigen Zeit. Deſhalb ſchlagen dieſe hier ihr Geld todt, denn „time is money“. — So weit iſt der Korruptionsgang unſerer Generation bereits vorwärts gekommen, daß ein ernſtes Wort gegen das Hazardſpiel der Grünentſchäbder mindestens als Lächerlichkeit, möglicher Weiſe auch als Vergehen gegen höhere Anſichten und Anordnungen erſcheint. Alſo — ſpielt nur zu! — Es fehlte ja ſonſt der dritte Vergleich zwiſchen Euch und den Arbeitern auf unſerem Bilde: Ihr grabt Beide nach Gold über Ruſſanen.

Eine Beſchreibung des Konverſationshauſes mit einer Schilderung des Lebens und Treibens darin hat das Univerſum in ſeinem XV. Bande, S. 11 ff., gegeben.

Mississippi-Scenerie.

Unſere Leſer müſſen es für heute ſich gefallen laſſen, in demſelben Geſte zum dritten Male nach Amerika geführt zu werden, und ſollten ſie davon nichts haben, als das hübsche Landſchaftsbildchen, das zur Vervollſtändigung des Mississippi-Albums dient, welches aus dem Univerſum zuſammengestellt werden könnte. Außer mehreren Städten an dem Hauptſtrome Nordamerika's finden wir im Univerſum dargeſtellt: die Quellen deſſelben (Bd. XV, S. 5), die großen und kleinen Anthonyfälle, den Adlerfelsen, die Tafeln des großen Geiſtes (Bd. XVI, S. 35, 83, 123 u. 151), eine Morgenſcene auf dem Miſſiſſippi, die Mündungen deſſelben, des Teufels Backofen, Maiden-Rock und den oberen Miſſiſſippi (Bd. XVII, S. 45, 57, 82, 182 u. 206). An dieſe Darſtellungen ſchließt ſich die vorliegende an. Südlich von dem großen oberen und weſtlich vom Michiganſee liegt der kleine Pepinſee, der Bodenſee des jungen Miſſiſſippi. Zwiſchen dieſem und der Mündung des Croix-River, der von Nordoſten herbeiſtrömt, iſt die Stelle, die dem Zeichner unſer Bildchen in den Bleiſtift diktierte. Es bietet nichts Großartiges, dieſes felsgekrönte Hügelland am brauſenden Rieſenjüngling, aber es iſt lieblich und anmuthig, wie alle Jugend,

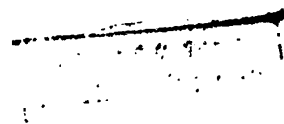


DRAWN AFTER BATHURST

For the Proprietor JESSE H. HAYES

MISSISSIPPI SCENERY
BETWEEN LAKE PEPIN & ST CROIX RIVER

Published by H. H. HAYES, 101 N. Main Street, ST. CROIX



1917

Das Innere des Kölner Doms.

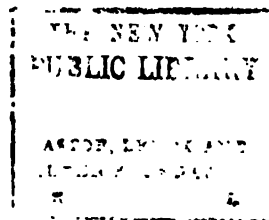
Laßt mir des Kindes Auge ungetrübt,
 Das zu dem Vater aufblickt voll Vertrauen,
 Und das des Vaters Haus so innig liebt,
 Daß es in ihm nur will das Schönste schauen.
 Und bist dem Vater solch ein Kind auch Du,
 Wie schlägt das Herz Dir vor den hehren Hallen!
 Wie eilt Dein Fuß dem Heiligthume zu!
 Und vor der Pracht hemmst freudig Du Dein Wallen:
 Der Glaube steigt! — rufft Du begeistert aus —
 Denn wie der Glaube ist, so ist sein Haus!

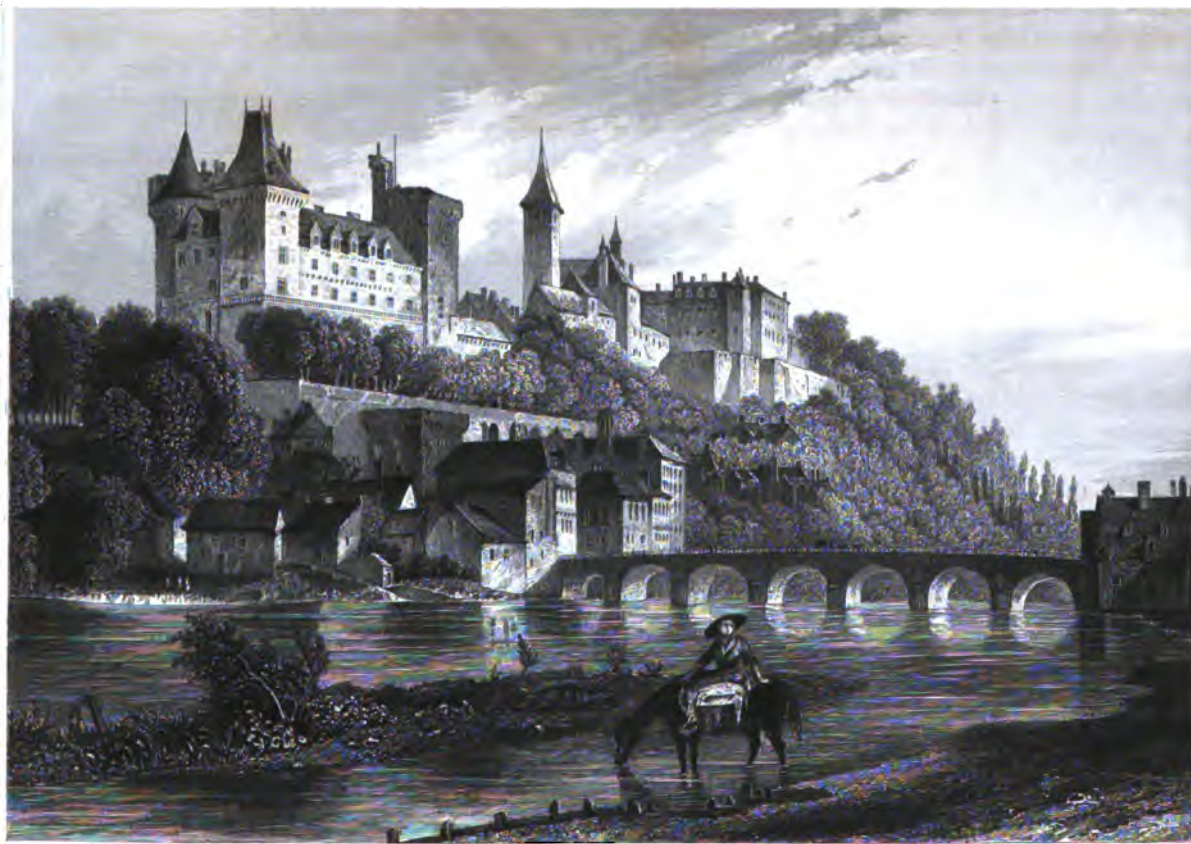
Und der Glaube thut Wunder. Wer zweifelt daran, wenn des Glaubens herrlichstes Wunder ihm vor den Augen steht? Es ragt gen Himmel zu Köln am Rhein und ist das Wunder der christlichen Baukunst, das vollendetste Meisterwerk der germanischen Architektur und somit das bewunderungswürdigste Werk aller Architektur! Es ist, so wie es jetzt da steht, 609 Jahre nachdem der Grundstein gelegt worden, in seiner Unvollendetheit das vollendetste Symbol der deutschen Nation, des deutschen Reichs: Ehrfurcht gebietend durch die Stärke und Dauer seiner Grundfesten, erhebend und begeisternd durch den Adel und die Reinheit seiner kühn aufstrebenden Glieder, gebrochen in der Kraft seines Wachsthums, seiner Vollenbung für Jahrhunderte durch die Uneinigkeit im Glauben, dennoch allen Stürmen trotzend Jahrhunderte — ohne Dach und Spitze, aber — trotz aller frommen Sorgen und Mühen der Gegenwart — noch immer ohne feste Hoffnung, je die Vollenbung zu erreichen, für die es der Plan des großen Meisters bestimmt hatte, — sie sagen: weil der Geist entwichen sei, der es begonnen.

Am Dome von Köln erscheint, wie Kugler uns belehrt, das System der germanischen Architektur in vollständiger, durchaus harmonischer und zugleich höchst grandioser Entfaltung. Es ist ein fünfschiffiger Bau, welcher in der Mitte von einem dreischiffigen, stark vortretenden Querschiff durchschnitten wird. Der Kapellenkranz um den Chor gibt dem Ganzen einen reichen vielgegliederten Abschluß. In der Formenbildung liegt, bei der

höchsten Gesetzmäßigkeit des Organismus, den französischen Kathedralen desselben Stils gegenüber, eine gewisse Strenge, bei allem Reichthum des Details ein eigenthümlich keuscher Ernst zu Grunde. Die runde Grundform der Pfeiler wird belebt durch stärkere, fast frei vortretende Hauptsäulen für die Hauptbögen sowie durch kleinere für die Zwischengurte und durch *Entwühlungen* zwischen denselben. Die Träger der Gewölbgurte des Mittelschiffs steigen frei und unbehindert aus der Pfeilermasse empor, und die Gurte und Bögen selbst entwickeln sich klar und bestimmt, in vollkommener gesetzmäßiger Gliederung. Die Fensterarchitektur erscheint in den edelsten Formen; die unter den Fenstern des Viertelschiffs angeordnete Gallerie ist in deren Architektur durchaus harmonisch eingeschlossen. Dieselbe klare und durchgebildete Entwicklung zeigt sich an den Formen des Aeußern, obgleich hier die unteren Strebepfeiler noch auf eine etwas massenhafte Weise gebildet sind. Zum höchsten Reichthum entfaltet sich das System der Thürmchen über den Strebepfeilern und zwiefach gedoppelten Strebebögen. Als ein fast unbegreifliches Wunder der künstlerischen Konception tritt uns die Fassade mit ihren beiden mächtigen Thürmen entgegen. In völligem Gegensatz gegen das zertheilende und trennende Galleriewesen des französischen Fasadensbaues steigt hier das Ganze, unendlich gegliedert, aber in durchaus stetiger Entwicklung und mit unablässigem Bezuge auf den höchsten Gipfel empor. Hier ist der mannigfaltigste Wechsel der Theile, der höchste Reichthum der Formen und dennoch nichts Willkürliches, Nichts, was nur um seiner eigenen Bedeutung willen da wäre! Das Mittelschiff des Domes hat im Innern, seiner Gesamtbreite entsprechend, eine Höhe von 161 Fuß kölnischen Maaßes. Seine Länge im Aeußeren beträgt 532 Fuß; dasselbe Maaß ist für die Höhe der Thürme bestimmt.

Das Universum gab im VI. Bande, S. 129, im Text die ältere Geschichte des Dombau's und im Bilde das Aeußere des Doms vom Jahre 1840. Seitdem sind bessere Tage für den hehren Bau gekommen. König Friedrich Wilhelm III. und sein Nachfolger, andere deutsche Fürsten, voran König Ludwig von Bayern, und endlich der Kölner Dombau-Verein mit den zahlreichen Filial-Vereinen im In- und Auslande brachten wieder Leben in das Riesentwerk, das dem Absterben näher zu sein schien, als einem neuen Aufblühen. Während der Revolutionsjahre versiegten viele dieser Einnahmequellen, und Dombaumeister Zwirner warf manchen klagenden Blick auf die leeren Gerüste und Hütten der Bauleute. Nach und nach bildeten sich wieder neue Vereine und gingen andere Quellen auf, wie die Kollekten an der Dompforte, die Beiträge der Eisenbahn- und Dampfschiff-fahrtsgesellschaften in den Rheinlanden, die Gaben für das Einzeichnen in das „Ehrenbuch der Wohlthäter des Doms“, die Einnahmen der berühmten fahrenden Sängerkölne in England u. dgl. — Freilich bedürfte, trotz alledem, ein solch ungeheurer Bau einer seiner Größe und Pracht angemesseneren Grundlage im deutschen Volke selbst, um sicher zur Vollenendung geführt zu werden. Mehr als je sind aber gerade jetzt Kette groß und klein eingetrieben in





SCHLOSS UND BRÜCKE
von Pau

Aus d. Kunstst. d. Bibl. Inett. in London

alle Ritzen und Spalten der Gesellschaft und der Kirchenwände, und Tausende stehen vom eigenen inneren Zwiespalt zwischen Kopf und Herz gedüngt und erschüttert vor dem Spruch, den die Gegenwart mit hundert Stimmen ausspricht:

„Wo Glaub' allein herrscht, wo ist da der Geist?
Und wo der Geist herrscht, wo ist da der Glaube?
Denn wo der Adler in den Wolken kreist,
Verschwindet aus dem Raum des Lichts die Taube.
Die Taube muß sich schon in's Dunkel schmiegen,
Und nur der Adler kann zur Sonne fliegen.“

Schloß und Brücke von Pau.

Wo fehlt es Dir? Macht Dir Deine Brust Angst um sich selber? Drückt der schwere Athem Dir alle Freuden des Lebens nieder? Komm' mit nach Pau! Da findest Du Leidensgenossen ein Paar Tausende, aber alle voll Hoffnung, daß ihrer die Erlösung harret von ihrem Nebel. Freilich geschieht dies auch hier nicht immer durch diese weiche, milde Luft, die von keinem rücksichtslosen Wind in Zug geblasen wird, sondern manchmal auch auf die andere Weise, von der man nicht gern spricht. Aber trotzdem verdient Pau das Vertrauen, welches die Leidenden auf sein wonniges Klima und heilkräftiges Wasser setzen, und die alte Stadt mit ihrem berühmten Schlosse ist auch in mancher andern Beziehung ein beachtenswerther Ort; Lage, Bauart, Bewohner, Geschichte geben ihr vielfaches Interesse.

Die gewöhnliche Reisesahrt von Deutschland aus nach Pau führt, wenn der Bewohner unserer Meeresküsten nicht die Seereise vorzieht, um über Bayonne oder Bordeaux dahin zu gelangen, über Paris, Orleans, Tours, Poitiers nach Bordeaux und von da am angenehmsten über Tar in das alte Land Bearn, dessen Hauptstadt Pau einst gewesen ist. Gleich hinter Tar verläßt der Wanderer die Tiefebene, die ihn bisher umgeben hat, und steigt zu dem Gebiete der niederen Pyrenäen hinauf. Es ist eine Art Fegefeuer mit himmlischer Fernsicht, was er zunächst um und vor sich hat: das eintörmigste Haidengebiet dehnt sich ringsum aus, aber jenseits der trostlosen Hügelzüge winken die Riesen des Hochgebirgs mit ihren schneebedeckten und eisgekrönten Häuptern.

Anders gestaltet sich das Landschaftsbild, wenn wir Pau selbst vor uns haben. Die Stadt liegt am Saume eines Plateau's, durch welches das schöne Thal des Gave de Pau beherrscht wird, wie auf einem Ufer vorgeschoben, und zwar augenscheinlich in der Absicht, den glücklichen Bewohnern einen durch nichts unterbrochenen Halbrundblick auf die Kette der hohen und niederen Pyrenäen zu eröffnen und auf den, zwischen beiden wie ein dreispitziger Thurm hervorragenden Pik von Ossau. Am vollständigsten genießt man diese Augenweide auf dem Plage vor der Kirche St. Martin, die wie auf einem vorgeworfenen Balkone steht, ferner auf dem Spaziergange des Place Royal und auf der künstlichen Plattform des Schlosses. Von diesen Standpunkten aus sehen wir die Berge in langen vom Schimmer des ewigen Schnees erglänzenden Rinten sich im Süden der Stadt ausbreiten. Ihr Anblick ist entzückend im ersten Morgenlicht, aber häufiger bewundert bei Sonnenuntergang. Zu den Füßen des Hochgebirgs lagern sich die Hügelzüge der niederen Pyrenäen, reizende Thäler bildend, die zu baumreichen Auen zusammenlaufen und von den Flüssen Gèbas und Dusse malerisch durchzogen werden. Beide nimmt die gebirgsfrische Gave auf, die im steinigten, von immergrünen Ufern begleiteten Bette dahinrollt, und mit der prächtigen, hohen und breiten Brücke, die unsere Stahlplatte zeigt, zum Hauptschmuck des Vordergrundes dieses Landschaftsbildes gehört. Diese Brücke verbindet die Stadt, welche am rechten Ufer von den Hügeln bis zum Fluß herabsteigt, mit dem Flecken Jurançon, der sich zwischen den Hügeln und Feldern des linken Ufers ausbreitet und da den besten und gesuchtesten Wein der Gegend (le vin de Jurançon), den Nektar des Gebirgsbewohners, erzeugt. Die Lage von Pau, das sich zum größeren Theile auf den Hügeln ausdehnt, welche den Fluß auf seiner rechten Seite begleiten und sich in die Hochebene des Landes verziehen, hat einige Ähnlichkeit mit der von Salzburg, wird aber von letzterer an Mannigfaltigkeit, Schönheit und Großartigkeit überragt.

Die Stadt Pau ist nicht nur die bedeutendste Frankreichs in solcher Nähe der Pyrenäen, sondern sie gilt bei ihren eigenen Bewohnern neben Paris für den einzigen Ort großstädtischer Geselligkeit im ganzen Reiche. Der letztere Anspruch ist neuesten Datums und eine Folge des Zustroms von Fremden zu den heilkräftigen Lüften und Gewässern der Gegend. Die Bevölkerung der Stadt ist seit dieser Zeit von 14,000 auf 20,000 gestiegen. Gäste vom September bis Mai oder Juni zählt man jährlich über 2000. — Pau ist regelmäßig gebaut und hat breite, freundliche Straßen. Mauern und Thore sind verschwunden, reizende Spaziergänge nehmen zum Theil deren Stelle ein. Der besuchteste führt vom Plage St. Martin zu den Alleen des Schlosses und von da zu der sogenannten Basse-plante, einem Spaziergange, den man einen Vorstaat des großen Parks nennen könnte. Auch dieser bietet viel Anmuthiges an Wegen, Pfaden, Gruppen und Fernsichten. Von der Basse-plante kann man zur Haut-plante gelangen, die eine neue stattliche Infanteriekaserne schmückt. Die meisten Häuser Pau's sind mit Schiefer gedeckt und einzelne Straßen zeugen von Geschmack und Wohlstand zugleich. Außer der oben erwähnten

— 98 —

Bäche führen noch mehr über die Gewässer von Pau. Nur das Trutzwasser muß eine einzige Quelle liefern, die allerdings aus sechs Röhren reichlich fließt. In der Nähe der Stadt sind noch zwei andere Quellen, die der Feen, welche Heilkraft besitzt und zu Bädern benutzt wird, und die der Saracenen, so genannt, weil diese, so lange sie Herren von Pau waren, sich derselben ausschließlich bedienten. — Gegenwärtig ist Pau als Hauptstadt des Departements Nieder-Pyrenäen der Sitz des Präfekten, ferner eines Unterpräfekten, zweier Friedensgerichte, eines Gerichtshofs erster Instanz, eines Civil- und Handelstribunals, eines Einregistrations-, Etappen- und Sicherheitsamtes für Gold- und Silbergefäße und dergl. Behörden aller Art. Pau hatte seit 1724 auch eine Universität; Ludwig XIV. hatte sie gestiftet und die Stadt ihm dafür eine Erzstatue auf dem großen Platze vor dem ehemaligen Kapuzinerkloster errichtet. Die erste Revolution hob die Anstalt auf und stürzte den Bronzekönig vom Postamente. Dagegen besitzt es noch die 1721 gegründete Akademie der Wissenschaften und schönen Künste, ein Collège, eine Bibliothek, Handelsschule, Normalschule, mehrere Gesellschaften und andere Institute für Förderung von Bildung und Wohlstand. Die berühmtesten Ausfuhrartikel von Pau sind die unter dem Namen *Mouchoirs de Bearn* bekannten leinenen Schwupfstücher, der bereits genannte Jurançonwein und die geräucherten Gänsekeulen und Schinken, welche als Bayonner Schinken in die Welt gehen.

Die Bewohner von Pau sind, wie die Bearner überhaupt, größtentheils Basken, Nachkommen der alten Venarner oder Benarner, ein kräftiges Gebirgsvolk. Man rühmt sie gegenwärtig als fleißige und redliche Leute, tüchtig bei der Arbeit wie unter den Waffen. In früherer Zeit waren sie ein freiheitsstolzes Geschlecht. Die Fürsten von Bearn waren von einer mächtigen Landesvertretung abhängig. Auch die Rechtspflege war volksthümlich. Gewöhnliche Streitigkeiten unterlagen dem Spruch von Volksgerichten, das höchste Gericht bestand aus den Bischöfen von Lescar und Oléron und zwölf Baronen. Später errichtete man zu Pau ein ordentliches Hofgericht, welches unter Ludwig XIII., dem ersten Unterdrücker des Protestantismus in Pau und ganz Bearn, um 1620 in ein Parlament für Navarra und Bearn umgewandelt wurde. Die Revolution machte durch ihre Folgen allen diesen Volksherrlichkeiten ein Ende. Jetzt ist, trotz der vermehrten Bevölkerung, während der Ferien des Fremdenzugs die Stadt ziemlich still und ruhig; ja, deutsche Reisende wollen sogar vor den Palais der Post und der Präfektur schönes Gras zwischen den Pflastersteinen entdeckt haben.

Zum Hauptgegenstand unseres Bildes, dem Schloß von Pau, gelangen wir am angenehmsten auf einem Gange durch die Geschichte der Stadt. Veranlassung zur Errichtung von Befestigungen in dieser Gegend gaben die Mauren. Sie brachen nicht selten durch die Engpässe der Pyrenäen verheerend in Bearn ein. Hier herrschten, seit Ludwig dem Frommen, nicht mehr die Herzöge von Gascongne, sondern eigene Vicomten unter des Kaisers Hoheit. Gegen das Ende des 10. Jahrhunderts erbaute der Vicomte Gaston I. ein Schloß an der Südgrenze

der Ebene von Pontlong. Den Bauplatz dazu hätten die Bewohner des Thales von Ossau abgetreten gegen das Versprechen für sich und ihre Nachkommen, daß sie in dem Saale des Schlosses, in welchem der Cour Majour abzuhalten sein würde, während der Sitzungen desselben stets das Recht des ersten Platzes haben sollten, ein Zeugniß des Bearner Bauernstolzes jener Zeit. Auch den Namen des Schlosses sucht die Sage zu erklären. Man habe, berichtet sie, zur Bezeichnung der Ausdehnung des abgetretenen Raums drei Pfähle (lat. pali) eingeschlagen; da, wo der mittlere Pfahl (palum) stand, erhob sich das Schloß und hieß deshalb Chateau du Pal (Pfahlburg), welches Pal der Volksmund nach und nach in Pau umgewandelt habe. Andere leiten den Namen von palus, Sumpf, ab, nach der noch jetzt nicht ganz verschwundenen Eigenschaft großer Strecken des Landes. Das Schloß hieß später Castel Renou und erfreute sich einige Jahrhunderte des Ansehens, daß des Landes Fürsten dort häufig Hof hielten und viele Vasallen und Unterthanen sich um dasselbe niederließen. Dann ward ein größeres Schloß unweit davon gebaut und das alte verlassen. Der allgemach hier entstandene Ort wuchs jedoch sehr langsam, und als 500 Jahre nach jenem ersten Gaston ein anderer desselben Namens (als Graf von Foix-Gaston IV.) Comte wurde, konnte er eine raschere Vermehrung der Bevölkerung und die Anlage neuer Bauten nur dadurch herbeiführen, daß er Pau zu seiner Residenz erklärte, zum Markte erhob, Juraten einsetzte und diesen die Erhebung einer Abgabe von Wein und anderen Marktwaaren gestattete, wenn sie sich verpflichteten, den Ort mit einer Mauer zu umgeben und eine Kirche zu bauen. Das geschah 1468; schon fünf Jahre später stand die Kirche ganz, die Mauer halb vollendet da. Rasch hob sich nun der Markt zur Stadt, wurde 1502 Hauptstadt des Landes und Residenz der Fürsten, die nach einander den Häusern Foix, Grailly und Albret angehörten. Johanna von Albret, seit 1548 Gemahlin Antons von Bourbon, wurde die Mutter König Heinrichs IV., durch welchen Bearn an Frankreich kam. Heinrichs Geburtsstätte ist unser Schloß Pau.

Dieses „Königshaus“, wie es jetzt vor uns steht, bildet das westliche Ende der Stadt Pau. Es ist um 1518 von Main d'Albret während der Minderjährigkeit seines Enkels, des nachmaligen Heinrichs II., gebaut. Nach der vollständigen Einverleibung Bearn's in Frankreich unter Ludwig XIII. versiel das vernachlässigte Bauwerk. Es war einer der vielen volkschmeichlerischen Griffe Ludwig Philipps nach der Julirevolution, die Wiegenstätte des eigentlichen Paraded Königs der Bourbonen einer Restauration zu unterwerfen. Mehrere Reliquien Heinrichs IV., seine Wiege, eine große Schildkrötenchale, das Bett seiner Mutter und ein Paar Porphyrbasen, ein Geschenk Bernadotte's (der ebenfalls in Pau geboren ist) an Ludwig Philipp, waren in den Räumen zur Schau gestellt. Ein anderes Schaustück bezog das Schloß im Frühling 1848, nachdem die Februarrevolution über das Haus Orleans gesiegt hatte. Der Held der Wüste, Abd-el-Kader, der mit schamloser Verletzung des Völkerrechts als Gefangener nach Frankreich geschleppt worden war, wurde Ende April 1848 aus dem Fort Ramalgue bei Toulon hiesher gebracht.

— — — — —
nach wollte mit seinem Mutter, drei Kindern, seinem Schwager Marquis Deu Eschann und noch 22 Personen, theils Familiengliedern, theils Dienern, in den Kellern des Schlosses, bis ihm von der Regierung der Republik das Schloß Amboise als Wohnsitz angewiesen wurde. — Während Abd-el-Kader noch Gefangener in Pau war, ließ man sich zu der eben nicht noblen Ironie verleiten, einen Trompeter, Escoffier, der lange Zeit Abd-el-Kaders Gefangener gewesen war, zum — Kommandanten von Schloß Pau zu ernennen. Als Frankreichs Präsident, Louis Napoleon, Kaiser der Franzosen geworden war, setzte er die von seinem Vorgänger begonnene Wiederherstellung der stolzen, vielthürmigen Burg der Valois fort und vollendete sie so weit, daß er sie der Herzogin von Hamilton, geborenen Prinzessin von Baden, seiner Verwandten, zum Winteraufenthalte anbieten konnte. Dadurch hat sich für Pau der alte Glanz seiner fürstlichen Lage erneuert, und der alte Bau seines Schlosses steht vielleicht von nun an wieder fester, wie manches der neuesten Häuser voll jüngster Pracht. —

Was hat das Schicksal schon zu thun gehabt, so lange die Welt steht! — Welcher unerschöpfliche Reichtum, welche unermessliche Mannigfaltigkeit der Geschehnisse! Wem schwindelt nicht vor diesem Gedanken, wenn er mit dem Auge über die erste beste Landkarte dahinfährt? Aus der Mitte Deutschlands über Hunderte von Städten hin, zwischen denen Tausende von Dörfern liegen, alle mit Leben erfüllt voll täglichen, ja stündlichen Auf- und Niedergehens der Verhältnisse, gelangen wir mit dem Finger zum äußersten Ende Frankreichs, — da ist ein kleiner Punkt, der heißt Pau, und was ist dort Alles geschehen seit den 10 Jahrhunderten seiner erkennbaren Jahresringe! Dynastien haben sich ermordet, Familienblut ist auf des Schlosses Dielen geflossen, der Krieg hat gewüthet, die Wolkenbrüche des blutigen Schicksals haben das Land überschwemmt, und die hellen Bäche des Friedens haben die Lachen weggeschwemmt und fortgeströmt in das Meer der Vergessenheit. Dieses Meer des Schicksals ist ganz wie das andere, alle Quellen und Bächlein, Flüsse und Ströme fluthen hinein, und es wird nie voller. Was ist des Einzelnen Geschick in diesem Meere des Schicksals? Was ragt daraus hervor, als die Wogen, welche oben schwimmen? Wie viel ist Dessen, was sie bedecken! — Und dennoch behält das Bächlein seinen Werth und läuft der Strom seine Bahn unbeirrt so fort. Nur der Unterschied zwischen beiden ist groß.

Der Unterschied der Geschehnisse besteht weniger darin, wie weit Einer gesehen wird, als darin, wie weit Einer sieht. Haben Viele schon gar hoch gestanden, und ihr Blick reichte nicht über ihre nächste Umgebung. Der Geist ist des Geschickes Schmied. Die Vertheilung, Tüchtigkeit und Pflege dieses rastlosen Gesellen erzeugt die Unterschiede, nach welchen das Schicksal die Loose des Einzelnen zuschneidet. Sie bestimmen die Sehweite seines

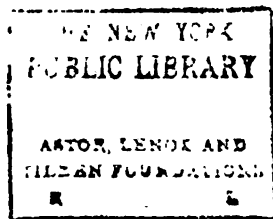
inneren Auges, und von dieser hängt die Wahl seines Ziels und seine Strebekraft ab nach jenen Höhen der Menschheit, wohin dem Zufall der Geburt der Schlüssel nicht zur Verwahrung übergeben ist. Aber auch das Schicksal hält ihn fest und theilt ihn nur Wenigen aus —

weil es von Gott so scheint bestimmt,
Daß zu den ungemessnen Höhen
Des Geistesreichs nicht Jeder klimmt,
Ja, Millionen nie sie sehen!

Wer aber steigt mit festem Schritt
Und nimmt — sonst ist der Gang vergebens! —
Zur Höh' die rechten Augen mit,
Der sieht klar den Strom des Lebens:
Der sieht, was in dem Thal verschlamm't
Zu Sumpf und Nebel scheint verdammt,
Frei von des Wahns und Truges Regen,
Gelenkt von ewigen Gesetzen.

Den wärmt mit ächter Liebe Gluth
Der Wahrheit Stern: ihm kann's gelingen,
Dem armen Volke Hoffnungsmuth
Mit einem alten Stab zu bringen:

So lang' nur bleibt der Arme blind,
Der schönen Erde ärmstes Kind,
Bis Die da sehen, besser sind.
Sprich nicht: das ist uralte Spruch!
Die Wahrheit ist nicht immer neu!
Sie ist nie glänzend, selten helter;
Nicht spottend deut' auf sie hinab:
Die Wahrheit ist der alte Stab,
Dem Müden hilft der älteste weiter.





CHARLESTON
VEREN STAATEN V. N.A.

Aus d. Kunstanst. d. Polytechn. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Charleston.

Ein südlicher Himmel und ein südliches Meer, und zwischen beiden Schiffsmasten und Dampfsäulen, Kirchtürme und Fabriksthürme, — wohin wird das Bild uns führen? Wohin anders, als nach dem Süden Nordamerika's? Laß uns nur erst an das Land kommen, da werden die vielen Schwarzen, welche Massa zu ihrem Herrn sagen, und die vielen Weißen, welche gelb aussehen und von denen Jeder ein Master von vielen Schwarzen ist, Dich überzeugen, daß wir eine große Stadt des blühendsten Sklavenstaats der Union vor uns haben.

Man thut wohl daran, in Charleston von der Seeseite anzukommen. Die Lage der Stadt ist so, daß sie dann zu jeder Tages- und Jahreszeit einen reizenden Anblick gewährt. Du magst vom Norden oder Süden, von Wilmington mit dem täglichen Dampfer, oder gar von Neuorleans herauf kommen, so wird die Einfahrt in die Bucht von Charleston Dich freudig aufregen. Da liegen zuerst die drei Forts vor Dir, errichtet gegen mißliebige Gäste; dann steigen mehre kleine Inseln aus der Fluth empor, und aus ihrem frischen Grün lachen Dir heitere Wohnungen entgegen. Und endlich dehnt sich vor Dir die lange Rinne der Häuser am flachen Ufer aus, zum Theil verdeckt von den Segel- und Dampfschiffen des Hafens. Ueber dem langgestreckten lebendigen Durcheinander der Land- und Wasserhäuser hat aber ein grüner Waldsaum seinen ruhigen und lockenden Hintergrund aufgeschlagen.

Charleston liegt auf einer schmalen Landzunge, welche zwischen den Mündungen der beiden Flüßchen Ashley und Cooper in die Bucht heraus läuft. Der tiefe und geräumige Hafen mit Schiffswerften, Raps und Waarenlagern liegt auf der der Copermündung zugekehrten Stadtseite. Auf der Festlandseite verbindet ein Bach beide Flüßchen, aber so nahe der Mündung, daß in ihm das süße und das Salzwasser sich mischen. Dieser Bach bildet die Grenze zwischen dem gelben Fieber, welches die Stadt so sehr im Wachsthum ihrer Bevölkerung hemmt, und dem Landfieber, welches seine Verheerungen in den feuchten und sumpfigen Strecken des Süßwassergebiets anrichtet. Was in Europa zu den schönsten Genüssen des Lebens gehört, ein Sommeraufenthalt auf dem Lande, wäre in Charleston jedes Weißen Tod. Hier bringt der Wohlhabende den fieberfreien Winter auf dem Lande zu,

von wo er, sobald der Sommer naht, in die Stadt entflieht oder nach den nördlicheren Staaten, wenn er nicht in den höher gelegenen Gegenden des Inneren von Süd-Carolina eine lebenslichere Stätte zu einem Ausculum gefunden hat.

Die Zahl der Einwohner soll nach dem letzten Censüs (von 1850) sich auf 56,000 belaufen; im Jahr 1830 war sie 30,289. Damals zählte man gegen 15,000 Sklaven, jetzt zwischen 29- und 30,000. Von den 14,673 Sklaven des Jahres 1840 waren 676 im Handel, 1025 in Handwerken und Fabriken, 292 in der Seeschiffahrt und 226 im — gelehrten Fache beschäftigt. Man braucht nicht mehr nach Rußland zu gehen, um Menschen auf der Stufe der Bildung mit dem Halsring der Leibeigenschaft ausgezeichnet zu finden. — Obige Zahlen deuten schon darauf hin, daß auch hier die Sklaverei das Wachsthum der Bevölkerung mit hindert, wenn man auch den Fiebern einen großen Theil der Schuld daran zuschreiben muß. In Sklavensfreien Staaten und Städten sind wiederholte Decimationen durch verheerende Seuchen immer bald wieder ausgeglichen worden und verringerten nur das gewöhnliche Verhältniß der Bevölkerungszunahme; in Charleston dagegen war während des Jahrzehnts von 1830 — 1840 die Volkszahl um 1000 zurück gegangen, in Nordamerika etwas Unerhörteres, als eine zehnfache Vergrößerung.

Trotzdem ist Charleston die bedeutendste Stadt der Vereinigten Staaten südlich vom Potomac und in Bezug auf die Bevölkerung die neunte der Union. Für Süd-Carolina bildet es das Entrepot des gesammten Handels, erhebt sich aber dadurch, daß es für die beiden wichtigsten Landesprodukte nicht nur Carolina's, sondern der ganzen Vereinigten Staaten, für Baumwolle und Reis, ein Hauptausfuhrort ist, zu einer der ersten Seestädte Nordamerika's und steht mit allen Plätzen Europa's in Verbindung. Allerdings hat New-York ihm einen Theil dieses Handels entzogen, aber der Werth seiner Ausfuhr in diesen Produkten allein beträgt immer noch über 10 Millionen Dollars. Charllestons Kommunikationsmittel sind vortrefflich. Sein geräumiger und sicherer Hafen ist durch den 22 Meilen langen Santee-Kanal mit dem Flusse Santee und durch eine 136 engl. Meilen lange Eisenbahn mit Hamburg am Savannah verbunden. Dampfboote gehen täglich nach New-York, Wilmington in Nord-Carolina, nach Savannah in Georgien und St. Augustine in Florida. Den Verkehr mit den Städten des Binnenlandes vermitteln die täglichen Cars.

Der Eindruck, den Charleston nach dem ersten Gang durch seine Straßen bei dem Reisenden hinterläßt, ist ein sehr verschiedener von dem aller nördlicheren Städte der Union. Zwischen den Häusern modernsten, meist französischen Zuschnitts begegnen Deinem Blicke Gebäude von altherwürdigem, ja von Alter baufälligem Aussehen. Bei der Jugend der meisten Städte Nordamerika's überrascht diese Erscheinung. Charleston ist jedoch schon 1680 gegründet. Zehn Jahre später siedelte sich eine Schaar französischer Flüchtlinge hier an, vertriebene

Reformirte. Diese neue, in jeder Beziehung ausgezeichnete Ansiedlerschaft bildete den Stamm der noch heute durch Feinheit der Sitten und Liebenswürdigkeit des Charakters hervorragenden Bevölkerung der Stadt. Ihr Aussehen verdankt dieselbe jedoch anderen Ereignissen. Im Jahre 1779 wurde sie von den Engländern erobert; ein Jahr vorher hatte eine Feuersbrunst 252 Häuser in Asche gelegt. Noch entsetzlicher wüthete der Brand von 1796, der den dritten Theil der Stadt vernichtete; den letzten erlebte Charleston im Jahre 1838. Nach jeder solchen Verheerung erstanden die Straßen in freundlicherer Gestalt, während das Erhaltene aus alter Zeit mit treuer Pietät geschont wurde. Jetzt zählt Charleston über 3000 Häuser. Die Hauptstraßen laufen sämmtlich parallel von einem der beiden Flüsse zum andern, sind rechtwinkelig von Querstraßen durchschnitten und durchschnittlich 38 bis 40 Fuß breit. Um die glühende Sonnenhitze nur einigermaßen abzuhalten, sind die Häuser großentheils mit Vordächern versehen, breite gedeckte Balkone oder Gallerien ziehen sich an ihnen hin, an deren Säulen sich Weinreben oft bis zum Dache hinaufranken und in deren Schatten die Bewohner einen großen Theil des Tages hinbringen. Die einzelnen Häuser trennt meistens ein baumreicher Garten von einander, und selbst die sandigen Straßen, die man aus Mangel an Steinen nicht pflastert, sondern mit Muschelschalen aufschüttet, sind mit schattenden Bäumen aller Art besetzt. So sucht man in der Stadt wieder gut zu machen, was man draußen im Lande verdorben hat, denn erst seitdem die Wälder gelichtet und weite Strecken sumpfigen Bodens dem Sonnenstrahle Preis gegeben sind, ist das Fieber hier heimisch geworden.

Die öffentlichen Gebäude Charllestons sind in architektonischer Hinsicht ohne Bedeutung; selbst von den 25 Kirchen verdient keine einer besonderen Erwähnung. Reich ist die Stadt an Anstalten für Bildung und Wohlthätigkeit. Im Jahre 1850 bestanden hier 14 Akademien mit 861 Zöglingen, 13 Volksschulen mit 574 Schülern, das „College von Charleston“ mit 60 Studenten und einer Bibliothek von 3000 Bänden, eine literarische und philosophische Gesellschaft mit einer Naturaliensammlung, eine Akademie der Künste mit einer werthvollen Gemäldesammlung und eine städtische Bibliothek von 15,000 Bänden. Dazu ist Charleston im Besitze des besten botanischen Gartens in den Vereinigten Staaten. Unter den vielen Wohlthätigkeitsanstalten zeichnet sich das sogenannte Marmorhospital aus, eine Anstalt, in welcher Matrosen, welche bei ihrer Ankunft im Hafen einen halben Dollar entrichtet haben, im Fall ihrer Erkrankung freie und sorgliche Pflege finden.

Zum Schlusse dieses Artikels lassen wir uns von einem englischen Reisenden Etwas über die Vergnügungen der Charlestonier erzählen. Er sagt: Im Sommer auf die Stadt beschränkt, ergeht sich die schöne Welt Morgens und Abends auf dem Plage längs der Landspitze und in der Königsstraße, welche die meisten Kaufläden enthält. Uebrigens herrscht hier ein feiner und gefelliger Ton, welcher, vereint mit der gerühmten Gastfreundschaft der Charlestonier, für den Fremden den Aufenthalt sehr angenehm macht. Bei den Frauen und Mädchen

der höchsten Güte, die in ihrer ganzen Erscheinung die Stadtbewohnerinnen betrafen, fand ich eben so viel wahre Würde, als Mannthum und Lebenswürdigkeit. Bei den Gastmählern und Ballen ist meist auf eine vornehmde-
 stige Weise für die Gäste gesorgt; nur die Musik verräth keine hohe Stufe der Ausbildung, denn sie wurde von 3 Töchtern auf zwei Geigen und einer Trommel ausgeführt, welche letztere sich vergeblich bemühte, ihre beiden sat-
 terlichen Begleiterinnen in gleichen Schritt und Tritt zu bringen. — Aber gelangt wird darum doch.

Die Propyläen in München.

Der Athens sturmefeste Akropolis von der Nordwestseite her bestieg, den begrüßte zuerst die säulengetragene Vorhalle, welche ihn zum Tempelfelde führte, d. h. die von Pericles erbauten Propyläen, welche, die Vertheidigungswerke der herrlichen Griechenveste vollendend, das ebenso prächtige als starke Thor zum Burgplatz bildeten.

Ein solches Tempelfeld ist der Königsplatz, welchen Ludwig, der Kunstfürst, mit den griechischen Prachtpalästen der Glyptothek und des Kunstausstellungsgebäudes im Centrum der Briennerstraße seiner Hauptstadt schmückte. Diesem Kunsttempelfeld mangelte das den schönen Raum begrenzende Thor bis zum Herbst des vorigen Jahres; da fielen die Breiter des Baugerüstes und München bewunderte ein neues Denkmal seines alten Königs. Durch die Erbauung dieser Propyläen ist der Königsplatz zu einer Akademie der griechischen Architektur geworden. Die drei griechischen Ordnungen sind in drei Meister- und Musterwerken dargestellt: die Glyptothek, das Gebäude zur Linken auf unserer Stahlplatte, repräsentirt den ionischen Baustyl, das gegenüber stehende Ausstellungsgebäude den korinthischen, und die Propyläen schließen die Trias im dorischen Styl. Die Entwürfe zu den Gebäuden sind noch von der Hand des Ludwig Schwanthaler und ausgeführt von dem Kaver gleichen Namens.



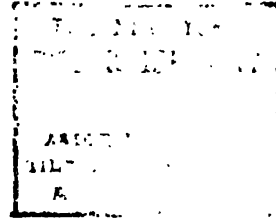
DIE PROPYLÄEN IN MÜNCHEN

Aus d. Kunstanst. d. Berl. Institut für Induktion

Eigentum d. Verleger

Eigentum d. Verleger

Digitized by Google



WEST
INDIES
1881



Der KRISTALL-PALLAST
Das Welt-Industrie - Ausstellungs-Gebäude
LONDON.

Aus d. Kunstzeit d. Bild. Zeit u. Bildh.

H. Schumacher & W. Wiegner

Die Industrieausstellungs-Krystallpaläste von London, New- york, München und der Ausstellungspalast von Paris.

Zwei Lebensalter haben Europa's Nationen auf dem Weltkulturgang durchschritten, auf dem Höhepunkt des dritten stehen sie. Diese Lebensalter umfassen geschichtlich über drei Jahrtausende.

Mit dem Augenblick, wo die Gründung fester Wohnsitze zu den Anfängen staatlichen Zusammenlebens hindrängt, wird das Bedürfnis die Erfinderin der Schrift, und Volksleben und Schrift gehören dazu, um die Geschichte in die Welt einzuführen. Mit dem ersten „Ich“, das vom Munde des Kindes kommt, tritt es aus dem Schlummer- und Traumzustand in das Dämmerlicht des Selbstbewusstseins; mit dem ersten „Wir“, womit ein Mensch seine Gemeinschaft mit einem Volke bezeichnete, ging der erste Strahl der Geschichte über die Erde. Da stehen wir vor der Völkerkindheit, die man die glückliche zu nennen pflegt. Das ist die Zeit von Spiel und Kampf. — Die Spiele feierten ihre glänzendsten Tage zwischen den Göttertempeln zu Olympia, ihre blutigsten und endlich schmutzigsten Feste in den Arenen Roms. Die kindliche Phantasie der Völker erfüllte Himmel und Erde und die Tiefen mit göttlichen und halbgöttlichen Wesen, und die Triebe zum Schaffen und Wagen, Kämpfen und Zerstören übten ihre junge Kraft. Der Historiker nennt das „die alte Geschichte.“

Dann wurden die europäischen Kinderschuhe von der Vorsehung in den Winkel gestellt für die Zukunft anderer Erdtheile. Die kindlich spielende Phantasie hatte ihre Schöpfungen vollendet; nun ging es an deren Zerstörung. Die Begeisterung der Jugend kam über die Völker; mit ihrem Ernst und ihrer Schwärmerei: da beginnt die Zeit von Glaube und Kampf. Christus ist erschienen mit dem Kreuz des Glaubens und dem Schwert des Kampfs für diesen Glauben. Beides, Kreuz und Schwert, nehmen die Germanen in ihre starke Hand, zertrümmern das Reich der Römer und repräsentiren in der „mittleren Geschichte“ vorzugsweise den europäischen Jüngling. Wir sehen die ersten Spuren der Anbahnung einer höheren Gemeinschaft der europäischen Völker, einen Schritt auf dem langen Wege zum Ziele der Humanität. Die Kreuzzüge, das Ritterthum, Turnier und Minnefang sind die vornehmen Blüthen des Lebens, die herrlichsten Dome und Klöster die architektonischen

Früchte jener Zeit, in welcher zugleich das Bürgerthum die ersten frischesten Keime schlug und das Schießpulver erfand, um den Geburtstag der „neueren Zeit“ mit Kanonendonner zu begrüßen.

Die Kanonen donnerten zwar, aber die „neuere Zeit“ ließ sich nicht durch Pulver allein herauf beschwören. ~~Und als~~ Die europäische Menschheit das erste gedruckte Buch in der Hand hielt, ward sie zum ernststrebenden jungen Mann. Von da an war ihr Tagewerk: Forschung und Kampf. — Große Hoffnungen begrüßten diese Zeit. Das verrottete Byzanz zerbrach unter'm Türkentritt, aber die griechische Welt ~~fiel~~ lag in das gelehrige ~~Handland~~. Da begannen die Wissenschaften ihre Forschungen in den Literaturen, am Himmel und in den Reichen der irdischen Natur; neue Erfindungen, neue Entdeckungen sind die Denkmäler auf den Pfaden der Forscher. Die Künste erhoben sich zu ihrer höchsten Blüthe und nahmen an den Erfindungen Theil. Das Handwerk ergriff die führenden Hände der Wissenschaft und Kunst und ward durch beide gehoben. Aber des Forschens Gänge leiten sich irre, und nicht Jeder betete im rechten Geist: „Herr, führe uns nicht in Versuchung!“ Darum sehen wir des Herrlichsten und des Häßlichsten so Vieles in dieser Zeit nebeneinander aus demselben Boden empor steigen. Sieh' es selbst! Kaum hat die Buchdruckerkunst und die neuauflühende Wissenschaft das Aufsteigen zahlreicher Universitäten begünstigt, so wird auch die Inquisition in Spanien und die Censur in Mainz erfunden. Darauf entdeckt Columbus die neue Welt, in der alten führt man das Postwesen ein und erfindet die Perspektive, die Taschenuhren, die Windbüchsen, die Flintenschlösser und stellt als kühnstes Werk der Forschung im Geiste die Reformation auf, die durch Buchdruck und Posten rasch über das gebildete Europa geht. Während dieses kämpfenden Ganges neuer Gedanken durch die Geisteswelt segelt Magelhaens zum ersten Mal um die Erde. Forschung und Kampf sind rastlos: das Spinnrad, das Zeitungswesen, die Taucherglocke und die Logarithmen werden erfunden, zu gleicher Zeit die Jesuiten eingesetzt und Galilei gezwungen, seinen Weineid zu schwören und durch sein weltberühmtes „E pur se muove!“ *) sein Gewissen vor Gott zu reinigen. Aber die kämpfende Priesterschaft ging im finsternen Forschungsbeifer noch weiter: hatten längst die Brandpfähle der Autodafé's für Ketzer Tausenden geglüht, so errichtete sie nun mit Hülfe der Rechtsgelehrten auch Scheiterhaufen für Hexen, und Arm in Arm mit der Diplomatie blies sie die Flammen des dreißigjährigen Kriegs an, der wiederum die stehenden Heere erfand. Trotz dieses helleuchtenden Jammers schritt die stille Welt der Wissenschaften und Künste vorwärts. Schon waren die Ferngläser, der Strumpfwirkerstuhl, der Generalbass und — die Kartoffeln der Menschheit gegeben, da kamen Thermometer und Barometer, schwarze Kunst und Pendeluhr, Sprachrohr und Luftpumpe an die Reihe erfunden

*) „Und sie dreht sich doch!“ d. h. die Erde um die Sonne, wie zuerst Kopernikus und nach ihm Galilei lehrte, der in Rom diese Lehre kühnend abschwören mußte, weil sie gegen den Wortlaut der Bibellehre verstöße.

— 104 —

zu werden, und in England — die Pressefreiheit. Dann folgten Brennpiegel und Delfter Porzellan, die Venturiniumpfung, Quecksilberthermometer und Spinnmaschine, das Sonnenmikroskop, Franklin's Blitzableiter und Harmonika, das Pianoforte und die Repetiruhren, der thierische Magnetismus und — Kant's Kritik der reinen Vernunft, die, trotz aller Fortschritte im Einzelnen, im Allgemeinen sehr nöthig geworden war. Sturkassen hat jene erste Manneszeit der europäischen Kulturvölker außer den großen Erfindungen als Hervorragendstes: größte Sammlungen von Werken der Wissenschaft und Kunst, stehende Heere, prachtvolle Fürstenschlösser in den Städten und Thälern, mächtige Festungen, den Zunftkopf, unzählige Ruinen auf den Höhen und jenseits der Meere die neue Welt.

Ein europäisches Völkerbeben gehörte dazu, damit die Nationen zur „neuesten Zeit“, zu dem Mannesalter auf der Höhe der Gegenwart emporgehoben werden konnten: die französische Revolution erschütterte die politische Welt und der Dampf mit Eisen und Steinkohlen machte die ganze Lebensgestaltung der Völker Europas zu einer „neuesten“. Fortan ist die Aufschrift am großen europäischen Völkerhaus: Arbeit und Kampf. — Wie im Kindheitalter der Völker zu den olympischen Spielen und den Arenekämpfen die Schaaren aus weiter Ferne herbeizogen, wie im Jugendalter die Waller mit dem Kreuz auf der Brust zu vielen Tausenden die Schwerter zum heiligen Grabe trugen, wie im ersten Mannesalter die mit Forschungsseiligen und Entdeckungsmuthigen angefüllten Schiffe in unbekannte Meere feuerten, Alle, um dort die Hauptfeste ihres Lebens zu begehen, die Hauptthaten ihres Strebens zu vollbringen, so wallen heute die Millionen zu den Amphitheatern der — Arbeit, zu den Prunkpalästen und Ehrentempeln der Industrie ganz in derselben Absicht.

Man spricht jetzt so oft, sich selbst zur Tröstung, daß wir in einer Uebergangsperiode lebten zu besseren Zeiten. Freilich, denn jede Zeit ist eine Uebergangsperiode, in welcher Tausende, Millionen auf bessere Zeiten hoffen. Es hat eben jede Zeit an einem Zwiespalt gelitten, an welchem ganze Glieder der Gesellschaft abgehieten. Die Gegenwart krankt an einem doppelten Zwiespalt: es ist nicht eine Richtung, die man in geistiger und materieller Beziehung verfolgt. In materieller Hinsicht sehen wir Alles, die besten Kräfte des Menschen und der Natur, sich zu gewaltigen, bis jetzt unerhörten Fortschritten vereinen und Ungeheures über Nacht vor den erstaunten Augen aufsteigen, aber wir bemerken gar bald das doppelte Geleise auch auf dieser Bahn. Auf der Bahn vorwärts sitzt das Kapital mit der Maschinenkraft, aber die große Masse der Brod suchenden Menschenhände wird auf dem anderen Geleise vom Hochdruck steigender Abhängigkeit und Verarmung rückwärts getrieben. Die auf der Rückfahrt Begriffenen nennt man gemeinhin das Proletariat. — In geistiger Hinsicht ist jenes doppelte Geleise nicht einmal nöthig, man fährt da gar nicht mehr an einander vorüber, die Leiter und Renter des geistigen (inbegriffen des geistlichen) Lebens und Strebens sind längst weit auseinander. Die Einen fahren

vortwärts voll Vertrauen auf die Zukunft, die Anderen rückwärts, alles Geht in den Aufstrebungen der Vergangenheit suchend. Nach beiden Richtungen unterscheidet die Fahrtgenossen nur die Stärke oder Schwäche ihres Bremsens. Die Aeußersten (vulgo Extremsten) haben es auf beiden Seiten weit gebracht, denn sind die Einen vortwärts schon bei der Negation des Höchsten und des Geistes an sich angelangt, so sehen wir die Rauchsäulen der Lokomotive der Anderen bereits jenseits der äußersten Grenzen des ersten Mannesalters im europäischen Kulturgang zwischen den grauen Denkmälern der mittleren Zeit aufsteigen. Für die Architektur ist Das Geschmacksache geworden; ob vortwärts, ob rückwärts, ob revolutionsfreundlich, ob restaurationsfelig, darnach richtet sich die Bauart der Denkmale, an welchen unsere Nachkommen noch in den spätesten Lebensaltern der europäischen Menschheit den Charakter der Gegenwart mit besonderer Verwunderung studiren werden. Ihr sinnendes Auge wird ruhen auf restaurirten Domen und Klöstern, Bergschlössern und Ritterburgen, auf ungeheueren Kasernen und Rüstzeughäusern des Kriegs, aber alle werden noch immer überragt sein von den eisernen Dampfbahnen über die Felsenrücken der Alpen und von den Brunthallen der Industriefeste, deren Stoff und Styl der der vortwärtsrollenden Gegenwart ist: Eisen und Glas, kühn, fest und hell! —

Zu den letzteren führen uns heute unsere Stahlplatten, und wir wollen dieser größten Erscheinung unserer Zeit, durch welche diese Riesenbauwerke in's Leben gerufen wurden, uns erfreuen, wie sie es verdient. Es soll uns kein neuer Seitenblick auf jene Zwiespalte darin irre machen: auch sie werden im Rollen der Räder der Geschichte ausgeglichen, an der Zwangskette der Nothwendigkeit werden die Wagenzüge beider Geleise endlich nach Einem Ziele hingerissen werden; aber wer will fragen: wann? Und wer will, nach abertausend neuen Erfindungen und Fortschritten der Gesamtheit, sagen, welche neue Klüfte dann sich wieder öffnen zwischen den Einzelnen, die durch Glück und Armuth, Reichthum und Unglück geschieden werden? Und wo ist der Tag in die Zukunft hingestellt, an welchem die Geister beginnen, im friedlichen Ringen nach Einem Ziel auch Eine Richtung zu verfolgen? Hoffen wir aber, daß, wie auf: Spiele und Kampf, Glauben und Kampf, Forschung und Kampf folgte: Arbeit und Kampf, — der europäischen Menschheit der Kampf nie fehle! — Nur: Arbeit ohne Kampf konnte ein China auf Erden möglich machen, und nur der Kampf wird es erlösen aus tausendjährigem Geistesbann.

Vor der Erfindung der „Industrie-Ausstellungen“ boten nur Jahrmärkte und Messen großer Handelsstädte die Gelegenheit, die Produkte der Kunst- und Gewerthätigkeit einer Stadt, eines Bezirks, eines Landes oder auch verschiedener Länder und Welttheile zu überschauen. Als eine Ehrenbezeugung finden wir Ausstellungen von Waaren zu Venedig, in dessen Glanzzeit die Kaufleute bestimmter Straßen verglichen bei jeder

Dogenwahl oder bei besonders hohem kaiserlichem Gastbesuch veranstalteten. Einzig den Verkaufszweck hatten die Ausstellungen von Gewerbsgeräthen, welche in den Jahren 1756 und 1757 auf Veranlassung der Polytechnischen Gesellschaft zu London Statt fanden. Die Industrie-Ausstellungen im Sinne der Gegenwart sind eine Erfindung der ersten französischen Revolution.

Im Jahre 1848 starb zu Paris, blind und vergessen, ein 90jähriger Greis, Marquis d'Ardeje. Er war zur Zeit des Direktoriums als Regierungs-Kommissarius zu den Manufakturen von Sèvres-Porzellan, Gobelin und Teppichen gekommen, die er in der äußersten Zerrüttung fand. Die Werkstätten waren leer, die Arbeiter starben fast Hungers, die Vorräthe standen in den Waarenlagern aufgehäuft, und aller Handel war in's Stoden gerathen. Da erweckte ebenso wohl in dem edlen Herzen als in dem klugen Kopfe des Marquis die Noth den Plan einer öffentlichen Ausstellung von Erzeugnissen der ihm anvertrauten Fabriken gegen ein hohes Eintrittsgeld, das den darbedenden Arbeitern zu gute kommen sollte. Das war der erste Gedanke; der zweite der, durch eine solche Schaustellung der schönsten Waaren die Leistungsfähigkeit der Anstalten in das rechte Licht zu setzen und zugleich im Publikum die erloschene Kauflust wieder anzuregen. Der Handelsminister François de Neufchâteau griff den Plan glücklich auf und räumte dem Marquis für seine Ausstellung das verödete Schloß St. Cloud ein. Da füllten sich wie durch Zauberkraft die leeren Gemächer, Wände und Fußböden kleideten sich in ausgesuchte Pracht und das herrlichste Porzellan glänzte von den Tischen. Am Tage der Eröffnung, 18. Fructidor IV, verhießen die zahllosen Schaaren Schaulustiger, die in den Höfen harrten, dem Unternehmen den gelungensten Erfolg, — als plötzlich Dragoner die Eingänge versperrten und eine Ordre den Marquis vor das Ministerium berief. Er mußte, als verdächtiger Abelliger, Frankreich auf der Stelle verlassen. Im Jahr VI (1798) kehrte er jedoch zurück und veranstaltete eine Ausstellung aller möglichen Erzeugnisse der Kunst und Industrie in sechs Sälen des Hotel d'Orsay zu Paris. Das ist der Industrie-Ausstellungen bescheidener Anfang, wie ihn die „Revue des deux Mondes“ erzählt.

Minister Fr. de Neufchâteau wurde der Erbe des Plans, dessen erster Erfinder 1815 erblindete und später verarmte. Dem Minister gelang es, die erste allgemeine Ausstellung in's Leben zu rufen, deren ausgesprochener Zweck es war, aus der Zusammenstellung der verschiedenartigsten Erzeugnisse der Industrie des Landes kennen zu lernen, auf welcher Stufe die Gewerbsbetriebsamkeit der Nation stehe, und durch öffentliche Auszeichnungen und Anerkennungen den Geist der Industrie zu heben. Dies wäre vor der Revolution eine vergebliche, wenn nicht unmögliche Bemühung gewesen. Die auf ihre zahlreichen Vorrechte poehenden und innerhalb unüberspringlicher Schranken sich bewegenden Innungen und Zünfte hätten jedes Unternehmen der Art vereitelt, oder die beabsichtigten Folgen desselben in ihr Gegentheil verwandelt. Erst als die rücksichtslose Faust der Revolution mit so

Wieland anderen auch die Junfschranken zertrümmert hatte, konnte, freilich erst nachdem die allgemeine Befürchtung über den ungeheuren Schlag verwunden war, die freie Arbeit ihre Adfste entfalten. Allerdings half auch da die Noth, die Mutter von so viel Großem auf Erden. Das von allen Seiten bedrängte, von Land und Meer her angegriffene Frankreich mußte seine ganze Energie aufbieten, um in sich selbst die Mittel zum Kampf und zum Leben zu finden und aus sich allein zu schöpfen. Wie betäubend rasch auch eine solche totale Umwandlung in den meisten Zweigen der Gewerbsthätigkeit damals vor sich gehen mußte, so bewies doch schon die erste allgemeine französische Ausstellung, die vom 19. bis 21. September 1798 (Jahr VI der Republ.) Statt fand, was Freiheit und Noth bei einem begabten Volke vermögen.

Von den 111 Ausstellern erhielten 12 den ersten, 13 den zweiten Preis. Uhrenmacherei, Fertigung mathematischer und physikalischer Apparate, Buchdruckerei, Stahlfabrikation, Porzellanmalerei, Rattan- und Zeichenstiftfabrikation und die Fertigung aller möglichen Kriegswerkzeuge waren am besten vertreten. Und prophetisch müssen jetzt die Worte genannt werden, womit Menschsteuou dieses erste größere Fest der Industrie schloß: „Die Ausstellung ist allerdings nicht zahlreich besücht worden, aber zahlreich genug in der einen Hinsicht, daß sie ein erster Feldzug und zwar ein für die englische Industrie unglücklicher war. Unsere Manufakturen sind die Waffenpläze, aus denen für die Macht Großbritanniens verderbliche Rüstungen hervorgehen werden!“

Die zweite französische Ausstellung beginnt eine glanzvolle Epoche in der Geschichte der französischen Industrie. Der Konsul Bonaparte betrat die Schwelle der schönsten und erhabensten Zeit seines Wirkens, die ganz Frankreich mit neuem Schaffe- und Thatendrang erfüllte. Diese Ausstellung von 1801 (Jahr IX) zählte 229 Theilnehmer; die nächste, vom Jahr 1802, schon 540. Beide fanden im Louvre Statt. — Die vierte Ausstellung ordnete 1806 der Kaiser Napoleon an, dem die adelnde Bürgerkrone wieder vom Haupt gefallen war. Die Industrie feierte kein Ehrenfest für sich, sondern ihre Ausstellung diente als ein Theil der vom Soldatenkaiser für seine Armee zu Ehren der Schlacht bei Austerlitz veranstalteten Festlichkeiten. Sie war die letzte des ersten napoleonischen Kaiserreichs. Das französische Volk ließ sich in seinem industriellen Fortgehen dadurch nicht irre machen. Was die Regierung vernachlässigte, fand um so tüchtigere Pflege durch die vielen frisch entstehenden Industrie- und Gewerbevereine, insbesondere durch die „Gesellschaft zur Aufmunterung für vaterländische Industrie“, die allein von 1806 bis 1809 gegen 35,000 Francs an Preisen für industrielle Verbesserungen und Erfindungen vertheilte. Das Königthum nahm den goldenen Faden des Volkswohls wieder auf. Eine Ordonnanz vom 13. Januar 1819 verordnete für wenigstens alle vier Jahre eine Ausstellung, an deren Auszeichnungen fortan auch Werkkührer, Arbeiter und jeder andere Vervollkommer irgend eines Fabrikationszweigs Theil haben sollte. Die fünfte Ausstellung von 1819 war von 1662 Ausstellern, die von 1823 von 1648, die

von 1827 von 1895 Ausstellern besetzt. Die Julirevolution unterbrach die Reihe. Die achte Ausstellung fand erst 1834 Statt durch 2447, die neunte im Jahre 1839 durch 3348 Aussteller. Für diese erste aller französischen Ausstellungen, die ein ziemlich vollständiges Bild vom Stande der französischen Industrie bot, wurde auch zum ersten Mal auf den Champs Élysées ein Ausstellungsgebäude von 16,500 Quadratmetern Flächenraum errichtet. Die bedeutendsten Fortschritte unter den einzelnen Industriezweigen zeigten: die Streich- und Kammwoll-Spinnerei, die Fabrikation von ungewalkten Zeuchen und Streichgarn, die Lyoner Seidenfabrikation, die feinere Baumwollenweberei, die Kautschuk-Spinnerei und -Weberei, der Zeuchdruck, die Tableterie, der Maschinenbau und die Glasfabrikation.

Für die zehnte Ausstellung, 1844, wurde abermals auf den Champs Élysées ein „Palais de l'industrie“ erbaut von 16,000 Quadratmetern Flächeninhalt, sammt einem inneren Hofe von 6000 Quadratmetern. Die Zahl der Aussteller stieg auf 3960, die mit 3253 Auszeichnungen bedacht wurden. Die Industrie zeigte namentlich in der Eisenbereitung, dem Dampfmaschinenbau und dem Zeuchdruck seit 1839 bedeutende Fortschritte. Besonders bemerkenswerth ist aber, daß die Jury dieser Ausstellung den Wunsch aussprach, die französische Regierung möge eine allgemeine Industrieausstellung, die wahrscheinlich wenigstens die europäischen Kulturstaaten umfassen sollte, veranstalten. Die Besorgniß, die heimische, durch Zölle geschützte Industrie zu großer Gefahr auszusetzen, sprach gegen den Wunsch, oder, um mit Blanqui zu reden: „Der Gedanke der allgemeinen Industrieausstellung wurde schon bei seinem Entstehen durch ein System erstickt, welches behauptet, daß ein großes Land, wie Frankreich, wo das Volk die Regierung alle 15 Jahre wechselt und, wenn es übler Laune ist, sich als Republik erklärt, nicht das Recht habe, sich ein Federmesser in England, eine Wasserflasche in Böhmen und einen Fenstervorhang in der Schweiz zu kaufen.“ — Auch das war prophetisch gesprochen: die üble Laune des Volks stellte sich bald ein, die Ausstellung von 1844 war die letzte königliche gewesen, die folgende, von 1849, war abermals eine und zwar ebenfalls letzte republikanische. Diesmal betrug der Flächeninhalt des „Palais de l'exposition“ ungefähr 20,000 Quadratmeter. Von den 4532 Ausstellern erhielten 3738 Auszeichnungen. Während aller elf französischen Ausstellungen waren 18,262 Auszeichnungen zur Vertheilung gekommen.

Deutschland und der Oesterreichische Kaiserstaat erkannten den heilsamen Einfluß solcher Ausstellungen auf die Fortschritte der Industrie sehr bald, Regierungen und Gewerbevereine wetteiferten schon seit den zwanziger Jahren in der Veranstaltung derartiger Industriefeste, nur ging das anfangs und lange Zeit, wie immer bei uns, eben auf unsere Manier vor sich. Unser Mikrokosmos mußte erst geblüht haben, ehe auch der

Makrodonus Früchte tragen durfte. Zunächst traten unsere großen und kleinen Residenzen mit Ausstellungen hervor, dann wollten die größeren Provinzialstädte diesen nicht nachstehen und endlich hielt jeder Industrieverein es für seine Pflicht, die Leistungen seines Wirkungskreises öffentlich sehen zu lassen. Aber auch das war gut. Wir verdanken dieser tausendjährigen Scheu des Germanen, bei jeder neuen öffentlichen Unternehmung gleich als Ganzes und ins Große aufzutreten, sicherlich keinen geringen Theil der Erfolge, die auf den großen Weltausstellungen unsere Industrie errungen hat, obwohl auch dem britischen Jeremias Recht gebührt, der in öffentlicher Rede zu London fragte und klagte: „Woher kam es, daß in der großen Londoner Weltausstellung Frankreich den ersten, Deutschland den zweiten, England erst den dritten Preis erhielt? Es kam daher, daß wir, wie in allgemeiner Bildung, so im Besondern in der Kenntniß der Naturwissenschaften, die für die Entwicklung der Industrie von so großer Wichtigkeit, hinter beiden Ländern zurück sind. Als vor einigen Jahren die australischen Behörden um die Zusendung eines Mineralogen nachsuchten, waren wir genöthigt, einen Deutschen zu schicken!“ — (Entseztlich!) — Daß der Deutsche, bei seinen staatlichen Einzelsitten, weniger gezwungen, als gewohnt ist, seine Studien und Versuche lange Zeit für sich und in kleineren Kreisen zu machen, bis endlich der innere Drang oder die äußere Forderung ihn hinaus treibt in die große Oeffentlichkeit, ist eine gute Schule, ein sicherer Bildungsgang einer gebiegenen Industrie. Werft dem Deutschen vor, daß er langsam vorwärts gehe, gut, aber er geht fest! Bei der leidigen Unsitte des Deutschen, zwischen Fremden am liebsten über sich selbst zu lachen, thut es noth, daß wir in so ernstlichen Dingen uns gegen uns selbst in Schutz nehmen.

Die ersten deutschen Industrie-Ausstellungen fanden seit 1817 in Kurhessen Statt. — Diesem folgte Bayern. In den Jahren 1818 und 1819 veranstalteten Privatvereine in München dergleichen in kleinerem Styl; auf etwas höhere Stufe brachte sie der Polytechnische Verein in den Jahren 1821, 1822, 1823 und 1827. Aber erst die durch königl. Verordnung ins Leben gerufenen Ausstellungen zu München 1834 und 1835 und zu Nürnberg 1840, letztere von 1002 Ausstellern besetzt, verdienten den Namen bayerischer Industrie-Ausstellungen. Kreis-Ausstellungen sah man zu Würzburg, Kaiserslautern und 1852 in Augsburg. — Vom Jahre 1820 datiren die ersten Ausstellungen in Oesterreich und Württemberg. Die deutschen Länder des Kaiserstaats gingen voran, und zwar, wie im übrigen Deutschland, mit einzelnen periodischen Ausstellungen inländischer Erzeugnisse. Hier äußerte sich aber schon frühzeitig das dem großen Staate eigene Bedürfniß von Central-Gewerbsausstellungen. Solcher fanden bis jetzt drei in Wien Statt: 1835 von 594 Ausstellern mit 316 Auszeichnungen, 1839 von 732 mit 425, und 1845 von 1868 Ausstellern mit 830 Auszeichnungen. Neben den Centralausstellungen gehen frisch vorwärts die Privatausstellungen der einzelnen Länder der Monarchie, deren bis jetzt in Prag (1828 — 1844), Brünn, Klagenfurt, Laibach und Graz abgehalten worden sind. — Würtem-

Vergiftete fanden Statt zu Stuttgart, Cannstadt, Ulm, Hall, Neutlingen und Schwabingen. — Preussens erste Ausstellungen waren die von 1822 und 1827 zu Berlin, jene von 176, diese von 208 Ausstellern besetzt. Provinzialausstellungen veranstalteten die Gewerbevereine zu Aachen, Koblenz, Düsseldorf, Köln, Magdeburg, Erfurt, Breslau, Stettin, Königsberg, Brlitz u. a. — Im zollvereinten Mittel- und Norddeutschland gingen Sachsen und Thüringen voran. Sächsishe Ausstellungen fanden Statt 1824, 1829 (513 Aussteller), 1831 (mit Prüfungsausschuß), 1834, 1837, 1840 und 1845. Seit 1826 begannen die Ausstellungen zu Altenburg, Weimar, Coburg, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Oldenburg, Moskau und Ostrow. Die erste Ausstellung mit Preisvertheilung im Großherzogthum Hessen war die darmstadter von 1837, ihr folgte die von 1839; in den Jahren 1840 und 1841 fanden sie zu Mainz Statt, sämmtlich durch den hessischen Gewerbeverein, der sich um die deutsche Industrie einen immergrünen Ehrenkranz verdient hat.

Es war im Jahre 1841 in der Zollvereins-Generalkonferenz zu Berlin, wo der bayerische Bevollmächtigte den Vorschlag zu gemeinschaftlichen periodischen Zollvereins-Industrie-Ausstellungen machte. Zur Begründung des Antrags hieß es u. A.: „Für den Zollverein sei die Bedeutung solcher gemeinsamer Ausstellungen besonders dem Auslande gegenüber und bezüglich der Einfuhr ausländischer Produkte nicht zu gering anzuschlagen. Die Zollvereinsstaaten bezögen noch viele Waaren aus fremden Ländern bloß aus dem Grunde, weil die Kaufleute daran gewöhnt seien und man die Produkte der Länder des Zollvereins nicht überall im Vereine fenne. Die Ausstellungen würden deshalb den Fabrikanten des Zollvereins Käufer zuwenden, die bisher ihren Bedarf vom Auslande theurer und minder gut bezogen hätten u. s. w.“ Diese Gründe schlugen durch, und schon in der Generalkonferenz von 1842 zu Stuttgart wurde der bayerische Antrag zum deutschen Beschluß erhoben, und zwar mit der Bestimmung, daß die Ausstellungen mit je fünfsähriger Zwischenzeit Statt finden sollten. Es war dies abermals ein ehrenwerther Schritt vorwärts zur immer nationaleren Centralisation der deutschen Gewerbsverhältnisse.

Noch in demselben Jahre dieses Beschlusses ging der oben genannte großherzogl. hessische Gewerbeverein einen Schritt weiter, indem er, ohne Rücksicht auf zoll- oder nur steuervereinte oder manufakturgeschlossene Seelen deutscher Nation, „alle Gewerbetreibende im gesammten deutschen Vaterlande“ einlud zu einer ersten deutschen Industrie-Ausstellung zu Mainz. Hier zeigte es sich nun, daß den Michel die Scheu noch nicht verlassen hatte, es war ihm noch zu früh am Tage für so große Gesellschaft. Eingefunden hatten sich aus Hessen 222, aus Mitteldeutschland 153, aus Süddeutschland 202, aus Preußen 86, aus Oesterreich 39 und aus Hannover und Oldenburg 13, im Ganzen 715 Aussteller. An ein Vertretensein der deutschen Industrie war hier nicht zu denken. Fabriken von festbegründetem Rufe hielten es gar nicht der Mühe werth, an der Ausstel-

lung Theil zu nehmen, Fabriken von weniger Selbstvertrauen beklagten den Mangel ingenieurlicher Sanction, ganze Staaten, wie Hannover und das alte Industrieland Sachsen, waren kaum nennenswerth vertreten, — kurz, die deutsche Industrie war noch theils zu hochnaßig, theils zu selbstflüchtig, und theils hatte sie kein gutes Gewissen. Gleichwohl bot diese Ausstellung im großherzogl. Palais zu Mainz des Vortrefflichen sehr viel und dabei zeugte die Aufstellung und Gruppierung der Gegenstände selbst von eben so viel Einsicht als Geschmack. War deshalb diese erste deutsche Ausstellung auch nur ein Vorläufer, so war sie doch ein Vorläufer, der den nachfolgenden in Vielem zur Bekehrung dienen konnte. Dabei ist der heutigen Welt allerdings noch zu bedenken zu geben, daß Eisenbahnen damals noch eine rare Sache in Deutschland waren, deren planloses Stückwerk auf große Entfernungen noch wenig fördern konnte, und eben deshalb ist Oesterreichs nach Qualität der Waaren und Zahl der Aussteller verhältnismäßig bedeutende Theilnahme besonders hervorzuheben, denn dort trat dreierlei: die Schwierigkeiten, welche der Ausfuhr entgegenstanden, die große Entfernung und die hohen Zölle, welche der Zollverein von den eingehenden Waaren erhob, der Theilnahme entgegen.

Die erste große deutsche Industrie-Ausstellung wurde am 15. August 1844 zu Berlin eröffnet. Das große königl. Zeughaus bot einen Ausstellungsraum von 68,661 Quadratfuß, auf welchem die Sendungen von 3040 Ausstellern vertheilt waren. Diese zweite deutsche Ausstellung zählte also nur 920 Aussteller weniger, als die zehnte desselben Jahres zu Paris. Diese außerordentliche Theilnahme, nur zwei Jahre nach dem bescheidenen Anfange, mußte an sich schon als ein Ereigniß in der industriellen Welt gelten, wenn auch nicht in dieser Ausstellung zum ersten Male alle wichtigeren Gewerbszweige des vielgliederigen Deutschlands auf einem Punkt der Welt vor Augen gelegen hätten. Von der Gesamtzahl gehörten an: Preußen 1932, Bayern 269, Württemberg 109, Baden 14, Sachsen 114, Thüringische Staaten 94, Braunschweig 17, Anhalt 29, Kurheffen 56, Hessen 57, Nassau 14, Frankfurt 13, Lippe 16, Luxemburg 13, Oesterreich 75, Hannover 51, Oldenburg 15, Mecklenburg 30, Hamburg 49, Lübeck 11, Bremen 12, Holstein 4. Als Industriezweige, in welchen Deutschland so hoch steht, daß es im Export mit dem Ausland konkurriren kann, thaten sich hervor: Geldwaaren- und Tuchfabrikation, Leinwandweberei, Eisengießerei, der Zinkguß, Stahl- und Eisenwaarenfabrikation (Sperlohn, Remscheid, Solingen u.), Nähfadelfabrikation, Vergoldung und Versilberung auf nassem Wege, Metallarbeiten (Nürnberg), Fertigung optischer Instrumente (Deutschland unübertroffen: Uhrenschneider, Frauenhofer und Schief), der Lokomotivenbau, Racheisfenbau, Glas-, Leder-, Papier-, Kunstseidenzucker- und chemische Fabrikation. Für das Trefflichste in diesen Gewerbsfächern wurden 69 goldene, 232 silberne, 630 eiserne Preismedaillen und 350 öffentliche Belobungen ertheilt. Auf dieser Ausstellung ergab sich ferner, daß viele Gewerbetreibende ihre Artikel, als zu gewöhnlich, zu bekannt oder zu unansehnlich, für der Ausstellung unange-

massene Gegenstände hielten; mochten dieselben auch für den inneren Handel wie für den Export von der höchsten Wichtigkeit sein. Und endlich blieben, trotz der großartigen Reichhaltigkeit der Ausstellung, mancherlei Lücken und Mängel sichtbar, die auf wirklich schwache Seiten der deutschen Industrie hinwiesen. Aber selbst Das war ein Gewinn dieser folgenreichen Ausstellung, die am 24. Oktober geschlossen wurde.

Die erste große österreichische Industrieausstellung ist die von 1845, die vom 15. Mai bis zum 16. Juli dauerte. Sie fand in und vor dem polytechnischen Institute Statt, wo 33,292 Quadratfuß Tisch- und 69,941 Quadratfuß Wandraum für die Genugungen von 1868 Werkstätten hergerichtet waren. Von letzteren kamen etwa 1200 auf Ober- und Niederösterreich, über 200 auf Böhmen, über 100 auf Mähren und Schlesien, 39 auf Ungarn, je 15 auf Galizien und Siebenbürgen u. s. w. Besonders beachtenswerth zeigte sich auf dieser Ausstellung Oesterreichs Industrie in Seidenweberei (Wien, Mailand, Como), Tuchmanufaktur (Briant und Reichenberg), Shawffabrikation, Feinwandmanufaktur, Webbau (durchschnittlich 40 Millionen Eimer); Fabrikation chemischer Produkte (Eiszwerg zu Algenfurt, St. Veit, Bllach und Wollsborg, natürliche Soda auf der debregner Heide 8—9000 Centner, Pottasche über 200,000 Centner), Staurintzgen-Fabrikation (18,000 Centner), Steinköhlbau (damals erst 12 Millionen Centner), Eisenproduktion (1845 226 Hochöfen, 15 Puddlingwerke, 40 Walzwerke, 885 Hammerwerke), Fabrikation der Sensen, Sichel und Strohmesser, sowie der Pfannen, Eßfel, Ählen und Bohrer, Fellen und Raspeln, Thonwaaren-, Glas- und Pendeluhren-Fabrikation (Wien, Grätz, Prag, Mailand), Fertigung musikalischer (wiener Pianoforte's, prager Blechinstrumente) und chirurgischer Instrumente. Die Aussteller erhielten 109 goldene, 188 silberne, 270 bronzene Medaillen und 263 ehrenvolle Erwähnungen. — Das war die erste und letzte große Ausstellung im alten Oesterreich, und damals galt noch, was ein Berichterstatter als Totaleindruck derselben schildert: daß die österreichische Produktion und Gewerbsbthätigkeit eine außerordentliche Fülle der Lebenskraft besitze, die nur noch einiger äußeren Bedingungen bedürfe, um zur vollen Geltung zu gelangen. Das damalige Oesterreich war noch nicht im Stande, dem Wunsch, daß diese Ausstellung zu Wien „eine allgemeine deutsche“ werden möge, zu entsprechen, es hatte noch jede Wettbewerbung des fremden Gewerbsleißes auf dem heimischen Markte zu fürchten, und konnte nichts thun, als „Deutschland immerhin als einen edlen Gläubiger ehren (in Bezug auf die gastliche Aufnahme der österreichischen Industrie auf den deutschen Ausstellungen) und die Schuld einstweilen im Erinnerungsbuche eintragen, bis sich Gelegenheit zur dankbaren Entgeltung finde.“ Seitdem ist ein himmlischer Blitz in das alte Haus Habsburg gefahren, *) das der Sturm zerbröckeln wollte, und hat so heftige Flammen geschlagen, daß im großen

*) Bgl. ein demnächst im Universum erscheinendes Bild vom alten Stammhaus Habsburg im Schwoigerkanton Nargau.

Brande das verwitterte Konglomerat des Baues verschmelzen ist zu einer festen Masse. Ein frischer aufstrebender Geist durchweht die alten Räume des neuen Oesterreichs, und für jede Stunde der „Entgeltung“ klingen und dröhnen bereits Hammer und Kelle auf dem Rennweg zu Wien, wo im Jahre 1859 im neuen Industriepalaste auch die deutschen Gewerbe ihren Ehrenplatz finden werden.

Die dritte deutsche Industrieausstellung fand in Leipzig zur Zeit der Ostermesse 1850, und zwar in der „Centralhalle“ Statt. Bethelligt hatten sich an derselben aus Sachsen 666 Aussteller, aus Bayern 269, aus Preußen (das dieser Ausstellung seine Unterstützung verweigert hatte) 166, aus Oesterreich 144, aus Würtemberg 14, aus Hamburg 45, aus Hannover 31, aus Altenburg 19, aus Frankfurt 18, aus Dessau 10 u., im Ganzen 1440 Aussteller, an welche als Auszeichnungen ertheilt wurden 14 Ritterkreuze des Verdienstordens, 20 goldene, 167 silberne und 212 bronzene Medaillen und die Ansprüche an 21 goldene und 19 silberne, und endlich 148 lobende Erwähnungen. Die Ausstellung hatte außer von der preussischen Verweigerung noch von der Ungunst der Witterung zu leiden und von der Hast, mit welcher Einsendung und Aufstellung geschehen mußte. Dies berücksichtigt, gehörte trotz alledem die Ausstellung zu den gelungenen, wenn auch ihr Charakter ein vorzugsweise sächsischer war. Außer den Produkten des Bergbaus, Hüttenwesens, des Maschinenbaus, der Wollen- und Baumwollenwebereien, der Lederfabrikation, des Buchdrucks, der Buchbinderei und der chemischen Fabrikation Sachsens zeichnete sich aus die hier glänzend vertretene Gesamtindustrie Nürnbergs und der Antheil von Oesterreichs Industrie, die sowohl in Bezug auf Technik als Geschmack einen hohen Standpunkt nachwies, und es ist die glückliche Bemerkung nicht oft genug zu wiederholen, die sich hier jedem Mann, dem das Heil der vaterländischen Zukunft am Herzen liegt, aufdrängte: daß die österreichische Industrie nicht die Bestimmung haben kann, mit der deutschen einen Wettkampf zu beginnen, sondern daß beide sich ergänzen, ihre Lücken gegenseitig ausfüllen und so vereint auftreten müssen, „um den gemeinschaftlichen Kampf gegen die westlichen Nachbarn aufzunehmen.“ Der Plan zu einem solchen Industriekampfe war bereits abgesteckt.

Die Welt-Industrie-Ausstellung zu London 1851.

„Es wird Niemand, welcher die besonderen Richtungen der gegenwärtigen Zeit mit Aufmerksamkeit verfolgt, auch nur einen Augenblick daran zweifeln, daß wir in einer wunderbaren Uebergangsperiode leben, welche der Verwirklichung des großen Ziels, auf das in der That die ganze Weltgeschichte gerichtet ist, der Darstellung der Einheit der Menschheit, rasch zustrebt. Nicht einer Einheit, welche die Grenzen beseitigen und die Nationalitäten vernichten will, sondern vielmehr einer Einheit, welche das Resultat und Produkt ist nationaler

Verschiedenheiten und mit einander wetteifernder Volksharattere. Die Entfernungen, durch welche die Nationen von einander getrennt sind, sie verschwinden in dem Maße, als die Wissenschaft sich vervollkommenet; die Sprachen aller Völker sind bekannt und die Leistungen der Nationen in den Kreis des Erreichbaren für Jedermann gesetzt; der Gedanke wird mit der Geschwindigkeit, aber auch mit der Macht des Lichtstrahls verbreitet. Auf der andern Seite wird der Grundsatz der Arbeitstheilung, der wohl die bewegende Kraft der Civilisation genannt zu werden verdient, auf alle Zweige der Industrie und der Wissenschaft ausgedehnt. Früher zerstreute sich die geistige Arbeit zu einem universellen Wissen, jetzt concentrirt sie sich auf ein specielles Fach und in diesem wieder auf einen einzelnen Punkt; das eroberte Wissen wird aber sofort Eigenthum des großen Ganzen. Ehedem suchte man Entdeckungen geheim zu halten, gegenwärtig stellt die Oeffentlichkeit unserer Tage jeder Entdeckung und Erfindung ganze Welten zur Verfügung, so daß wir nur den besten Plan zur Erreichung unserer Zwecke zu wählen haben. Auf diese Weise nähert sich der Mensch allmählig der großen und heiligen Bestimmung, die er zu erfüllen hat. Die Ausstellung des Jahres 1851 soll ein treues Zeugniß und ein lebendiges Bild von demjenigen Standpunkt der Entwicklung, zu welchem die ganze Menschheit in diesem großen Werke gelangt ist, und einen neuen Höhepunkt geben, von welchem aus alle Völker ihre ferneren Bestrebungen in gewisse Richtungen zu bringen vermögen.“ Treffender, als mit diesen Worten des Londoner Lordmayors Farncomb, konnte das Programm dieser Weltausstellung nicht eingeleitet werden.

Der große Gedanke einer Industrieausstellung aller Nationen, entsprungen im Haupte des Prinzen Albert, brachte in jenen Tagen, wo er zuerst laut wurde (1849 und 1850) und wo nach den großen Stürmen der Revolution die Marettta noch in vielen Ländern wogte, plötzlich eine Sehnsucht nach den Triumpfen des Friedens in die Herzen. So war der Gedanke nicht bloß groß, sondern er kam auch im klug gewählten oder glücklichen Augenblick. Die erste Anregung dazu hatten allerdings die großen allgemeinen deutschen und französischen Ausstellungen zu Berlin und Paris von 1844 gegeben. Als ein vorläufiger heimischer Versuch kann die Gewerbeausstellung zu Birmingham 1849 gelten.

Die Aufgabe war schwer in jeder Beziehung, am wenigsten im Kostenpunkt, am meisten wegen der langen Reihe von biden Höpfen geistlicher, philiströser und egoistischer Vorurtheile und Bedenklichkeiten, welche sich als Hemmschuhe an die vorwärtsstrebende Idee hingen. Erst nachdem man nach dieser Seite aufgeräumt hatte, griff man das Werk mit britischer Energie an. Auf den Vorschlag des Prinzen Albert wählte man die Südseite des Hydeparks zum Platz des Ausstellungsgebäudes. Nach einer Konkurrenz von 243 Bauplänen erhielt der Joseph Paxton's den Preis, Eisen, Holz und Glas wurde zum Baumaterial gewählt und es entstand der erste „Kry-

Stallpalast der Erde *). Unternehmer des Baues waren Fox, Henderson u. Comp. aus Birmingham. Am 7. September 1850 wurde der Grundstein gelegt, am 26. die erste eiserne Säule errichtet und am 1. Mai 1851 die Ausstellung selbst eröffnet. Zum ganzen Gebäude waren verwendet worden 900,000 Quadratfuß Glas, im Gewicht von 8000 Centn., und 80,000 Centn. Eisen. Die Länge des Palastes betrug 4188 Fuß, die Tiefe 408 und 456 Fuß. Zwei doppelte Reihen eiserner Säulen theilten das ganze Gebäude in drei Langschiffe, die durch das Querschiff (Transsept) in ihre östlichen und westlichen Hälften geschieden wurden. Die Raumgröße für Ausstellungsgegenstände und das Publikum betrug zu ebener Erde 718,848, auf den Gallerien 217,152, also im Ganzen 936,000 Quadratfuß. Die Seitenwände des Erdgeschosses bestanden aus Holz zwischen eisernen Säulen, die Seitenwände des oberen Stockwerks sowie die Eindeckungen der Dächer aus Glastafeln. Die Zahl der Säulen war 3230, die der Dach- und Gallerieträger 2244, die der gußeisernen Bindebalken 358; die Dachrinnen nahmen, in gerader Linie, eine Länge von 200 engl. Meilen, die Ausstellungsstafeln 8 Meilen und die 24 Fuß breiten Gallerien eine Meile ein. Aber nicht nur das Ungeheuerliche des Baues war bewundernswürdig, sondern auch die Harmonie der Riesenglieder entzückte, Konstruktion und Ausschmückung des Baues entsprach dem Zweck wie dem Material, die Architektur hatte ein neues Meisterwerk vollendet.

Dem großen Plan entsprach die Theilnahme; sie war wirklich eine Welttheilnahme. Aus 94 Staatsge bieten aller Erdtheile brachten nicht weniger als 17,062 Gewerbetreibende und Künstler die Produkte ihrer Kunst, ihrer Erfindung, ihres Fleißes zur Preisbewerbung aller Kulturvölker nach London. Von jener Zahl gehörten Großbritannien und Irland an 6861, den britischen Kolonien 520, Frankreich 1710, dem deutschen Zollverein und Norddeutschland 1660, Oesterreich 731, Belgien 560, Nordamerika 499, Spanien 286, Rußland und der Schweiz je 263, Schweden und Norwegen 117, den Niederlanden 113, Rom, Sardinien und Toscana 246, Dänemark 39, Griechenland 36, Persien und Südamerika je 12 u. s. w. Vertheilt wurden 2978 Preismedaillen, 172 erste Preise, 2163 ehrenvolle Erwähnungen. Davon kamen auf den deutschen Zollverein 13 große Medaillen (erste Preise), 255 Preismedaillen und 233 ehrenvolle Erwähnungen; auf Oesterreich 4 große Medaillen, 115 Preismedaillen und 128 ehrenvolle Erwähnungen. Die Gesamtzahl der Besucher des Glaspala-

*) Vor 1845 würde dieser Ehrenbau der englischen Industrie nicht möglich gewesen sein, weil bis dahin die Glasfabrikation in England mit einer fast unerschwinglichen Acise belastet war und in der That erdrückt wurde von jetzt ganz unglaublichen Formalitäten, Kontrollen und Verzönerungen. Von Kronnglas mußte 200—250% des Werthes versteuert werden! Ja, noch im Jahre 1835 wurde von der Acciseverwaltung der Fabrikbesitzer gezwungen, die Verfertigung eines grünen in solcher Trefflichkeit bis dahin in ganz England noch nicht gekannten Glases zu unterlassen, weil dasselbe, wegen seiner außerordentlichen Vorzüglichkeit, bei den Acisehebern nicht hinreichend von Flintglas unterschieden werden könne! — Diesem Unwesen machte Robert Peel ein Ende durch die vollständige Aufhebung der Abgabe auf Fensterglas, womit er 1845 seine Finanzreformen eröffnete. Es ist daher ein wahres Wort, das den rechten Mannehrt: ohne Robert Peel — kein Crystalpalast in England.

des überstieg 6 Millionen; die Einnahme betrug 505,107 Pfund Sterl., der reine Ueberschuß über 1½ Millionen Gulden. Wie die Eröffnung am 1. Mai, so geschah auch die Schließung der Ausstellung am 15. Oktober mit einer der Großartigkeit und unermesslichen Wichtigkeit dieses gemeinsamen Werks so vieler Nationen würdigen Feierlichkeit.

In das Innere dieses großen Zaubertempels der Gegenwart, dessen Anblick erschütternd auf Jeden wirkte, der es zum ersten Mal betrat, dürfen wir unsere Leser nicht zu führen wagen. Die Masse der Ausstellungsgegenstände war unüberschaubar, und es lebt kein Mensch, der sagen könnte, er habe sie gesehen. Selbst wenn jede einzelne Nummer eines Einsenders nur aus einem Stücke bestanden hätte, würde ein Besucher bei täglich zehnständiger Musterungsarbeit 120 Tage gebraucht haben, wenn er jeder einzelnen Nummer auch nur drei Minuten gewidmet hätte. Nun bestand aber jede Nummer aus verschiedenen Stücken, z. B. eine einzige Schweizer-Nummer aus 2814 Gegenständen. Rechnete man durchschnittlich nur zehn Gegenstände auf eine Nummer, so würden, bei zehnständigem Besuch täglich und drei Minuten Aufenthalt vor jedem Gegenstand, vier volle Jahre erforderlich gewesen sein, um einem Menschen das stolze Wort möglich zu machen: Ich habe im Glaspalaste Alles gesehen. Andere haben, mit möglichst genauer Berücksichtigung der Stückzahl der Nummern, neun, ja fünfzehn Jahre zu einer nur so oberflächlichen, dreiminütlichen Betrachtung jedes einzelnen Gegenstandes dieser Ausstellung für nothwendig erklärt. Der deutsche Antheil im Glaspalast allein würde nach unserer Annahme von 10 Gegenständen auf die Nummer den Beschauer drei Monate für sich in Anspruch genommen haben, und sechs Monate war die Zeitdauer der ganzen Ausstellung. — Die kühnsten Träume in „Tausend und eine Nacht“, die nicht im Kindisch-Phantastischen spielen, reichen an Kühnheit nicht hinan an diese Gesamthat der schaffenden Menschheit. Der Glaspalast mit seinem Inhalt gehört zu jenen Erscheinungen in der Welt, die selbst für die lebhafteste Phantasie nicht geschildert werden können; jede Kunst steht verzweifelnnd davor, keine kann dieses Bildes Meister werden! So ungeheuer ist dieses Friedenszeughaus mit seinen Millionen Gassen, daß neben demselben die mächtigsten Kriegsrüstungen desselben Jahrhunderts, Napoleons russische Armee und Englands „hundert Wimpel“ im baltischen Meere — in der Geschichte dieser Periode dem Auge der kommenden Geschlechter viel ärmer an Glanz erscheinen werden, als der Griffel der Zeitgenossen sie hingestellt hat.

In den Hallen des Palastes standen die Waaren nach Staaten und Nationen gruppiert; für den Prüfungsausschuß hatte man, um eine Uebersicht der Massen zu ermöglichen, alles Ausgestellte in vier Abtheilungen und 30 Klassen geschieden, für deren jede eine besondere Jury, zusammengesetzt aus Engländern und einer angemessenen Zahl Nicht-Engländer, bestimmt war. Die Gesamtzahl dieser Preisrichter war 272; die Eintheilung der Gegenstände folgende: I. Abtheilung: Rohstoffe. 1. Klasse: Bergbau-, Steinbruch-, metallurgische und mine-

rallische Produkte; — 2. Kl.: Chemische und pharmaceutische Prozesse und Produkte im Allgemeinen; — 3. Kl.: Lebensmittel; — 4. Kl.: Pflanzen- und thierische Rohstoffe zu weiterer Veredelung. — II. Abtheilung: Maschinen. 5. Kl.: Umtriebsmaschinen, Wagen-, Eisenbahn- und Schiffsmaschinerie; — 6. Kl.: Maschinen und Werkzeuge; — 7. Kl.: Maschinen und Vorrichtungen für bauliche Zwecke; — 8. Kl.: Schiffsbau, Geniewesen, Waffen u.; — 9. Kl.: Maschinen und Vorrichtungen für Land- und Gartenbau; — 10. Kl.: Mathematische, physikalische, chirurgische, musikalische Instrumente, Uhren u. dgl. — III. Abthlg.: Manufaktur- und Fabrikwaaren. 11. Klasse: von Baumwolle; — 12. Kl.: von Streich- und Kammwolle; — 13. Kl.: von Seide; — 14. Kl.: von Flachs und Hanf; — 15. Kl.: Mischgewebe und Umschlagetücher, Kammgarnwaaren ausgenommen, die zu Klasse 12 gehören; — 16. Kl.: Leder-, Sattler-, Riemen-, Kürschner-, Gutmacher- und Federschmuckwaaren; — 17. Kl.: Papierwaare, Buchdruck und Buchbinderei; — 18. Kl.: Zeugdruck- und gefärbte Waaren; — 19. Kl.: Teppichwaaren, Spitzen, Stickereien, Mode- und Puzwaaren; — 20. Kl.: Kleider aller Art; — 21. Kl.: Messerschmied- und Zeugschmiedwaaren; — 22. Kl.: Eisen- und Kurzwaaren; — 23. Kl.: Gold- und Silberwaaren, Juwelier- und Bijouteriearbeiten und Kuruswaaren, die nicht in anderen Klassen vorkommen; — 24. Kl.: Glaswaaren; — 25. Kl.: Thonwaaren, Steingut und Porzellan; — 26. Kl.: Möbel, Tapezierarbeiten, Papiertapeten, Steinpapp- und lackirte Waaren; — 27. Kl.: Maße und Steinarbeiten für bauliche Zwecke und zur Verzierung; — 28. Kl.: Artikel aus Pflanzen- und thierischen Stoffen, welche weder gewoben, noch gefügt sind und nicht in die anderen Klassen gehören; — 29. Kl.: Verschiedene Artikel. — IV. Abthlg.: Schöne Kunst. 30. Klasse: Bildhauerwerke, Modelle und plastische Kunstarbeiten.

Während ich diese Klassifikation da niederschrieb, war es mir, als wenn ein solch trockenes Verzeichniß manchem unserer Leser lächerlich oder gar langweilig vorkommen könnte. Ich bin aber nun, da es da steht, der Ansicht, daß man die Fülle der Gegenstände in der Weltausstellung sich leichter einigermaßen vergegenwärtigt, wenn man sich erst vor Augen gehalten hat, was es alles in der Welt für Sachen gibt, und wie diese von den vielen und so verschiedenen Nationen in so verschiedener Weise nach Form, Geschmack, Bildung, Fertigkeit und Bedarf dargestellt werden können.

Wie bei den französischen Ausstellungen vor Allen Paris und bei den deutschen am stärksten stets das Land vertreten war, das sie veranstaltet hatte, so mußte England im Londoner Glaspalast einen um so breiteren Raum einnehmen, als es zugleich als der Hauptstaat aller massenhaft produicirenden Industrie da stand. Ohne seines Sieges über alle Mitbewerber nach den ersten Preisen gewiß zu sein, hätte der kluge Brit diesen Kampfplatz aller Nationen nicht eröffnet. Gleichwohl entsprach das Urtheil der Besucher und der Wahrspruch der Jury dieser Voraussetzung nicht durchgängig; England hat lernen müssen, daß es Beziehungen gibt, in welchen ihm

Industriezweige des Festlandes überlegen sind, und namentlich ist dies der Fall stets, wo die Kunst des Herstellers der Industrie antritt. Wo Geschmack und gefälliges Aeußeres den Hauptwerth einer Waare bestimmen, steht in der Regel Frankreich obenan; dagegen tritt es in allen für die Massenproduktion und den Welthandel entscheidenden Industriezweigen hinter Deutschland und England zurück. Was die Ausstellung der deutschen Gewerbezergengnisse betrifft, so stimmen die Berichterstatter darin überein, daß auch dieselbe der Ausfüßung der Deutschen manchen Triumph feierte. Der Verfasser der trefflichen Arbeit über die Industrieausstellungen, ihre Geschichte und ihren Einfluß auf die Kulturentwicklung in Braunschweig, „Gegenwart“ sagt in dieser Beziehung: Es zeigte sich deutlich, daß die deutsche Industrie in vielen wichtigen Branchen nicht allein auf gleicher, sondern auch in manchen auf höherer Stufe in Bezug auf Qualität und billige Preise steht, als die anderer Länder, obwohl nicht in Abrede zu stellen war, daß sich bei der Vergleichung der deutschen Erzeugnisse mit denen der übrigen Völker manche schwache Stelle fand gab. Die Basis der deutschen Industrie, eine allgemeine Schulbildung, ein entwickelter Schönheits Sinn und ein eifriger Fleiß mit bescheidenen Ansprüchen genügen, wie die Ausstellung lehrte, den heutigen höheren Anforderungen der Industrie nicht mehr. Die deutsche Industrie bedarf vor Allen einer stärkeren Betheiligung des Kapitals, ausgebreiteter Anwendung der Maschinenkraft und besserer Werkzeuge. In den gemusterten Waaren kam z. B. Deutschland Frankreich nicht gleich, übertraf es dagegen in dem Buch- und Steindruck, in den Typen, im Kunstguß und anderen Erzeugnissen, die eine höhere Bildung des Herstellers voraussetzten. Die Industrie Oesterreichs, Belgiens und der Schweiz zeigte eine ähnliche Richtung, wie die Deutschlands; dagegen bewiesen sich die italienischen, spanischen und russischen Industrien der französischen in sofern verwandt, als sie sich durch Luxusarbeiten auszeichneten. In den den Produkten des Orients gewidmeten Abtheilungen waren in merkantiler und ethnographischer Hinsicht werthvolle Erzeugnisse ausgestellt, welche satfam zu erkennen gaben, wie die Industrie des Orients der der europäischen Länder nicht zu folgen vermag. Die noch amerkantischen Staaten und der australische Kontinent zeigten eine auf die reichsten Naturschätze und ihre Entwicklung basirte Industrie und regen Kombinations- und Spekulationsgeist; nicht selten boten sie ausgezeichnete, die Vorbilder der alten Welt bereits libertreffende Leistungen. — Mit diesen allgemeinen Anmerkungen nachheren Gedächtnisse müssen wir uns hier genügen lassen und dem Schluß dieser Ausstellung zuwenden. — Galt die langen Züge von Menschen, erzählte uns ein Augenzeuge, die täglich, besonders in den letzten Tagen, nach der Industrieausstellung strömten, schon das Bild einer acht modernen Wallfahrt gegeben, so machte sich diese Wallfahrt noch mehr befestigen, als wir, am letzten Tage der Ausstellung, sahen, wie Viele sich Flaschen mit dem Wasser der Krystallfontainen füllten, wie einst die Pilger am Jordan thaten. Wie ehren das Gefühl, welches die Menschen antrieb, ein solches Andenken an diesen großen Ort mit in die Heimat zu nehmen. — Dean am

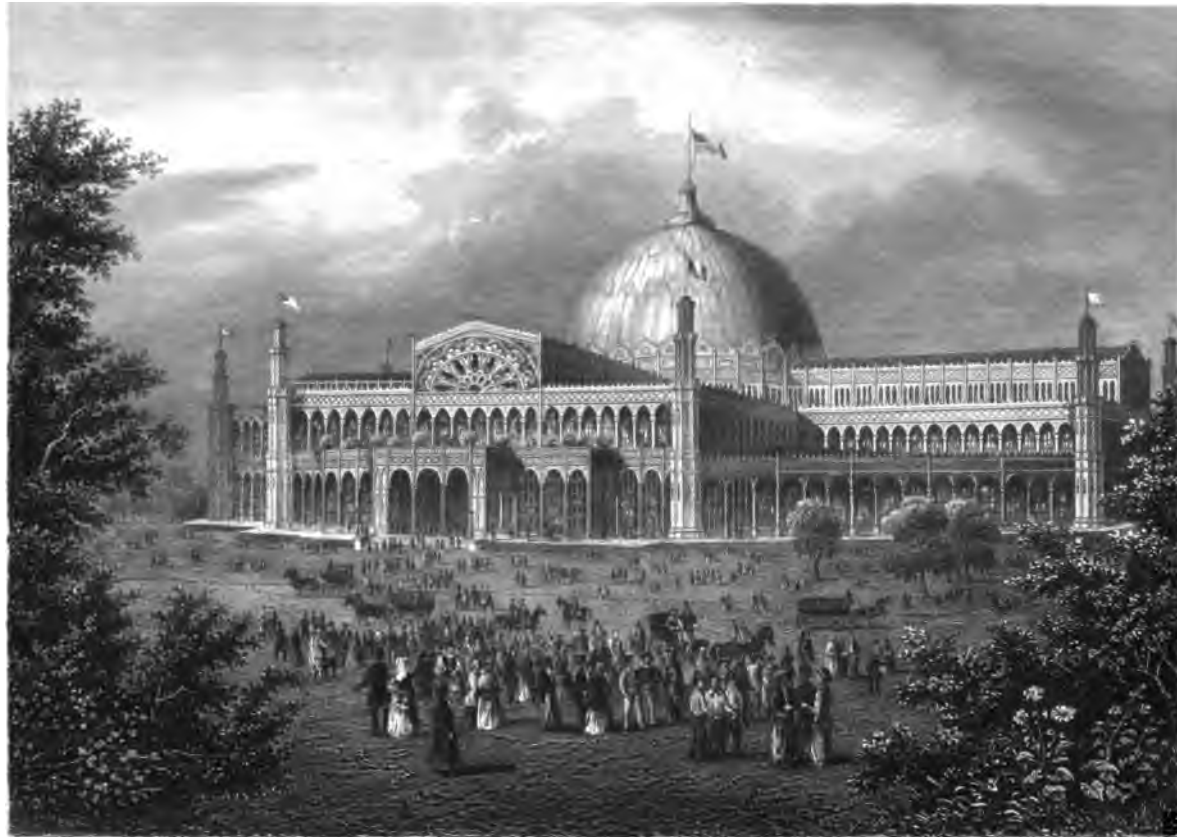
großartigeres Schauspiel, als in ihm, hatte die Weltgeschichte noch kaum gesehen, ein unterrichtenderes, ein edleres gewiß nicht! In dem Krystallpalaste und der großen Industrieausstellung hatten wir eine Unternehmung, von welcher nicht das Geringste nur der Prachtliebe und den egoistischen Interessen irgend eines Autokraten diene, sondern worin der stille, friedliche Geist der Völker seinen glänzendsten Triumph feierte. In den Wänden dieses großen Wunderspiegels konnten wir besser als in den dickleibigen Statistiken die Bedeutung und die Kulturstufe der einzelnen Völker lesen, und sie waren uns ein besserer, treuerer, schönerer Spiegel der Macht der einzelnen Staaten, als kostbare Revuen und Mobilmachungen. Die Eindrücke, welche der Krystallpalast in so tausendfacher Fülle geboten, werden unausschöpflich und weithin folgenreich sein. Ein Markstein des kulturgeschichtlichen Fortschritts wird er diesem zugleich wieder zum Leuchtturm dienen, welcher ihm neue Pfade weist. Als zum Abschiedsgruß von den 50,000 Menschen, welche in der Schlusshunde in den Hallen wogten, von Webster's großer amerikanischer Orgel das „God save the Queen“ ertönte, wußte man noch nicht, daß der Prachtpalast von Hydepark nicht für immer untergehen, sondern verjüngt auf der Höhe von Sydenham wieder erstehen sollte für eine lange Zukunft; deshalb ergriffen um so mächtiger die Worte Shakespeare's (Sturm, Akt IV, Sc. 5), die man an einer der Gallerien las:

„Wie dieses Scheines loch'rer Dan, so werden
Die wolkenhohen Thürme, die Paläste,
Die hehren Tempel, selbst der große Hall,
Ja, was daran nur Theil hat, untergehen!“

Die Industrieausstellung aller Nationen in Newyork, 1853 und 1854,

war eine verunglückte Unternehmung. Zu einer Welt-Industrieausstellung war bis dahin und ist bis heute Newyork noch nicht berufen; dazu liegt es noch zu nahe an der Peripherie des herrschenden Kulturkreises der Erde. Es wird aber die Zeit kommen, wo das Centrum dieses Kreises in Amerika zu suchen ist. Wenn in Europa das zweite Mannesalter, das zum Greisenthum absteigende, beginnt, und wenn nicht nur die westlichen Küsten und Staaten Nordamerika's, sondern auch die Inseln des stillen Oceans und das Abendland der Amerikaner, China, den Auferstehungsmorgen einer neuen Kultur gefeiert hat, während deren Morgenland, unser Europa, dem Feierabend zuschreitet, und die Kulturnacht, die ihren Jahrhundertumgang um die Erde hält, wie die ständige Nacht zwischen Abend und Morgen, aus Asien nach Europa vorgerückt ist, dann werden alle Völker der Erde dem Ruf zum Wettkampf und Siegesfest der Arbeit nach Newyork folgen, wenn überhaupt bis dahin gerade diese Stadt noch Gewicht genug hat zum Schwerpunkt im Kulturkreise, und wenn nicht in Centralamerika,

CCCCLXIV



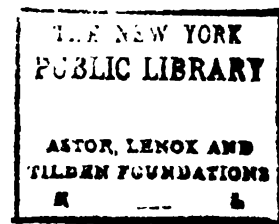
by J. Poppel

Ans d. Kunstanst. d. H. H. Invention. Hildesheim.

THE CRYSTAL-PALACE
NEW-YORK

Eigenthum d. Verleger.

Digitized by Google



dem Vereinigungspunkt der Meere und der Nationen des Morgens und des Abends, ein neues Hauptstück der Kultur gegründet ist. — Vor der Hand war die Newyorker Industrieausstellung ein durch den so großartig geglückten Versuch der alten Welt hervorgerollenes köhnes Wagniß der neuen. Als ein solches muß man sie beurtheilen und die jugendliche Ungebundenheit des dortigen Staats- und öffentlichen Lebens mit im Anschlag bringen, um im Urtheil das rechte Maß zu halten.

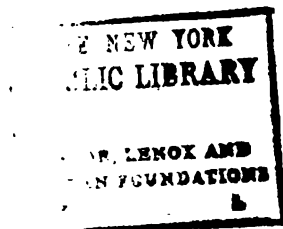
Die Ausstellung war das Privatunternehmen einer Gesellschaft Newyorker Kapitalisten auf Aktien. Der Antheil der Regierung an derselben beschränkte sich darauf, daß der damalige Staatssekretär Daniel Webster die Vertreter der Union bei den europäischen Höfen zur thätigsten Unterstützung der Ausstellung aufforderte, und daß die Oberzollbehörde das Ausstellungsgebäude als ein Transitlager gelten ließ, von dessen ausgelegtem Waaren nur diejenigen, welche verkauft würden, den Eingangszoll zu zahlen hätten.

Der Ausstellungspalast wurde auf Reservoir-Square errichtet. Dort hatte die Newyorker Municipalbehörde der Gesellschaft den nöthigen Platz, und zwar auf fünf Jahre, unter der Bedingung überlassen, daß der Ausstellungspalast aus Eisen und Glas erbaut und der Eintrittspreis für einmaligen Besuch desselben nicht über 50 Cents betragen werde. Beidem wurde entsprochen, der Glaspalast jedoch nach einem von dem des Londoner sehr verschiedenen Plane aufgeführt. Baupläne von Paxton, dem Meister des Londoner Krystallpalasts, und dem amerikanischen Architekten Downing wurden, „als der Beschaffenheit des Terrains nicht entsprechend“, zurückgewiesen, und der von Silbemeister und Carstensen, einem Deutschen und einem Dänen, gemeinsam entworfene Plan ausgeführt. Oberarchitekt des Baues wurde Detmold und Geschäftsführer Karl Buschek, letzterer bereits erprobt als Geschäftsführer der österreichischen Abtheilung auf der Londoner Ausstellung. Das Gebäude zeigte eine Mischung von byzantinischem und maurischem Styl, bot dem Auge einen majestätischen Anblick und imponirte besonders durch seine hohe Kuppel über dem Durchschnittspunkt des griechischen Kreuzes, welches die Grundform des Baues war. Jeder Kreuzdurchmesser war 365 Fuß lang, jeder Kreuzarm 149 Fuß breit und 45 Fuß hoch. Das Kreuz selbst war in ein Mittelschiff von 67 Fuß Höhe und 41 Fuß Breite und zwei Seitenschiffe eingetheilt, deren jeder wieder der Träger einer besondern Gallerie war. Das Hauptschiff des Kreuzes hatte bei 118 Fuß Höhe 100 Fuß im Durchmesser und war von außen mit einem riesigen Feuchtapparat von 149 Fuß gekt. Der Flächenraum des ganzen Palastes betrug 173,000 Quadratfuß, also ungefähr so viel als 6 preussische Morgen Landes. Der Eisenbedarf zum ganzen Bau belief sich auf 25,000 Centner, der Glasbedarf auf 30,000 Quadratfuß in 9027 Tafeln von je 36 Zoll Breite und 34 Zoll Höhe. Von Holz war nur die Bodenbelagung. Das Licht fiel sowohl von oben als von der Seite in das Innere; zum Schmuck der Beleuchtung gehörten 82 Glasgemälde mit den Wappen der auf der Ausstellung vertretenen Nationen.

Wundern sich jedoch nicht so sehr ein. Von der Gesamtzahl von 5448 Ausstellern kamen 2779 auf die Union, 878 auf Deutschland, 100 auf Oesterreich, 677 auf England, 521 auf Frankreich, 185 auf Italien, 155 auf Belgien und die Niederlande, 116 auf die Schweiz, 18 auf Norwegen und Schweden, 17 auf Canada und 3 auf Westindien. — Das Ganze der Ausstellung war in 31 Klassen getheilt, denen jede ihre Jury hatte, die zusammen das Preisgericht bildeten. Vertheilt wurden 115 silberne und 1186 bronzene Medaillen; von ersteren kamen 4 auf Deutschland und eine auf Oesterreich, von letzteren 136 auf Deutschland und 18 auf Oesterreich.

Standen wir sowohl bei Typus der europäischen Ausstellungen im Allgemeinen in New-York wieder, so standen wir bei näherem Betrachten der Anordnung, Leitung und Durchführung des Unternehmens auf Ausnahmen, die ihm nicht zur Ehre gereichen. Zunächst weihte man die Schale ein, ehe der Stern darin war. Kaum ein Achtel der eingegangenen Kisten war geöffnet und ihr Inhalt aufgestellt, so schmückten schon die Musikhörner dem feierlichen Eingang in die leeren Hallen voran, Sedgwick, der Präsident der Ausstellungs-Gesellschaft, hielt eine Rede an den von Washington zu diesem Feste besonders herauf gekommenen Unionspräsidenten, Franklin Pierce, die bleibend erwiderte. So ging der 14. Juli vorüber, zwar geräuschvoll, aber für die erste amerikanische Industrielausstellung ohne Würde und ohne Theilnahme. Und beides mangelte derselben bis zu ihr klägliches Ende. Man sieht es dem schönen Gebäude auf unserer Stahlplatte nicht an, daß sein Inneres keinen erhebenden Anblick gewährte. Die europäischen Berichterstatter stimmen darin überein, daß nicht bloß Mangel an Sachkenntniß, sondern auch an Solidität auf Seiten der Leiter des Unternehmens das Mißlingen desselben herbeiführte. Dem Publikum war es nicht zu verdenken, wenn es an dem noch lange nach der Eröffnung zum größeren Theile leeren Hause keinen Gefallen fand; die theilnehmendste Bevölkerung mußte die Geduld verlieren, wenn sie sah, wie langsam das Auspacken der Kisten vor sich ging, und hörte, daß ganze Sendungen (wie die von Firth) unangepackt unter den leeren Kisten liegen blieben. Augenzugen, sagt unser Gewährsmann, können nicht genug den widerlichen Eindruck schildern, den die Ausstellung und das darin herrschende Chaos, sowie die Corruption der Beamten machte, die mit den Preismedaillen (man sagt, mit bloß nachgemachten) Schacher trieben, abgesehen von dem materiellen Schaden, der viele Aussteller dadurch traf, daß ihre ausgestellten Gegenstände spurlos verschwanden. — Zum kläglichsten Anblick der Ausstellung trugen viele Aussteller allerdings selbst bei, wie namentlich die deutschen größtentheils nicht einmal an eine freundliche Aus schmückung der ihnen zugewiesenen Räume gedacht haben, so daß, während Engländer, Franzosen und Nordamerikaner wenigstens mit etnigem Mitternacht behangen prangten, der Deutsche im Glaspalast so verwahelt da saß, daß die amerikanische Presse fast vornehm herab sah auf — „das Aschenbrödel der Nationen.“

Einen eigentlichen Schluß hat diese Ausstellung nicht erlebt. Der Besuch war durchschnittlich so schwach,





DIE GLAS-PALLAST
(IN MÜNCHEN)

Aus d. Kunst- und Bilderg. von H. E. H. H.

V. genthum & Verleger

daß die Ausstellungskommission im December 1853 eine Vertagung des Zutritts zum Krystallpalast bis zum Mai 1854 beschloß. Während des Winters wuchsen die Zweifel an der Erzielung eines Gewinns durch die Wiederöffnung der Ausstellung, und schon sollte dieselbe in den ersten Tagen des April feierlich für beendet erklärt werden, als der Erz-Humburger Barnum die Leitung des Unternehmens in seine Hand nahm und durch eine Reihe von Spectakelmäßen, von der nochmaligen feierlichen Ausstellungs-Eröffnung bis zu Monstercconcerten und Unabhängigkeitserklärungsfeiern im Krystallpalast, der Ausstellung selbst endlich den Todesstoß der Lächerlichkeit gab. Sie hörte auf ohne Ende und mit einem langen Nachhall europäischer Reclamationen. Der Glaspalast wird erhalten und gegenwärtig zu Gewächsausstellungen und als Wintergarten benutzt.

Die allgemeine deutsche Industrie-Ausstellung in München, 1854,

die vierte nach denen von Mainz, Berlin und Leipzig, war die bedeutendste aller nationalen Ausstellungen, mehr als doppelt so stark, als die Berliner deutsche von 1844, um 2000 Aussteller reicher, als die Pariser französische von 1849 und noch von 1145 Ausstellern mehr besucht, als die Newyorker Welt-Industrieausstellung. Sie ging von der bayerischen Regierung aus, wurde im October 1854 ausgeschrieben und für sie die Zeit vom 15. Juli bis 15. October 1854 bestimmt. Als besonders willkommen wurde jedes Erzeugniß erklärt, „welches durch die Neuheit des Verfahrens oder des angewendeten Stoffs, durch Schönheit oder Eigenthümlichkeit der Form, durch Güte und Vollendung der Arbeit, durch Verbesserung in der Methode der Erzeugung, durch den Gebrauch neuer oder verbesserter Werkzeuge und Maschinen, durch die Masse, in welcher es erzeugt wird, oder durch verhältnißmäßige Wohlfeilheit sich auszeichnete.“ Von den Werken der Kunst sollten nur die der Plastik oder solche, welche in Bezug auf Material oder Technik etwas Neues böten, Zulatz finden. An die Spitze der Commission wurden die Staatsräthe v. Fischer und v. Hermann gestellt.

Der Glaspalast erhob sich im botanischen Garten; sein Eisengerippe ging aus den Werkstätten von Klett u. Comp. in Nürnberg hervor, von welchen auch der Bau hergestellt wurde. Das Verhältniß desselben zum Lonbener Krystallpalast ist annähernd wie 1 : 4 $\frac{1}{2}$. Die Hauptgrundform des Gebäudes bildet ein längliches Viereck, das durch einen rechtwinklig auf beiden Seiten vorspringenden Transsept in zwei gleiche Theile getheilt wird und auch an den beiden Stirnseiten durch Vorsprünge erweitert ist. Die Länge des Gebäudes mit den Vorsprüngen beträgt 800 Fuß, die des Hauptvierecks 640 Fuß, die Höhe desselben 62 $\frac{1}{2}$, und die Breite 160 Fuß, die Breite des Transsepts 160 und die Höhe desselben 82 Fuß. Von den fünf Schiffen, in welche die Breite des Gebäudes durch 298 eiserne Säulen getheilt ist, kommen auf das mittlere 80 und jedes der vier Seitenschiffe 20 Fuß; die äußeren Seitenschiffe haben 18 Fuß und die inneren 34 Fuß über dem Boden Gallerien, und nur die

Mittelschiffe sind vom Boden bis zum Dach frei. Der ganze zur Ausstellung benutzbare Flächenraum betrug 215,600 Quadratfuß, der Bedarf an Glasplatten 224,778 Quadratfuß, an Schmiedeeisen 413,305 Pfund und an Gußeisen 2,822,194 Pfund. Vollenbet wurde der Bau, von der Aufstellung der ersten Säule bis zur Legung der letzten Dachglastafel, in gerade 100 Tagen, die Sonntage mitgerechnet. Der Eisenbau hatte, wie die Detailskonstruktionen dieses deutschen Krystallpalastes darthaten, seit der Errichtung des ersten in England, nicht unwesentliche Fortschritte gemacht.

In diese Industrie-Prachthallen zogen die deutschen Gewerbe aus allen Staaten des Bundes, das uns glückliche Holstenland mit Lauenburg, Waldeck-Pyrmont und Mecklenburg-Schwerin ausgenommen, in folgenden Ausstellerzahlen ein: aus Anhalt 21, aus Baden 159, aus Bayern 2331 (nur 447 weniger, als Nordamerikaner in Newyork und 399 mehr, als 1844 Preußen in Berlin vertreten waren), aus Braunschweig 26, aus Bremen 8, aus Frankfurt 45, aus Hamburg 78, aus Hannover 158, aus Kurhessen 132, aus Hessen-Darmstadt 148, aus Hessen-Homburg 11, aus Liechtenstein 1, aus Lippe-Deimold 6, aus Lübeck 5, aus Luxemburg-Binburg 4, aus Mecklenburg-Strelitz 1, aus Nassau 57, aus Oldenburg 29, aus Oesterreich 1477, aus Preußen (dessen Regierung auch dieser deutschen Ausstellung nicht gereigt war) nur 767, aus dem kleinen Sachsen 462, aus den Reußenländern 32, aus Sachsen-Altenburg 16, aus S.-Koburg-Gotha 78, aus S.-Meiningen-Hildburghausen 26, aus S.-Weimar-Eisenach 27, aus Schaumburg-Lippe 6, aus dem Schwarzburgischen 13 und aus Württemberg 443, in der Gesamtzahl: 6567.

Die Münchener Ausstellung hat uns nicht bloß die Leistungsfähigkeit eines großen Theils der deutschen und österreichischen Industrie im Allgemeinen, sondern zugleich die lehrreichsten Proben des herrschenden Stils, der Entwicklung des Geschmacks, des praktischen Sinns und der technischen Fertigkeit des deutschen Gewerbestandes vor Augen geführt. Die Ausstellung würde eine vollendete, ein vollkommenes Bild der deutschen Industrie darstellende geworden seyn, wenn alle Staaten für so umfassende Einsendungen gesorgt hätten, wie Bayern, Oesterreich, Sachsen, Württemberg, Hannover, Hessen, Baden, Koburg-Gotha, Nassau u. dgl., und es war gerade damals dies um so mehr Pflicht aller Staaten, als der eben abgeschlossene Zoll- und Handelsvertrag mit Oesterreich eine möglichst vollständige Einsicht in den Stand der Industrie beider deutschen Reichtheile, Oesterreichs und des Zollvereins, höchst wünschenswerth machen mußte. Trotz alledem war die Ausstellung eine großartige und der Münchener Glaspalast ein wahrer deutscher Ehrentempel. Bei der strengsten Prüfung fanden sich wenige Artikel, in denen der deutsche Industrielle nicht mit dem Auslande unbedingt in die Schranken treten konnte, und dabei stellte sich die den deutschen staatlichen Verhältnissen entsprungene und angemessene Eigenthümlichkeit unserer Industrie heraus, daß fast jedes industrielle Produkt nur in irgend einem besonderen Theile von Deutschland voll-

kommen gut hergestellt wird. Dagegen ist eine sehr nachsichtsvolle Bemerkung für unsere Gewerbetreibenden die, daß selbst ihren besten Erzeugnissen in der Regel die allseitige und alltheilige letzte Vervollendung abgehe, daß ihre Arbeiten wohl in der Hauptsache, aber nicht auch in den Neben dingen, im Unwesentlichen untadelhaft seien, kurz, daß sie in dieser Hinsicht dem Engländer, dessen Stolz dieses „finishing“ seiner Fabrikate ist, noch Manches ablernen dürften.

In den vorzüglichsten Gegenständen der Ausstellung gehörten: treffliches Coakbroheisen, Eisengußwaaren, Gieß- und Schmeltstahl, Cement- und Gußstahl (Steiermark, Kärnten, Tyrol), Puddlingsstahl (Siegen, Westphalen), die Gußstahlfabrikate von F. Krupp in Essen, Stabeisen (Preußen producirt allein über 4 Millionen Centner), Eisenbahngeräthe, Schienen, Achsen, Tyres (zum Theil besser als in England und Belgien), Zink, chemische Fabrikate, Dampfmaschinen (so fortgeschritten, daß ausländische Maschinen in Deutschland bald zu den Seltenheiten gehören werden), Lokomotiven (1852 waren auf 46 deutschen Eisenbahnen unter 1293 Lokomotiven schon 839 deutsche und österreichische), Spinn- und Webmaschinen (aus Chemnitz, dem Centralpunkt der deutschen Spinneretmanufaktur), eine sechsfache Schnellpresse (von König und Bauer), Uhlhorn's Münzprägmaschine, musikalische, chirurgische und physikalische Instrumente, Leinwand, hauptsächlich gut von Maschinengarn, die süddeutschen Produkte der Baumwollspinnerei mit mechanischer Weberei (Orleans, Hastings, Mohair's, plüschartiger Moleskin &c.), Tuch (Ritzberg in Sachsen, Bistritz in Mähren, Schlesien, Reichenberg in Böhmen, Rheinpreußen und Brunn), Seide und Seidenwaaren (Österreich), Leder, besonders lackirtes und gefärbtes (englischem und französischem jetzt überlegen), Thonwaaren, Siderolith und Terralith, Terracotten, Glas, besonders Hohlglas, Tafelglas (für dessen genügende Production der „Glaspalast“ selbst am besten zeugte), Papier, Schriftgüsse, Buch- und Kunstdrucke (am meisten bewundert der Naturselfdruck der k. k. Staatsdruckerei in Wien) und die Kunstgüsse. — Die Beurtheilungskommission, die, unter v. Hermann's Vorsitz, einen Weinlig, Hülke, Schubert, Stein aus Dresden, Karmarsch und Mühlmann aus Hannover, v. Viebahn, Webbing und Carl aus Berlin, Bissinger, Holmann, Hebig, Pettenkofer, Kaiser und Schaffhüttl aus München, v. Steinbeis, v. Fehling aus Stuttgart, Redtenbacher aus Karlsruhe, Lunner aus Leoben, v. Burg, v. Auer, Reuter aus Wien, Dechselhäuser aus Nürnberg, Müller aus Gotha &c. zu Mitgliedern zählte, erkannte den hervorragendsten Ausstellern 287 große (bronzene) Denkmünzen, 1036 (ebenfalls bronzene) Ehrenmünzen und 1627 lobende Erwähnungen zu.

Die Münchener Ausstellung hatte ein besseres Loos verdient, als ihr geworden. Kaum hatten die Ströme der Gast- und Fremdenzüge von allen Spitzen der Winde her ihren Lauf nach München begonnen und ließen auf ein gelingendes Unternehmen in jeder Beziehung schließen, so brach, schon im August, die Cholera mit außerordentlicher Heftigkeit aus und vertrieb Gäste und Einheimische aus dem Glaspalast und aus München. Der

Stadt und dem Lande erwuchs daraus ein bedeutender materieller Schaden, und die Ausstellung selbst verlor manchen Erfolg, der ihr sonst nicht entgangen wäre. Die ganze Anstalt und Einrichtung war wobel, es war nichts zu spüren von jener füzigen Geldmacherei, wie sie die Engländer in ihrem Krystallpalast aufführten, nichts von ängstlicher Berücksichtigung des eigenen Vortheils überall, wie dort, bis auf den Eintrittspreis herab war man dem Publikum mit möglichster Billigkeit entgegen gekommen; desto zahlreicher mußte aber auch der Besuch sein, sollte das Unternehmen nicht zu theuer zu stehen kommen. Letzteres ist geschehen. Erst in den letzten Wochen der Ausstellung war die Seuche wieder verschwunden, aber der Strom der Fremden hatte sich verlaufen. Am 15. Oktober wurde die Ausstellung ebenso würdig geschlossen, wie sie am 15. Juli eröffnet worden war. Der Glaspalast steht noch und wird hoffentlich dem an Bauwerken so reichen München als eine seiner schönsten Zierden erhalten.

Die allgemeine Industrieausstellung zu Paris, 1855,

ist ein Werk des französischen Friedenskaisers, der drei Monate nach seiner Thronbesteigung den Aufruf dazu ergehen ließ. Eine Kommission unter dem Vorsitz des Prinzen Napoleon entwarf eine Ausstellungsordnung, welcher gemäß zur Universalausstellung zulässig seyn sollten: alle Erzeugnisse der Industrie und der Landwirthschaft und die Kunstschöpfungen aller Nationen, ausgenommen: lebende Thiere und lebende Pflanzen, dem Verbot unterworfenen Thier- und Pflanzenstoffe, explosive Präparate, sowie solche Produkte, deren Umfang die Grenzen der Ausstellung überschreiten würde.

Der Pariser IndustriePalast (Palais de l'industrie) auf den Champs Elysées besteht nicht aus Eisen und Glas, sondern aus einem gelblichweißen Sandstein mit einem halbrunden Zirkel- und Glasbache und ist den Freizeithelten der Künste, Industrie und des Adelsbauers für alle Zeiten gewidmet. Er wurde von einer englischen Gesellschaft gebaut. Die Hauptfagade wendet sich der Faßstraße zu. Das Gebäude ist 254 Meter lang, 108 Meter tief und 35 Meter hoch, hat 360 Bogenfenster und ist von sechs Pavillons umgeben, deren größter aus der Mitte der Fagade hervortritt und das große Thor (la porte impériale) einschließt, das sich wie ein Triumphebogen in die Höhe hebt. Dem IndustriePalast gegenüber, der Seine und dem Konferenztal entlang, steht der Anbau für Maschinen und Rohprodukte mit einer Länge von 1200 Meter, und bei der nahen Avenue Montaigne sehen wir den geräumigen und massiven Palais des beaux arts, in welchem Malerei, Skulptur und Architektur ihre Ausstellungen halten. Hauptgebäude und Anbau (Anner) sind durch einen Korridor verbunden. Der IndustriePalast nimmt einen Flächenraum von 32,000, der Anner von 87,500 Quadratmetern ein, abgesehen von den Räumen, welche Gallerien u. bieten. Diese Bauten kosteten gegen 20 Millionen Francs.

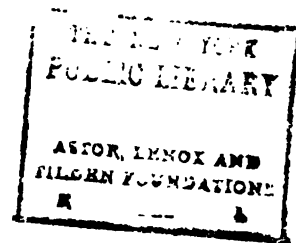


DER AUSSTELLUNGSPALLAST IN PARIS

Arch. v. Konstantin u. Nikolai Gensel in Hildesheim.

Vignettes u. Verzierungen

Digitized by Google



Die Zahl der Aussteller nahm gegen die Londoner um 900 zu; man zählte im Industriepalaste die Erzeugnisse von 9237 Franzosen und aus französischen Kolonien und von 8742 Ausländern. Zu letzteren stellte Oesterreich 1660, Preußen 1219, der übrige Zollverein 515, England 1484, Belgien 697, Norwegen und Schweden 538, Spanien 506, Niederlande 454, Schweiz 428, Sardinien 209, Toscana 193, Griechenland 121 u. s. w. — Daß Frankreich das Land der feinen Sitten ist, zeigte es auch in der Ausstellung. Während die Engländer in der Londoner Ausstellung mehr als drei Fünftel des ganzen Raums für sich in Anspruch nahmen, bezielten die Franzosen im Industriepalast noch nicht die Hälfte für sich. Dem Zollverein und Oesterreich allein überließ man einen Raum von mehr als 14,000 Quadratmetern, England 15,000, Belgien 4500 Quadratmeter und so im Verhältniß fort. Eröffnet wurde die Ausstellung am 15. Mai 1855 durch den Kaiser mit den bei derlei Feierlichkeiten üblichen Ceremonien und Reden.

Von allen bisherigen Ausstellungen war unbestritten die Pariser die vollkommenste. Kunst, Wissenschaft und Industrie boten hier die Früchte ihres Zusammenarbeitens dar, und die Produkte der Natur blühten die unerschütterliche Grundlage der Menschenarbeit. Man bezeichnet, mit unserem Gewährsmann aus der „Gegenwart“, diese pariser Ausstellung am treffendsten als ein großes technologisch-naturhistorisches Museum, in welchem jegliche Art von Rohstoff aus allen Naturreichen in jedem Grade der Verarbeitung und Veredelung repräsentirt war. Den Charakter prägte der ganzen Ausstellung natürlich Frankreich auf, wie England den der Londoner, Sachsen den der Leipziger, Bayern den der Münchener, Nordamerika den der Newyorker Ausstellung bestimmt hatte. War im Krystallpalaste von 1851 die Idee des Zweckmäßigen vorherrschend und die Abtheilung der Maschinen am vollständigsten ausgerüstet gewesen, so gab in Paris die Luxusindustrie den Ton an. In der Industrie der Teppiche, Shawls, Seidenstoffe, Gold- und Silber-, sowie Kunstschliferarbeiten war die französische Abtheilung am glänzendsten und vollständigsten zugleich vertreten. Hier sah man zierliche und angenehme Formen mit geschmackvoller Gruppierung verbunden, man erkannte, was es den Franzosen gilt, ihre Waaren „marktgerecht“ zu machen; dagegen standen sie zurück überall, wo nicht in der Güte allein, sondern auch in der Massenhaftigkeit der Produktion die höchste Aufgabe und das Endziel industrieller Bestrebungen gesucht wird. Dies bestimmt den Preis der Waare, und die verhältnißmäßig hohen Preise der französischen Waaren werden mehr und mehr ein Hemmschuh für deren Export. Die Sünden des Prohibitionsystems treten an den Tag, die Presse erhebt ihre Stimme für die dadurch am schwersten gedrückten Konsumenten und es wird eine der Großthaten dieser Ausstellung werden, das falsche System gebrochen zu haben, mag nun die Regierung die erste Hand an dessen Beseitigung legen, oder mag, wenn dies unterlassen wird, ein Sturm es umwerfen, wenn die Franzosen einmal wieder ihre „üble Raune“ befällt.

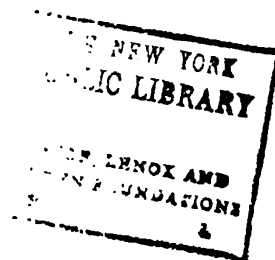
Ein rascher Gang durch den Industriepalast führt uns zuerst zu den Produkten des Bergbaues. Hier nehmen Deutschland und Oesterreich den obersten Rang ein, denen der dritte Theil der Aussteller auf diesem Felde angehört. Preußen hat das Beste in mineralischen Brennstoffen, Coaks und Holzkohlen geliefert. Die Verarbeitung des Eisens vertraten über 300 Aussteller, unter denen die Deutschen in der Stahlfabrikation sich auszeichneten. In der Maschinenabtheilung hatten Preußen, Oesterreich, Bayern, Sachsen, Hannover und Hessen für eine imposante Vertretung Deutschlands gesorgt. Die englische Ausstellung zählte ungefähr 200 Maschinen, die französische hatte unter Anderem eine Lokomotive aufgestellt (*L'Aigle*), welche in der Stunde 60 Kuees (ungefähr 64 Stunden) zurücklegt, Belgien Lokomotiven, Zuckersiedeapparate und Spinn- und Webemaschinen. Dreißig Dampfmaschinen setzten alle vorhandenen Maschinen in Bewegung; auch Das zeichnet die Pariser von der Londoner Ausstellung aus, wo die Engländer nur für die Bewegung ihrer Maschinen gesorgt hatten. Von nicht geringerem Interesse waren die Nähmaschinen, die Maschinen für Schuhmacher (mit deren Hülfe 8 Personen in 10 Stunden 100 Paar genagelte Schuhe verfertigen), Heilmanns Stickmaschine (die in der Minute gegen 700 Stiche macht), Harraday's Zuschneidemaschine, eine Kortschneidemaschine (25 — 30 Stüpfel in der Minute), Favrel's Gold- und Metallblattschlagsmaschine und Girard's Turbinen (horizontale Wasserräder). In der Abtheilung der Möbeln herrschte Frankreich; vor Allem waren die Holzgalanteriewaaren von Paris bewundernswürdig. Hier traten die Vortheile möglicher Arbeitstheilung am glänzendsten hervor. Das ist auch bei den Tabletteriegegenständen der Fall. In der Anfertigung jener Luxusgegenstände aus Leder, Stahl, Holz und anderem Material, die der Franzose *Necessaires* nennt, wie Geld-, Cigarren- und Brieftaschen, Reisefätschen u. ist Deutschland nicht nur Herr des inländischen Markts, sondern übertrifft Frankreich und England, wohin die Erzeugnisse dieses von Wöndy u. Comp. in Offenbach am großartigsten betriebenen Industriezweigs stark gehen. — In der Spielwaarenfabrikation stand Deutschland unübertroffen da. Schon in dem Berichte über die Londoner Ausstellung wurde die Fabrikation der Spielwaaren als ein Maßstab der Civilisation der Völker bezeichnet und die Höhe der deutschen Kultur mit der Ausdehnung und Mannigfaltigkeit der deutschen Spielwaarenfabrikation in Verbindung gebracht. In Paris sah man dafür die glänzendsten Zeugnisse; die deutsche Gemüthlichkeit feierte auch einmal einen Triumph. Die vortrefflichsten Spielsachen hatten Nürnberg, Sonneberg und Hildburghausen, Stuttgart, Kirchheim, Biberach und Wien geliefert. — In Böttcherarbeiten und Holzschnitzereien hatte Nordamerika das Vorzüglichste geleistet; unter den Holzschuhen (*sabots*) waren die französischen hinsichtlich der Zierlichkeit und Haltbarkeit die besten. — England stand obenan in der Baumwollindustrie, in der Wollindustrie war Deutschland am reichsten vertreten, in der Lederfabrikation Frankreich, England und Belgien, Deutschland aber vorzüglich in der Verfertigung von Glanzleder und Saffian. — Schlagfertig stand die statliche Sammlung

der Waffen da. Die meisten europäischen Länder hatten dazu beigetragen, am zahlreichsten Frankreich, Belgien und die Schweiz. Deutschland und England hatten sich hier nicht genügend betheiligt. Von den musikalischen Instrumenten waren die Piano's allein durch 161 Aussteller vertreten. Die Erard'schen Instrumente behaupteten den Vorrang; die besten Blasinstrumente gehörten Oesterreich und Frankreich an. In der Glasfabrikation hatte der Zollverein das Vorzüglichste aufzuweisen. Als ein für die Zukunft wahrscheinlich höchwichtiges Erzeugniß der Chemie wurde das 1827 von Wöhler aus dem Chloraluminium dargestellte Aluminium anerkannt, ein Metall, das mit ungewöhnlicher Festigkeit die Leichtigkeit des Holzes verbindet und große Veränderungen in der gesamten Industrie herbeiführen wird, wenn es erst fabrikmäßig und dadurch wohlfeil erzeugt werden kann. Gegenwärtig kommt das Pfund auf nahe an tausend Gulden. — Zu den wichtigen Gegenständen gehörten auch die konservirten Lebensmittel, namentlich Gemüse, Fleischbrühen und Milch. Die meisten Fortschritte hatte an der Hand der Naturwissenschaften die Beleuchtungsindustrie gemacht; das Mineralöl, besonders das Schieferöl, und das Paraffin werden in wenigen Jahren ein neues Licht in die Welt bringen. Die Zündholzfabrikation wird am schwunghaftesten in Oesterreich betrieben; eine einzige Fabrik in Wien beschäftigt gegen 3000 Arbeiter. Die Buchdruckerkunst war würdig vertreten durch die Erzeugnisse der kaiserlichen Staatsdruckerei in Wien und der französischen Staatsdruckerei; den Buchhandel repräsentirte Brockhaus durch 162 Werke seines Verlags, die eine Bibliothek von 407 geschmackvoll ausgestatteten Bänden darstellten. Zu den neuesten Erfindungen gehörten die Gekochmaschinen, deren Zweckmäßigkeit noch zu erproben ist. In den Räumen der Industrieausstellung sah man endlich auch die photographischen Leistungen und erkannte hier im Porträt den Deutschen (besonders Hanfstängl), im Landschaftsfache den Engländern und in architektonischen Darstellungen den Franzosen den Preis zu.

Das Kollegium der Preisrichter war ähnlich wie in London zusammengesetzt; die Gesamtzahl der Jurymitglieder betrug gegen 300. Prinz Napoleon war der Präsident derselben. Als Auszeichnungen wurden vertheilt 112 große und 252 kleinere goldene Ehrenmedaillen, 2300 silberne und 3900 bronzene Medaillen und 4000 ehrenvolle Erwähnungen. — Geschlossen wurde die Ausstellung feierlich und im Beisein von nahe an 30,000 Menschen am 15. November 1855. Besuch war sie bedeutend weniger worden, als die Londoner, nach der alten menschlichen Weise: sie war nichts Neues mehr und hatte in Newyork und München zwei unglückliche Vorgänger gehabt. —

So haben denn bis jetzt von den großen Kulturstaaten der Erde drei, England, Nordamerika und Frankreich, sich bis zu Weltindustrie-Ausstellungen erhoben, der vierte, Deutschland mit Oesterreich, erwartet noch die seine; zu fürchten braucht er sie nicht. Zu wünschen ist aber, daß die künftigen Ausstellungen sich nicht so drängen, sondern daß zwischen ihnen stets ein Zeitraum gesetzt sei, groß genug, um das Austauschen und Ausbilden

neuer Kräfte und Erfindungen möglich und ein Wahrnehmen bedeutender Fortschritte in den verschiedensten Industriezweigen wahrscheinlich zu machen. Recht fern sei aber die Frist des Ablebens der Ausstellungen, denn sie sind ein Heil für die Menschheit, und ihre Wirksamkeit kann noch lange nicht für geschlossen betrachtet werden. Und soll diese Wirksamkeit nicht gestört, nicht auf Abwege geleitet werden, so müssen sich die Ausstellungen von einem Anhängsel befreien, das ihnen von Frankreich angefügt worden und bis jetzt bis zum Uebermaß ausgewachsen ist: wir meinen das Preisvertheilungswesen mit seinen Medaillen und Lobbriefen. Es ist der großartigen, ja unermesslichen Wichtigkeit der Völkerindustrien nicht angemessen, kleinliche Auszeichnungen zu begehren, es ist mit diesen Preisvertheilungen unedlen Leidenschaft ein Thor geöffnet in die Ausstellungspaläste, die bloß der ernsten Arbeit, dem würdigen Streben geöffnet sein dürften, nicht der Kunststückmacherei der Eitelkeit. Tüchtige Berichte, für welche die zu Berlin, London und München entstandenen als Muster dienen können, verfaßt von Männern, deren Namen ein Bürge der Wahrhaftigkeit ist, diese allein sind die würdigen Ehrenertheiler für industrielle Thätigkeit, in ihren Spalten haben die Namen aller Braven Raum, sie müssen zu einem Ehrenbuche der Nationen werden. Wo ist die Jury, die zu behaupten wagte, sie habe nie einen Würdigen unbelohnt gelassen? Wozu erniedrigt man die Industrieausstellungen anders, als zu einem Glücksspiel? Nicht ein Lebensnerv, ein Lobesseim ist das Preisrichterthum für die Ausstellungen! Darum fort mit diesem Anhängsel, das in Frankreich Regierungspolitik und Nationalcharakter den Industrieausstellungen anheftete! Emporgestiegen zum völkerverdienen und manneswürdigen Ehrenbuch tüchtiger, fleißiger, umfassender, wahrhaftiger Berichte! Nur dann werden National- und Weltausstellungen herbeiführen, was ihre höchste Aufgabe ist: „die Annäherung unter den gebildeten Völkern der Erde, die Ueberzeugung edler Abhängigkeit der Völker von einander, den Sieg des großen Gedankens, daß die Menschheit ein engverbundenes Ganze und alle Völker unter einander Brüder seien“, nur dann werden sie sein, was ihr schönstes Ziel ist: „Verbrüderungsfeiern der Nationen!“





AVIGNON

Aus d. Kunstwart d. Bild. Inst. in Hildesheim

Erstausg. v. Verleger

Digitized by Google

M i g u o n.

Es hilft nichts, daß der Himmel eines Paradieses sich über Fluren und Menschen wölbe, es hilft nichts zur Verschönerung der Fluren, daß dem Menschen Alles geboten sei, was ihm sein Stück Erde zum wahren Eden erheben könnte, es hilft nichts zur Veredelung des Menschen, daß Himmel und Flur ihm den Finger Gottes auf jedem Schritte zeigen, — wenn in den Häuptern der Menschen der Wahn und in den Herzen die Rohheit die Allherrschschaft ausüben durch Reihen von Jahrzehnten, ja durch Jahrhunderte.

Socrates trank unter Griechenlands ewig lachendem Himmel den Giftpfeiler, so hatte es der Wahn der Vielgötterei und der Herrschsucht geboten gegen den freien Denker und standhaften Gläubigen an Ein höchstes Wesen. Der Wahn siegte, und die Rohheit triumphirte. Jesus Christus wandelte im prächtigen Morgenlande von Hütte zu Hütte, von Tempel zu Tempel, von Stadt zu Stadt, um mit der Macht des Geistes den Wahn zu brechen, mit heiliger Liebe die Rohheit aus den Herzen zu bannen, „dem Tode seinen Stachel und der Hölle den Sieg“ zu entreißen, und darum starb er am Kreuze. Wer zählt die Märtyrer der Religionen! Wer zählt die Opfer der Glaubensstreue seit jenen weltgeschichtlichen Trauertagen von Athen und Golgatha, Rom und Kostinij, Sevilla und Genf! Und wer zählt die Heerden der Unglücklichen unter all' den lachenden Himmeln, von welchen Gottes Sonne erleuchtend herabsah auf Kreuze und Arenen, Kerker und Galgen, Marterbänke und Scheiterhaufen!

Und was hilft alles Streben und Ringen der Edelsten und Besten unter allen Himmelsstrichen für das irdische Wohl der Völker und Nationen, wenn die Herzen ganzer Generationen hohen und reinen Gefühlen nicht zugänglich und die Häupter dem Strahle des Geisteslichts verschlossen sind? Da reißt die Rohheit die Früchte der Liebe zur Menschheit in den Roth der Selbstsucht, und der Wahn nennt es Recht und Freiheit, mit dem Schwerte der Herrschgier Rache zu üben bis zur Uebersättigung. Es fährt zu Einem, ob die Massen der Wahn erfasst, oder die Rohheit in deren Lenker fährt, es fährt immer Schaaren Unglücklicher zur — Seufzerbrücke, und Seufzerbrücken sind aufgebaut unter jedem Himmel für den letzten Gang in Elend und Tod

Wer die Menschheit achtet als das höchste Schöpfungswerk des Ewigen, in welchem sein Ebenbild sich ausdrücken soll an der zur Erkenntniß führenden Hand des Geistes im All bis zur höchsten Vollendung, und wer die Menschen achtet, von denen jeder Einzelne berechtigt ist, von den Mitteln zur Durchführung der unendlich reichen Gottesidee seinen Theil von der Menschheit zu fordern, weil nur das Glück des Einzelnen der feste Grund und höchste Schmuck ist für das Glück des Ganzen, den begleitet beim Fortschreiten durch die Jahrhunderte der Geschichte ein tiefer Schmerz. Er sieht vom Anbeginn den Kampf des Lichts mit der Finsterniß, aber des Kampfs will kein Ende werden. Wie den Schatz im Märchen sieht er den Weg zum Heil der Menschheit auf Erden bewacht von Riesen und Drachen. Und wo sein Herz schon zittert vor Wonne, wenn ein Ritter des Lichts im strahlenden Panzer schwang und Riesen und Drachen erschlug und aufthat die Thore des Menschenglücks, — wie lange, und es dämmerte wieder, — neue Drachen erstickten mit ihrem Gifthauch das Licht und neue Riesen verschlossen die Thore des Glücks fester als zuvor. Und wie ist in den Zelten solcher Finsterniß mißhandelt worden Alles ohne Unterschied, von der Hoheit bis zur Knechtschaft, vom Glanze bis zum Elend, vom Laster bis zur Unschuld und Tugend! Wo wäre das Licht, das der Wahn scheute, und wo das Recht, das die Rohheit ehrte! Vor solchen Blättern der Geschichte hangt Jedem für die Zukunft. Da gilt es, den ewigen Gottesgedanken fest zu halten, da gilt es, die Seele von den niederdrückenden Bildern zu befreien:

Da muß dem Aug' aus der Vergangenheit
Nach unsrer Tage wärm'rem Licht verlangen!
Da ruht es auf den Scherben alter Zeit,
Die braun wie Herbstlaub an den Felsen hangen.

Noch wo die Eisenfäße der Gewalt
Vertraten einst viel tausend warme Herzen,
Da muß mit Müß' — so ist's noch schauerfals! —
Die neue Zeit die alte erst verschmerzen.

Avenio — noch heute Petrarca's „tönende Stadt“, d. h. eine Stadt der Glocken und Mönche — soll schon sechshundert Jahre vor Christus gegründet worden sein. Wie Massilia (Marseille) ist auch diese gallische Ravennstadt Avenio, die Avenioorum civitas der Römer, griechischen Ursprungs. Die rühmlichen Kaufleute von Massilia wurden die Wecker der Industriethätigkeit in Avenio. Seine Blüthe verdorrte mit

der des Römerreichs, die Bürgerkriege vernichteten beide. Mehrmals rasch nacheinander erobert, geplündert und verheert, kam es als ein Haufen von Hütten zwischen Waldstümmeln an die Burgunder und wurde dann, im Verlaufe der Völkerwanderung, in bunter Folge westgothisch, wieder burgundisch, dann ostgothisch, dann fränkisch, dann saracenisches und (durch Karl Martel) wieder fränkisch, bildete, nach dem Zerfall des Frankenreichs, mit seinem Gebiete eine eigene Grafschaft, ward Hauptstadt von Venaissin, fand neue Herren in den Grafen von Toulouse, Provence und Forcalquier und sah erst nach der letzteren Aussterben sich die Bahn geöffnet zur municipalen Selbstentwicklung. Gleich den freien Städten Deutschlands und der Lombardie gab sich Avignon zu Anfang des 12. Jahrhunderts eine republikanische Verfassung. Aber schon dreißig Jahre darnach hat es wieder seinen Oberherrn in dem Grafen von Provence.

Wie Venaissin und Avignon in den Besitz der Päpste kamen, ist keine schöne Geschichte. Der Herr des Landes war Graf Raymond VI. von Toulouse, Markgraf der oberen Provence, ein Mann von hellem Geist und edlem Herzen. Unter seinem Schutze predigte Peter de Bruys die Lehre der Albigenser, wenigstens schätzte er diejenigen seiner Unterthanen, welche, entrüstet über die bodenlose Verworfenheit des damaligen Klerus, ihre Seelenberuhigung in der neuen Lehre suchten. Was nun folgte, lag im Wahn und in der Rohheit jener Zeit: blut- und beutegieriges Gesindel fiel, nach des Papstes Bannstrahl, her über das fleißige, fromme und treue Volk, raubend, mordend, brennend und schändend, — und das hieß Kreuzzug! Mit den Mordbrennern wetzelte die Inquisition in loderbenden Flammen der Scheiterhaufen und Einsädeln des Vermögens der Hingeschlachteten. Nach tapferem Widerstand erlag der edle Raymond und starb vor Gram über so unsägliches Unglück. Sein Sohn mußte dem Papste die Grafschaft Venaissin abtreten, um den verheerten Rest seiner Länder zu retten und — durch solche Hände „vom Zorn Gottes“ erlöst zu werden! — Die Stadt Avignon bot durch die Festigkeit ihrer Mauern und die Tapferkeit ihrer meist albigensischen Bürger dem Andrange des „Kreuzheers“ Trotz, bis König Ludwig VIII. von Frankreich ihn brach. Ungerathen berief sich die Stadt auf ihre Unantastbarkeit, weil sie zum burgundischen Kreis des deutschen Reichs gehöre. Schon damals lag ja unser armes Reich überall in Deutschland — „draußen!“ — Avignon kam nach noch mancherlei Herrenwechsel an Neapel, und als die herrliche Königin dieses Landes, Johanna I., die Mörderin ihres Vaters, an den päpstlichen Hof nach Avignon floh, wegen ihrer Schönheit mit allen Ehren empfangen und gehalten wurde und in Schulden gerieth, überließ sie Avignon dem Papste (Klement VI.), der ihr dagegen 80,000 Goldgulden versprach; das ist das würdige Ende dieser Geschichte.

Die sogenannte Babylonische Gefangenschaft der Päpste in Avignon (1309 — 1377) ist die Zeit der tiefsten Erniedrigung des Christenthums. Kein Festschönheit der Erde mit dem massenhaftesten Menschenopfer

hat so, gewürdet im Blute des eigenen Geschlechts, als damals Mohn und Rausch der herrschenden und so gewaltigen Priesterschaft! Es ist zum Erbarmen, ja, man muß in seinem Urtheil Mitleid und Schonung üben gegen die unglücklichen Senen, die, bei der eigenen unvergleichlichen Versunkenheit in den tiefsten Sündenpfuhl, an die entsetzlich verzerrte und beschmutzte Form des Glaubens und Gebets sich anklammernd, für das Heil ihrer Seele keine höhere Sicherheit erkannten, als die: den allbarmerzigen Gott der Liebe mit Blut und Asche seiner Kinder zu erquickern! — Lassen wir einen Zeitgenossen jener Tage reden, an dessen Wahrhaftigkeit Niemand zweifelt: den großen italienischen Dichter Petrarca (1304 — 1374). Er nennt Avignon: „das occidentalsche Babylon“ und „eine Schule des Lasters, einen Mittelpunkt der Irreligiosität und des schändlichsten Unglaubens“ und fährt fort: „Man verliert hier die kostbarsten Güter, Freiheit, Ruhe, Zufriedenheit, Religion, Hoffnung und christliche Liebe; jede Straße ist ein Sammelplatz aller Laster; das Alter verderbt die Jugend, Entführung, Entehrung der Weiber, Ehebruch und Blutschande sind ein Spiel für den römischen Hof. Nur das Gold ist im Stande, das Ungeheuer zu zähmen, das hier sein Wesen treibt; für Geld öffnet man hier den Himmel, für Geld verkauft man Jesum Christum, unsern Herrn!“ — Und damit genug von diesem Jammer. Wir begegnen ihm ohnehin noch einmal beim Gange durch die Räume der Burg der Päpste.

Die Frucht dieser avignoner Blüthe war das große Schisma der abendländischen Kirche. Es wurden nun Päpste in Avignon und in Rom gewählt, die sich gegenseitig in den Bann thaten. Erst nachdem das Papstthum zu Avignon mit Waffengewalt aufgehoben worden war, residirten daselbst nur Legaten oder päpstliche Statthalter.

Am Ende Avignons arbeitete fortan zweierlei: der Mangel der Millionen, welche aus den Rassen der Päpste und ihrer Umgebung in alle Theile der Bevölkerung gestreut waren, und der Zwiespalt der kirchlichen Milde: der grauen, weißen und schwarzen Mäher. Rottäre waren aus Reihen der Abhängen entstanden. Aus diesen drei Milde erwachsen ebenso viele Partisanen unter der Bürgerschaft, die den Streit vom Kirchlichen auch auf das politische Feld übertrugen und sich nicht selten vollständige Straßenkämpfe lieferten. Frankreich einwärts wurde Avignon mit Benaisin erst im Jahre 1791 durch die Nationalversammlung. Der alte Bürgerkrieg gewann dadurch nur einen größeren Kampfplatz; nicht minder als irgendwo wütheten die Wüthenden der Revolution hier in der Hand der Milde. Und nachdem man die zweite Bluthundfluth vergossen hatte, in der Burg der Päpste, wurde in der alten denkmälerreichen Stadt Alles zerstört, was in den Augen und Herzen von Menschen Werth hat, nicht bloß Kirchen und Paläste, Statuen und Bilden — auch das Denkmal der armen schmerzhaften Laura!

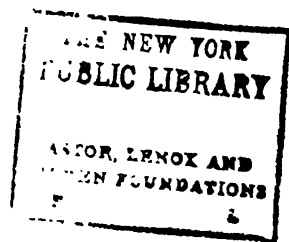
Nach diesen Kammern ging das Mignon der Gegenwart hervor. Der Schutt der Paläste ist hoch über die Dächer der Scheiterhaufen und Blutlachen, und darüber wandelt und wohnt das neue Leben, wie oft auf längst vergessenen Grashügeln wieder Rosen wachsen, mit denen frohe Kinder spielen.

Die Rosen wachsen gar schön dort. Du athmest in Mignon schon den Reiz der Natur des Südens. Ueber Dir wölbt sich ein italiischer Himmel, immergrüne Fluren umgeben Dich, geschmückt mit der Flora der tropischen Zone. Da prangen Simonen- und Oliven-, Orangen- und Feigenbäume, die Weinrebe umschlingt den Maulbeerbaum, und durch die üppige Fülle der Landschaft wogt mit bläulichen Fluthen die Rhone dahin, mit stolzem Ungestüm dem nahen Meere in den Schooß eilend. Am linken Ufer des herrlichen Stroms liegt die Stadt, zu beiden Seiten des von den Fluthen bespülten, senkrecht emporstehenden Kalkfelsen Donz, in sanft aufsteigender Ebene, umringt von zinnen- und thurmreichen grauen Mauern, hinter welchen aus dichtgedrängter Häusermasse unzählige Glockenthürme emporragen, und beherrscht von dem Riesenbau der Burg der Päpste. Zu den Füßen derselben tragen malerische Brückentrümmer dem Bogenbreang; es sind die letzten vier von den einst neunzehn Bogen, welche — jedoch nur für Fußgänger und Reiter breit genug — von 1180 bis 1860 Mignon über die fruchtbare Rhodanische Barthelasse hin mit dem Städtchen Villeneuve am rechten Rhoneufer verbanden. Eine Kapelle der Madonna steht auf dem zweiten Pfeiler, auch Ruine. — Wer den rechten Eindruck vom Charakter dieser wunderbaren Stadt empfangen will, muß im Abenddämmerungslichte die Rhone abwärts hierher kommen; da fühlt er sich so seltsam ergriffen, als wäre er plötzlich in die graue Vorzeit oder gar in eine andere Welt versetzt. Und wandelst Du dann am Tage in den meist engen, steilen, finsternen Straßen zwischen den alten massiven Häusern mit herausgebauchten schweren Eisengittern vor den Fenstern, so geht der einmal empfangene Eindruck mit Dir, und er weicht erst ein Wenig zurück, wenn Du in das hellere und neuere Stadtviertel der Kaufleute und Fabrikanten kommst, wo die moderne Zeit Herr ist, oder in die wüsten Höfe der Papstburg, in welcher der rothhofige Arroganzmann sein Kaskadenleben führt.

Diese Burg zeigt sich uns als das merkwürdigste Porträt, das von der Physiognomie irgend eines Zeitalters auf uns gekommen ist: Palast, Festung und Gefängniß, aber wahr grauenvoller Kerker, als Festung, und mehr sturmstöße Burg, als Palast, und selbst als Palast ein Schloß mit orientalischem Aeußeren: alle Fenster nach den inneren Höfen zugekehrt. Wie aus einem Ouf von Erz steht die altergebaunte Mauer da, aus welcher der dreifachgeköppte Donnerer seine Wüthe auf Flammen und Wälder schleuderte. Hier, sagt Damas, begreift es sich, wie in einer Zeit, wo der Schwache keine Hoffnung und der Starke keinen Fägel kannte, Alles von Eisen war, vom Scepter bis zum Stenge, vom Kreuze bis zum Dolche! — Begonnen ward der an Ungeheuerlichkeit der Quadermassen unübertroffene Cyclopbau, dieses in der Welt einzig dastehende Monument, das als eine Nachahmung

finden wird, von Johann XXII., fortgesetzt und vollendet von seinen Nachfolgern Benedikt XII. und Clemens VI.; ungefähr von 1320 bis 1350.

Wir folgen in das Innere einem kundigen Führer. Gleich beim Eingang der Burg, sagt er uns, betritt man die Küche des Papstes, jetzt eines französischen Infanterieregiments. Die Kapelle, ein Meisterstück des reinsten gothischen Stils, ist zu Schlaffsälen der Soldaten verbaut. Die Deckengemälde sind übermalt bis auf eines, das eine Versammlung von Heiligen darstellt. Ueber der Kapelle ist die Rüstkammer, mit rothen Schildebreiten (wahrscheinlich in späterer Zeit) ausgemalt. Durch einen weiten Hofraum führt der Weg zu dem Thron des Schlosses, wo die Inquisition ihr Wesen trieb. An der Eingangstür steht ein monolithischer Kessel, der zur Probe des siedenden Oels gedient haben soll. Nicht darnaben ist ein in die Mauer eingehauenes Kerkerloch, ohne Licht und ohne Raum zu der nothwendigsten Bewegung, ein steinerner Sarg, in welchem dem armen Opfer Wochen oder selbst Monate Zeit gegeben wurde, sich durch Aufreißung aller sittlichen Kraft auf das Erscheinen vor dem heiligen Gerichtstuhl vorzubereiten. Einige Schritte weiterhin folgt eine zweite Kerkerhöhle dieser Art. Den Gerichtssaal der Inquisition bezeichnet die halbverlöschte Inschrift: „In dextra gladium teneo!“ (in der Rechten halte ich das Schwert). Unmittelbar daran stößt die Folterkammer. Klosterdicke Mauern ohne Fenster machten dieses kellerartig gewölbte Gemach undurchdringlich für jeden Schrei der wüthendsten Qual und Verzweiflung. Der Ramin, in welchem die Folterketten gegläht wurden, grinz dem Besucher wie ein Teufelsmaul entgegen. Von hier blickt man durch eine Maueröffnung in den inneren Raum der — Glacière: die Stätte der zweiten Blutsündfluth von Avignon. Glacière d'Avignon und der 16. Oktober 1791! bleibt ein Mahnruf, der in Avignon die Herzen erbeben macht. Dieser „Eiskeller“ der Päpste wurde an jenem Revolutionstage das Grab von 8000 Menschen jedes Alters und Geschlechts! Jourdan, der Coupe-tête (Kopfabsehnider), leitete dies Menschenabschlachten in dem oberen Stockwerk des runden Thurmes, mit welchem der Eiskeller überbaut ist. Noch jetzt sieht man die Spuren der Blutströme, die durch das runde Loch oben herein und an den Wänden herabfloßen. Leichen und Köpfe stürzte man durch dieselbe Oeffnung hinab. — Die Schreckensherrschaft der Revolution marterte wenigstens nicht lange, sie machte es kurz. — Folgen wir wieder dem Gefangenen der Inquisition; er hat nur noch zwei Schritte bis zu seinem schrecklichen Ende. Der erste führt ihn in eine kleine Kapelle, wo er im Sündenhemde und mit der Kneze in der Hand Kirchenbuße thun mußte. Sein Platz war eine Nische in der Mauer neben einem kleinen Fenster, aus welchem — und das ist die Erfindung der raffiniertesten Bosheit! — der Blick des armen Opfers noch einmal auf die Herrlichkeit des Himmels der Provences und auf das ewig grüne, blühende Land fiel!. Dann ein Schritt aus der Kapelle und der Verurtheilte stand auf der Brandstätte in einem trichterförmigen Thurme, der oben eine Schornsteinöffnung hat, noch schwarz vom Aschdampf dieses Satansherdes!



WCCCLXX



PONCE DE LEON
SPANIEN

L. Nathan del. W. Rogers sculp.

Stand an's Rieht der guten Sinne! — Was hilft es, solche Gschichtstücker aus der Nacht der Vergangenheit hervorzuholen? Die Todten bleiben todt, die blutigsten Thätnen waschen solche Blätter der Geschichte nicht rein! Warum jetzt noch die Unthaten von Abahn und Nothheit so gern beleuchten?

Warum? Was es hilft? — Helfen soll es dazu, daß Jedermann, dem Gott und Religion, Wahrheit und Recht, Freiheit, Ehre und Vaterland unantastbare Heiligthümer sind, wache und forge und ringe und kämpfe mit des Geistes geweihten Waffen, daß solche Tage des Wahns und der Nothheit nicht wiederkehren! Ein Glückfall ist möglich überall! Der Menschen Geister sind willig — zum Guten und zum Bösen, und das Fleisch ist schwach! Darum — „wachtet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallt!“ spricht Christus.

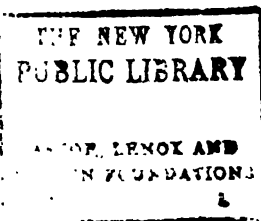
„So erst verlassen wir das Bild!“ — Ich weiß, was Du meinst, lieber Leser! Avignon liegt in der Provence, der Heimath und dem Blüthenlande der Troubadours, und war selbst ein gefeierter Sitz der Liebeshöfe. Es ist noch mehr Liebes von jenen Rhonegeßaden zu erzählen. Heute jedoch würden mir bei allen Minnehöfen: wo ich Ritter und Retter der Unschuld suche, die ein Recht zur Miene haben, nichts als die Hockpaffen von Avignon vor die Augen treten, und der Troubadour müßte Lieder heulen, die zu den Marterhöhlen paßten, die wir durchtrocken haben. Wir kehren später in die schöne Provence zurück. Dann decken wir den Mantel der Liebe auf alle schwarzen Blätter im Stammbuch des Landes und freuen uns harmlos seiner Herrlichkeiten.

Plasencia.

Espaniens Mesopotamien ist Estremadura, reich an reizenden Gebirgen und Gewässern und durchzogen von zahlreichen Heerden, hinter denen der schwarzbraune Bewohner des Landes mit der langen verrosteten Flinte auf dem Rücken einherstolzert. Das Land ist eben so fruchtbar als schön. Ohne die Scheu des Volks vor anstrengender Arbeit, als Viehzucht, insbesondere Schaf- und Schweinezucht, müßte die Provinz zu den reichsten der pyrenäischen Halbinsel gehören und der Getreide-, Obst- und Weinbau allein ganze Gegenden zu den blühendsten erheben. Statt dessen bleibt der beste Ackerboden in ewiger Brache liegen, und es muß Getreide eingeführt werden,

wo die großartigste Anschaus desselben möglich wäre. Der aber in den Mächten der Crutzeit die Schauern der Schattter betrachtet, wie sie unter ihrem sternenhellen Himmel auf dem Feste lagern oder ihre Wackstauer in stengenden und tanzenden Gruppen umschwärmen, erkennt gar bald, daß das Volk in der Abgeschlossenheit seiner Berge glücklich ist und vom Baum des Lebens nur die poetischen Blüthen bricht, ohne sich bis zur Holzhackeret herabzulassen. Dafür ist Extremadura nun freilich auch allen Fortschritten, die in anderen Theilen Spaniens so erfreulich hervortreten, fremd geblieben. Das Haupthinderniß jedem Fortschritt liegt aber in dem gänzlichen Mangel an Verbindungswegen. Badajoz ist der einzige Punkt der Provinz, von welchem aus eine geregelte Kommunikation mit der Außenwelt Statt findet.

Der Garten dieses verwahrlosten Landes ist das Thal, welches unsere Stahlplatte zeigt, die zwölf Meilen lange und drei Meilen breite Vera de Plasencia. Im Mittelpunkt desselben liegt die Stadt, welche dem Thale den Namen gibt. Sie ist nach alter Art befestigt, mit sieben bekrünten Thoren versehen, hat ebenso viele größere Plätze, ebenso viele Pfarrkirchen, ebenso viele Klöster und ebenso viele Armenhäuser. Der Hauptstraßen zählt man zweiundzwanzig. Der Fluß, an dessen rechtem Ufer wir Plasencia sich erheben sehen, ist der Rerte, über welchen eine steinerne Brücke führt. Am anderen Ende der Stadt schwingen sich die hohen Bogen einer Wasserleitung über das Thal. Unter den Gebäuden innerhalb der Mauern überragt alle die stattliche Kathedrale. Mehrere Jahrhunderte ist an ihr gebaut worden, weshalb die Style verschiedener Zeiten sich an dem Granitbau geltend machten. Ihr größter Kunstwerth besteht in den prachtvollen Statuen, welche ihr Inneres schmücken. Die Stadt ist der Sitz eines Suffraganbischofs von San Jago. Die Zahl der Einwohner übersteigt nicht 7000. Die industrielle Thätigkeit derselben erstreckt sich auf Gerberei, Lösserei, Woll-, Flachs- und Hanfleinwandweberei, Gutfabrikation und starke Bienenzucht. Der Handel ist so unbedeutend, als der Mangel an guten Straßen dies bedingt; überhaupt ist das einzig schwunghaft betriebene Geschäft in Extremadura die Schmuggerei nach und von Portugal. Eine geschichtliche Merkwürdigkeit würden Reisende, wenn derlei sich hieher verirren, fünf Meilen nordöstlich von Plasencia finden: das ehemalige Hieronymitenkloster San Gerónimo de Justi, in welchem Kaiser Karl V. die beiden letzten Jahre seines Lebens zubrachte. Die Klostergebäude sind zum Theil schon Ruinen.



H o n o l u l u.

Aus der Provence und Hesperiens geschichtreichen Städten und Gefilden eilen wir auf dem Schiffe der Erdumsegler zu den Friedensinseln des stillen Oceans. Vor uns erhebt sich am Fuße ausgebrannter Vulkane die Hauptstadt des Hawajischen Königreichs, Honolulu auf der Insel Oahu. Und wie die Hütten und Gruppen der Eingeborenen (Kanaken) im Vordergrund unserer Stahlplatte und diese Sandwichsinsulaner noch dem Urzustande der Menschheit scheinbar ziemlich nahe stehend zeigen, so deutet die Mastenreihe, die vor der Stadt im Hintergrunde sich aus dem Meere erhebt, bereits an, daß der Strom des Weltverkehrs auch an diese Küsten schlage und die paradiesische Zwanglosigkeit unter den Palmen, die schon jetzt bei der großen Mehrzahl der Stadtbewohner verschwunden ist, in kurzer Zeit hier auch auf dem Lande nicht mehr zu finden sein werde.

Das Hawajische Königreich umfaßt die Größe von Württemberg mit Hohenzollern, hat aber nicht viel über 100,000 Einwohner; die 380 Seviertmeilen Landes bestehen aus acht bewohnten und vier kleineren unbewohnten Inseln. Alle diese Inseln sind vulkanisch, am meisten Oahu, das zwei noch immer thätige Feuerberge hat. Das Klima ist namentlich für Europäer sehr gesund und das Land außerordentlich fruchtbar. Schon jetzt erzeugen die Inseln fünf Millionen Pfund Zucker von ausgezeichnete Güte, Kaffee, der dem von Moska, Tabak, der dem westindischen gleichkommt, ferner Reis, Mais, Larro und vielerlei köstliche Früchte. Dazu sind viele tüchtige industrielle Kräfte aus Europa hier eingewandert, und diese waren es, welche es möglich machten, daß das Hawajische Königreich sogar auf der Pariser Weltindustrielausstellung durch gute Arbeitsendungen vertreten sein konnte.

Es erfreut dies um so mehr, wenn man bedenkt, daß dieser Staat noch nicht viel über dreißig Jahre alt ist. Vor dieser Zeit lag noch dicke Finsterniß über dem Lande, das blindeste Heidenthum beherrschte alle Sinne, Kräfte und Hülfquellen des Volks, Menschenopfer wurden vor den Götzen dargebracht, und Priester und Tyrannen wütheten in der schuldlosen Masse. Das ist vorbei. Sämmtliche Bewohner der Sandwichsinseln sind Christen. Die Mehrzahl ist protestantisch. Von 1820 bis 1840 sollen im ganzen Lande 44,895 Kinder Schulunterricht genossen haben und gegenwärtig nur noch wenige Insulaner hier leben, die nicht wenigstens lesen könnten.

Die in das Hawajische übersehten Religionsbücher findet man in jedem Hause, ja, in jeder Hütte, und die Regierung, von einheimischen Königen geordnet und geleitet, achtet und schützt jedes Einzelnen Freiheit und Rechte.

Der anscheinlich so kurze Weg aus religiösen, sittlichen und gesellschaftlichen Zuständen der untersten Stufe bis zu den Anfängen der Civilisation, bei denen die Eingeborenen glücklich angekommen sind, ist für Könige und Volk ein sehr schwerer und vielfach gestörter gewesen bis zur neuesten Zeit. Daß Cook hier 1779 seinen Tod gefunden hatte, blieb als ein arger Flecken am Strande haften. Europäische und amerikanische Schiffe mieden fortan die Inseln oder kamen in feindlicher Absicht. — Da bemächtigte sich der junge Kamehameha I. nach und nach der Herrschaft über alle Inseln, umgab sich dann mit Weißen und ward der Peter der Große dieses mitten in die Wogen des großen Ocean verwiesenen Völkchens. Mit ihm beginnt die jetzige Dynastie und eine geordnete Grundlage geordneter Zustände.

Die ersten Weißen, Young und Davis, behielt der König von amerikanischen Schiffen mit Gewalt zurück und erhob sie zu seinen Freunden und Rathgebern. Zu ihnen kam 1792 der Engländer Vancouver, der die ersten Pferde und Rinder auf die Inseln brachte. Sein Einfluß auf König und Volk war von großer Bedeutung, letzteres lernte durch ihn die Vorzüge der Weißen, ihrer Kenntnisse und Einrichtungen endlich verstehen und achten, denn die außerordentliche Vermehrung von Pferden, Rind- und Federvieh sprang sammt dem Nutzen daraus zu deutlich in die Augen, um jetzt, wo das Eigenthum des Einzelnen gesichert war, nicht endlich auch Lust am Erwerb zu erwecken. Der edle Kamehameha starb 1819 und sein Volk betrauerte ihn seiner würdig. Sein Nachfolger war Liholiho. Unter ihm riß das Volk, vom Oberpriester bis zum letzten Kanaken, sich von der heidnischen Abgötterei los, und schon 1820 kamen die ersten Missionäre aus Nordamerika, gründeten Schulen, so daß schon 1827 über 2000 Kanaken lesen konnten, und lehrten das Christenthum. Liholiho starb auf einer Reise in England. Mit dem Regierungsantritt Kamehameha's II. beginnt die Zeit der Trübsal der Inseln, weil — die großen europäischen See- und Kulturstaaten mit ihrem Christenthum zugleich ihren Branntwein und ihre Herrschaft dem in aufkeimendem Wohlstand lebenden Völkchen aufdrängen wollten. Katholische Missionäre wurden von französischen Kriegsschiffen mit Gewalt an das Land geschafft; nun versuchte sich Gewalt gegen Gewalt, und der Stärkere behielt Recht. Die Stärkeren saßen aber stets auf den großen europäischen Fregatten, und weder Engländer noch Franzosen entblödeten sich, ihre Kanonen auf die schuglose Stadt zu richten, die ihnen nicht mit gleichen Waffen zu dienen vermochte. Der arme König hatte kein Kronstadt vor dem Hafen und Eingang zu seiner Residenz Honolulu. Dieses gemeine Treiben wiederholte sich von beiden seemächtlichen Seiten bis 1849, wo endlich die Unabhängigkeit des Hawajischen Staats von den Vereinigten Staaten, England und Frankreich, wie immer „für ewige Zeiten“, anerkannt wurde. Kamehameha III. starb 1854; der jetzige Regent,

Kamehameha IV., trat, den neuesten Berichten aus Honolulu (Juli 1857) zufolge, nach dem Vorgange verschiedener europäischer Monarchen, in den 1842 dort gestifteten Freimaurerorden.

Honolulu zählt nach älteren Angaben 10 — 12,000, nach W. Heine („Reise um die Erde nach Japan u.“ in den Jahren 1853, 1854 und 1855) nur 5 — 6000 Einwohner; auch Gerstäcker nennt es „ein kleines freundliches Städtchen.“ Thatsache ist es, daß die Bevölkerung der Sandwichsinseln seit der Entdeckung derselben und dem Eindringen der Europäer und deren Kleider, Genüsse und Sitten sich bedeutend vermindert hat; aber eben so offenbar ist die durchgängige Unsicherheit solcher Zahlenangaben. Johnson gibt z. B. für das Hawajische Königreich eine Volkszahl von 446,600, Anderson von 80 — 100,000 an, aber beide sind Schätzungen, die auf keiner Zählung beruhen. — Die Natur hat Honolulu einen trefflichen Hafenschutz gebaut durch einen Kranz von Korallenbäumen, die sich in einiger Entfernung vom Strande aus dem Krystallspiegel der Fluth erheben und nur an einer Stelle eine Lücke zur Einfahrt frei lassen. Rings um die Korallenmauer tobt die schönste Brandung. Von der Stadt selbst ist noch kein bestimmter Charakter zu erwarten. Hier laufen noch alle Kulturgrade durch- und nebeneinander. Zwischen den Hütten aus Stroh- oder Schilfgras, in denen sich der Eingeborene allein heimisch findet, stehen die aus China und Nordamerika eingeführten hölzernen Häuser, die wiederum von den Steingebäuden der Regierung und einzelner Privaten überragt werden. Von besonderer Festigkeit sind die aus Korallenblöcken aufgeführten Bauten. Drei Kirchen, der königliche Palast und das Fort am Hafen, das Regierungsgebäude, das Repräsentantenhaus und das neue geräumige Markthaus dicht am Werft sind die hervorragendsten Bauwerke.

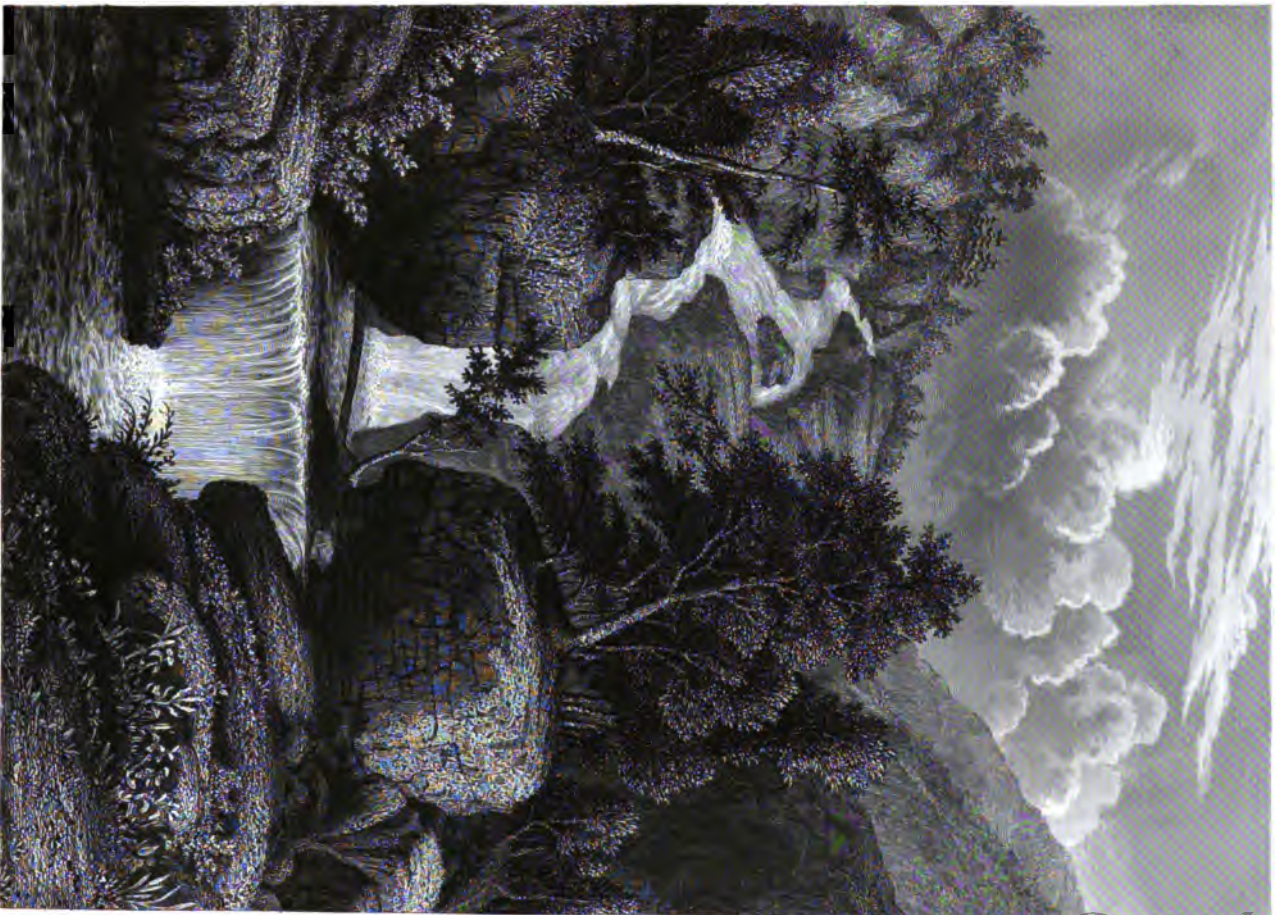
Wie die Wohnungen zeigen die Trachten und Sitten alle Abstufungen von der adamitischen Einfachheit, die unser Stahlstich andeutet, durch den chinesischen fast weibischen Luxus bis zur europäischen Allermeltsstracht mit den glatten Formen und Gebrechen der feinen Gesellschaft. Die Eingeborenen lieben bunten Schmutz und die Frauen besonders grellen Blumenputz im Haar, das nie geflochten wird, sondern in langen schönen Locken niederwallt. Aus allen Gesichtszügen der gelbbraunen, schwarzhaarigen Bevölkerung tritt der Ausdruck der Gemüthigkeit hervor. Wir sehen in ihnen, besonders abseits von der Hauptstadt, in den reizenden Thälern, an denen die Inseln so reich sind, noch gute Kinder der Natur, glücklich im engen Kreis ihrer Bedürfnisse, die Männer der Arbeit, freilich mäßig, die Weiber dem Vergnügen fast ausschließlich lebend.

Nachdem aber der Civilisation das Thor zu diesen Inseln einmal erschlossen ist, wird es die für das stille Glück unglückliche, für großartigen Weltverkehr höchst glückliche Lage derselben zwischen drei Welttheilen, von denen zwei (Amerika und Australien) ihre Zukunft erst aufbauen und der dritte (Asien) an ein Wiedererwachen sei-

mit Macht glaubt, wohl über ein kleines herbeiführen, daß in jenen reizenden Thälern schweißtriefende Arbeiter vom „Glück der guten alten Zeit“ erzählen, während die Dampfkotten der Gede den zweideutigen Segen des Mammon in Honolulu's Korallenhafen tragen.

Die Silberkaskade in den Weißen Bergen.

„Amerikanische Schweiz“ heißt der Theil der „Weißen Berge“ in New-Hampshire, die den höchsten Gebirgskamm im Osten des Mississippi bilden. Die bedeutendste Höhe ist der Mount Washington von 6228 Fuß. Wie die Sächsische und Fränkische Schweiz in Deutschlands Mitte, so ist für den Norden der Union diese Amerikanische Schweiz mit ihren schwindelnden Höhen und schaurigen Schluchten und Pässen (Notchs) das Ziel der Vergnügungs-Karavannen zur Sommerzeit geworden. Außer einem oder mehreren der höchsten Berge muß der Reisende der berühmtesten Schlucht zwischen Conway und dem Notch-Haus einen Besuch machen, wo der Quellfluß des Saco durch einen 23 Fuß breiten Fessenspalt sich durchzwängt, und zu den prachtvollen Wasserfällen pilgern. Unter diesen gebührt der oberste Rang dem Gegenstand unseres Stahlstichs, der den eben bezeichneten Notch der Weißen Berge herabstürzenden Silber-Kaskade. Wir stehen vor einer überraschenden Wassermasse, die in drei Abtheilungen über Felsenvorsprünge herabbrausend, von einer Höhe von 250 Fuß in ein von der Hand der Natur in dem Felsen gebildetes Bassin fällt. Von diesem aus streben die noch schäumenden Wasser dem Saco zu, der weiter abwärts noch Fälle von 72 und 42 Fuß zu überwinden hat. Die Umgebung der Silber-Kaskade ist eine der wildromantischsten der Bergregion New-Hampshire's; der Fall selbst wird an Grösse von nur wenigen in Nord-Amerika übertroffen.



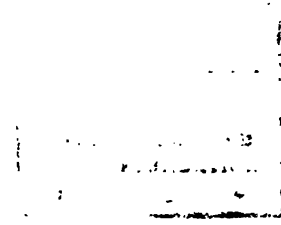
SHOWN BY THE ARTIST

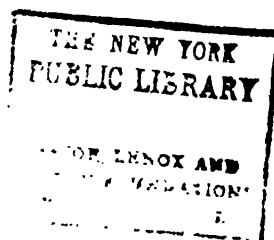
FROM THE ARTIST'S COLLECTION

THE
SCENERY
OF THE
WHITE MOUNTAINS

Published by the AUTHOR, 2017, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 103, 104, 105, 106, 107, 108, 109, 110, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 117, 118, 119, 120, 121, 122, 123, 124, 125, 126, 127, 128, 129, 130, 131, 132, 133, 134, 135, 136, 137, 138, 139, 140, 141, 142, 143, 144, 145, 146, 147, 148, 149, 150, 151, 152, 153, 154, 155, 156, 157, 158, 159, 160, 161, 162, 163, 164, 165, 166, 167, 168, 169, 170, 171, 172, 173, 174, 175, 176, 177, 178, 179, 180, 181, 182, 183, 184, 185, 186, 187, 188, 189, 190, 191, 192, 193, 194, 195, 196, 197, 198, 199, 200, 201, 202, 203, 204, 205, 206, 207, 208, 209, 210, 211, 212, 213, 214, 215, 216, 217, 218, 219, 220, 221, 222, 223, 224, 225, 226, 227, 228, 229, 230, 231, 232, 233, 234, 235, 236, 237, 238, 239, 240, 241, 242, 243, 244, 245, 246, 247, 248, 249, 250, 251, 252, 253, 254, 255, 256, 257, 258, 259, 260, 261, 262, 263, 264, 265, 266, 267, 268, 269, 270, 271, 272, 273, 274, 275, 276, 277, 278, 279, 280, 281, 282, 283, 284, 285, 286, 287, 288, 289, 290, 291, 292, 293, 294, 295, 296, 297, 298, 299, 300, 301, 302, 303, 304, 305, 306, 307, 308, 309, 310, 311, 312, 313, 314, 315, 316, 317, 318, 319, 320, 321, 322, 323, 324, 325, 326, 327, 328, 329, 330, 331, 332, 333, 334, 335, 336, 337, 338, 339, 340, 341, 342, 343, 344, 345, 346, 347, 348, 349, 350, 351, 352, 353, 354, 355, 356, 357, 358, 359, 360, 361, 362, 363, 364, 365, 366, 367, 368, 369, 370, 371, 372, 373, 374, 375, 376, 377, 378, 379, 380, 381, 382, 383, 384, 385, 386, 387, 388, 389, 390, 391, 392, 393, 394, 395, 396, 397, 398, 399, 400, 401, 402, 403, 404, 405, 406, 407, 408, 409, 410, 411, 412, 413, 414, 415, 416, 417, 418, 419, 420, 421, 422, 423, 424, 425, 426, 427, 428, 429, 430, 431, 432, 433, 434, 435, 436, 437, 438, 439, 440, 441, 442, 443, 444, 445, 446, 447, 448, 449, 450, 451, 452, 453, 454, 455, 456, 457, 458, 459, 460, 461, 462, 463, 464, 465, 466, 467, 468, 469, 470, 471, 472, 473, 474, 475, 476, 477, 478, 479, 480, 481, 482, 483, 484, 485, 486, 487, 488, 489, 490, 491, 492, 493, 494, 495, 496, 497, 498, 499, 500, 501, 502, 503, 504, 505, 506, 507, 508, 509, 510, 511, 512, 513, 514, 515, 516, 517, 518, 519, 520, 521, 522, 523, 524, 525, 526, 527, 528, 529, 530, 531, 532, 533, 534, 535, 536, 537, 538, 539, 540, 541, 542, 543, 544, 545, 546, 547, 548, 549, 550, 551, 552, 553, 554, 555, 556, 557, 558, 559, 560, 561, 562, 563, 564, 565, 566, 567, 568, 569, 570, 571, 572, 573, 574, 575, 576, 577, 578, 579, 580, 581, 582, 583, 584, 585, 586, 587, 588, 589, 590, 591, 592, 593, 594, 595, 596, 597, 598, 599, 600, 601, 602, 603, 604, 605, 606, 607, 608, 609, 610, 611, 612, 613, 614, 615, 616, 617, 618, 619, 620, 621, 622, 623, 624, 625, 626, 627, 628, 629, 630, 631, 632, 633, 634, 635, 636, 637, 638, 639, 640, 641, 642, 643, 644, 645, 646, 647, 648, 649, 650, 651, 652, 653, 654, 655, 656, 657, 658, 659, 660, 661, 662, 663, 664, 665, 666, 667, 668, 669, 670, 671, 672, 673, 674, 675, 676, 677, 678, 679, 680, 681, 682, 683, 684, 685, 686, 687, 688, 689, 690, 691, 692, 693, 694, 695, 696, 697, 698, 699, 700, 701, 702, 703, 704, 705, 706, 707, 708, 709, 710, 711, 712, 713, 714, 715, 716, 717, 718, 719, 720, 721, 722, 723, 724, 725, 726, 727, 728, 729, 730, 731, 732, 733, 734, 735, 736, 737, 738, 739, 740, 741, 742, 743, 744, 745, 746, 747, 748, 749, 750, 751, 752, 753, 754, 755, 756, 757, 758, 759, 760, 761, 762, 763, 764, 765, 766, 767, 768, 769, 770, 771, 772, 773, 774, 775, 776, 777, 778, 779, 780, 781, 782, 783, 784, 785, 786, 787, 788, 789, 790, 791, 792, 793, 794, 795, 796, 797, 798, 799, 800, 801, 802, 803, 804, 805, 806, 807, 808, 809, 810, 811, 812, 813, 814, 815, 816, 817, 818, 819, 820, 821, 822, 823, 824, 825, 826, 827, 828, 829, 830, 831, 832, 833, 834, 835, 836, 837, 838, 839, 840, 841, 842, 843, 844, 845, 846, 847, 848, 849, 850, 851, 852, 853, 854, 855, 856, 857, 858, 859, 860, 861, 862, 863, 864, 865, 866, 867, 868, 869, 870, 871, 872, 873, 874, 875, 876, 877, 878, 879, 880, 881, 882, 883, 884, 885, 886, 887, 888, 889, 890, 891, 892, 893, 894, 895, 896, 897, 898, 899, 900, 901, 902, 903, 904, 905, 906, 907, 908, 909, 910, 911, 912, 913, 914, 915, 916, 917, 918, 919, 920, 921, 922, 923, 924, 925, 926, 927, 928, 929, 930, 931, 932, 933, 934, 935, 936, 937, 938, 939, 940, 941, 942, 943, 944, 945, 946, 947, 948, 949, 950, 951, 952, 953, 954, 955, 956, 957, 958, 959, 960, 961, 962, 963, 964, 965, 966, 967, 968, 969, 970, 971, 972, 973, 974, 975, 976, 977, 978, 979, 980, 981, 982, 983, 984, 985, 986, 987, 988, 989, 990, 991, 992, 993, 994, 995, 996, 997, 998, 999, 1000

Copyrighted material according to ACT of 1909







BURG LANDSBERG
(BEI MEININGEN)

Aus d. Kunst- u. d. Bibl. Inst. in Hildb.

Burg Landsberg bei Meiningen.

Eine Idylle im Mittelalterskleine auf lieblichem Hügel in einem Thale des Friedens! — Vor uns stehen Mauern und Zinnen, Warten und Schießscharten, aber nicht bestimmt, einem Feinde zu trotzen, sondern dem flüchtlichen Erbauer zu einem gemüthlichen Zug-ins-Heimathland zu dienen und den Bewohner des Landes, wie den Wanderer aus der Ferne zum Genuße von mittelalterlichen Erinnerungen und Kunstwerken moderner Hand einzuladen; mehr will er nicht sein, unser Landsberg, das neue Bergschloß des Herzogs Bernhard Ulrich Freund von Sachsen-Meiningen.

Wer vor zwanzig Jahren auf der untern Werrabrücke der Stadt Meiningen stand, sah das Thal nach Norden von einem Kalksteinhügel begrenzt, der sich öde und traurig aus dem Wiesengrün emporhob. Die Burgtrümmer auf seinem Rücken lagen am Boden, nichts Erhebendes versöhnte mit seinem Anblick. Früher war und jetzt ist das anders. Die Lage der isolirten Höhe zwischen drei belebten Straßen, dem alten Thalwege im Werragrund, der alten Frankenstraße und der Straße in das sogenannte Sandland; war zu lochend für die Burgengründer des Mittelalters, um lange unbenutzt zu bleiben. Urkundlich ist erwiesen, daß die nahen Orte Meiningen, Bachdorf und Leutersdorf unter König Heinrich I., dem Städtebauer und Hunnenbesieger, ihre Befestigungen erhielten. Da nun Balldorf und Meiningen damals Reichsdomänen waren, so spricht Vieles für die Wahrscheinlichkeit, daß auch auf dem heutigen Landsberg schon zu jener Zeit (zwischen 924—930) eine feste Burg erbaut worden sei. Am deutlichsten spricht aber dafür der Name jener ältesten Burg: sie hieß „Landeswehr“ und der Berg „der Landeswehrberg.“

Wenn dies der Ursprung der alten Burg ist, so haben wir damit den interessantesten Theil ihrer Geschichte erzählt. Später hatte sie das Schicksal von Hunderten ihres Gleichen in Thüringen, Franken und Schwaben. Lange Zeit sammt der Stadt Meiningen und deren Umgegend Besitzthum der Bischöfe von Würzburg, welche Burgmänner daselbst hielten, blieb sie am längsten in der Hand des Geschlechts der Wolfe, die jedoch in jenen Blüthenzeiten des Faustrechts ebenso oft die Grafen von Henneberg, von deren Gebiet Meiningen und Landeswehrring umschlossen waren, ihre Lehnsherren nennen mußten. Burg und Berg mit den Hofstätten am Fuße desselben waren wieder würzburgisches Kammergut geworden, als der Bauernkrieg 1525 der Herrlichkeit auf der Höhe

ein Ende machte. Ein hoher Thurm und einige Thor- und mächtige Mauerreste mit hohlen Fensterlöchern bedeckten den Landwehrberg, als derselbe sammt Meiningen 1542 an Henneberg und endlich, 1583, an das Haus Sachsen kam. Der dreißigjährige Krieg hatte hier nur den Meierhof mit allem Zubehör zu verwüsten, that dies aber so gründlich, daß noch lange nach dem westphälischen Frieden sich Niemand zum Wiederaufbau der hier entstandenen Wildniß entschließen wollte. Nach der Länderteilung des Herzogs Ernst des Frommen ward Meiningen durch Herzog Bernhard I. Fürstlich; man verwendete nun die Steine der Ruine Landwehr zum Schloßbau in Meiningen und sprengte den letzten Stolz des Hügel, den hohen Thurm, mit Pulver. Dies geschah im Jahre 1686. Ein zerborstener Theil dieses Thurms liegt noch heute, quer und fest wie sein heidelberger Schiffsallgenosse, auf dem Fundamente seiner Vergangenheit. Seitdem machte der Name „Landwehrberg“ dem klingen „Landsberg“ Platz.

Diesen Namen erhielt auch das neue Schloß, dessen Bau im Jahre 1836 begonnen und nach dem Plane und unter der Leitung August Döbners, des herzogl. Baumeisters, bis 1840 in den Hauptmassen vollendet wurde. Das Ganze besteht aus dem mit drei starken Eckthürmen und zwei hohen Plattformen zierend umgebenen Hauptbau und zweien durch Bogengänge und Thormauern damit in Verbindung stehenden Nebenbauten, der Kastellanwohnung und dem Thorwarthause. Von diesem bis zu jenem zieht sich eine Ringmauer hin, die einen freundlichen Hofraum umgürtet und das alte Thurmgerümmel noch mit umschließt. Neben letzterem führt eine Pforte zu dem zweiten neuen Schmuck des Landsbergs, zu der herrlichen jungen Waldbanlage, aus deren frischem Grün das Schloß so heiter und anmuthig emporragt und durch welche schattige Fußwege zur ebenfalls neuen und von Döbner nach Schweizermanier erbauten Meierei am Fuße des Hügel führen. Unser Stahlstich zeigt uns Burg und Berg von dieser Seite.

Dem äußeren Bilde der Burg entspricht vollkommen das Innere. Die Anmuth herrscht im ganzen Bau vor und hält die Pracht im rechten Maße zur Größe der Räumlichkeiten. Das Mittelalter zeigt uns hier alle heiteren Seiten seiner Lebensformen, und wie Herzog Bernhard II. dasselbe angesehen wissen will, sagt uns der Spruch über dem Eingang der Waffenhalle:

„Nicht zurück wünschen laßt uns die alte Zeit,
Wohl aber der Muthen Kraft und männlich Walten,
Nicht den Reithrind, nicht der Ritter Eisenkleid,
Wohl aber die felsenfeste Arcu' der Alten.“

Die Waffensammlung selbst ist klein, aber wohlge wählt und geschmackvoll geordnet. Besondere Beachtung nimmt der große Saal (50' lang, 17½' breit und ebenso hoch) in Anspruch wegen W. Lindenschmitt's acht historischer Bilder aus der Vorzeit Thüringens, der trefflichen Glasmalereien, der reichen gothischen Schnitzereien am

Wappenstein der Mäule, des Credenzschreins, der geschmackvollen Kronleuchter und der neuerdings dort aufgestellten sehr werthvollen Autographensammlung. Drei hohe Glashären verbinden diesen Saal mit der 3219 Quadratfuß großen nördlichen Plattform der Burg, die den Blick nach Norden und Osten frei läßt.

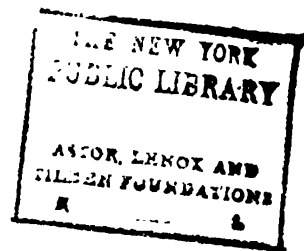
Das nordöstliche Thurmzimmer und das Lutherzimmer sind hauptsächlich mit Skulpturwerken Ferdinand Möllers ausgeschmückt, jenes mit einem beziehungsreichen Turnierfries, dieses mit Reformatorenstatuetten. Eine besondere Herde des letzteren ist Kellner's (in Nürnberg) Gemälde: „Der Tod der Maria.“

Im zweiten Stock des Schlosses fesselt uns im Mittelzimmer ein Bild, das alle heiteren Eindrücke der bisher durchwanderten Räume plötzlich verbüßert. Da sitzt der arme Tyrann auf dem Balkone, das abgefeuerte Gewehr im Schooße, im Gesicht das Zeugniß eines vom Glaubenswahn verbrannten Gehirns: „Karl IX. nach seinem ersten Schuß auf die Hugenotten in der Bartholomäusnacht“, Beck's treffliche Kopie nach Wappers weltberühmtem Gemälde. Auch die übrige Zimmergesellschaft kann einem ehrlichen Deutschen das Herz nicht erleichtern: Kaiser Karl V., Elly und Ferdinand II. von Spanien. Was die in den Freinächten der Geister während der heiligen Zeit da droben mit einander berathen mögen? — Offenbar um eine protestantische Opposition gegen etwaige Beschlüsse dieser gefährlichen vier Herren zu ermöglichen, hält im nordöstlichen Ockzimmer eine Versammlung von anderen Männern geheimen Rath: Ernst der Fromme, Bernhard von Weimar, Gustav Adolf, Philipp der Großmüthige und Friedrich von der Pfalz; Erzengel Michael, der Drachenbesieger, ist ihnen künig zugesellt, letzteres ein feines Holzrelief. — Nachdem wir noch die Laube, das Spruch- und das Stammbaumzimmer, deren Bestimmung und Hauptschmuck durch die Bezeichnung erklärt ist, betrachtet haben, besteigen wir vom ebenfalls noch zimmerreichen dritten Stock aus die Schneckenstiege des 120' hohen Hauptthurms, auf dessen freier Zinne wir 456' über dem Spiegel der Werra und 1343' über der Nordseefläche stehen.

Gleichwohl kann die Aussicht in das von höheren Bergen begrenzte und an sich schmale Thal der Werra nur eine beschränkte sein. Außer den fern herüber schauenden Köpfen der Rhön und des Thüringerwaldes sind die Berge der Nähe, Geba und Dolmar, die Fierden des Rundbildes, welches gegen Süden die untere Vorstadt von Meiningen, nach Norden die berühmte Tabakstadt Wausungen mit den Trümmern der ehemaligen Burg Maientlust (im Hintergrund unseres Stahlstichs sichtbar) und außerdem noch zwischen Feldern und Wiesen und an Waldkändern und kahlen Höhen 8 Dörfer und 4 Einzelhöfe, die Meierei des Landsbergs eingeschlossen, in sich faßt. Anstatt der Aussicht erquickte mich auf der Thurmszinne bei Hinabblick auf das Schloß eine wohlthunende Ansicht. Vergleiche, lieber Leser, die Jahre vor der Julirevolution, wo die großen Sonnenblumen der ersten Restauration blühten, mit der Gegenwart: damals wieder, wie zu Ludwig XIV. Zeit, war Paris die Sehnsucht aller Prinzen, und nur das Ausland bot standesmäßige Bezugsorte für alle feineren Bedürfnisse der höheren Regionen. Was

„nicht weit her“ war, taugte nichts, und wer nichts taugte, war „nicht weit her“. Ist das nicht anders, nicht besser geworden? Bei den schönsten Arbeiten da unten im Schlosse, zu deren Vollendung Handwerk und Kunst sich die Hände reichen mußten, frage: Wer sind ihre Meister? Wer war des Schlosses Maurer? Wer verfertigte jene Kronleuchter? Wer jene Holzschnitzereien der Sessel, Stühle und Wandbänke, der Thüren und Decken? Wer jenen kunstreichen Credenztisch? Wer die architektonische Malerei der Zimmer? Wer die Glasmalereien der Fenster und Thüren? Wer die plastischen Ornamente und historischen Skulpturwerke? Da erfährst du Namen, wie: Meister Thomas, Meister Meiß, Meister Morgenroth, Meister Klenck, Gerlehn, Kellner, Thieme, Müller u. s. w., lauter deutsche Namen, deren Inhaber nicht weit her, meistens in Meiningen und, wenn nicht im Inland, höchstens nur in Deutschland daheim sind. Das thut wohl und macht dem edlen Bauherrn wie den tüchtigen Meistern der Heimath Ehre!

Deshalb glauben wir's auch nicht, wenn uns die Leute im Thale weiß machen wollen, wir ständen hier auf dem Thurm gerade über der Hölle. Das ist nicht wahr, sondern tief unten im Grunde des Thurms liegt ein großer Schatz begraben und lauert ein versteinertes Mann auf Erlösung, und das ging so zu. Es war einmal ein uralter Herzog, der wollte jagen. Da schickte er seinen Kammerherrn voraus, daß er die Jagd anstelle. Der aber kam auf den Landwehrberg als ein müder Mann und nickte bei dem Thurm ein. Da träumte ihm von einer wunderschönen Jungfrau in einem schneeweißen Kleide, die winkte ihm und deutete mit dem Finger auf die Glückblume. Und als er erwachte, blühte vor ihm im Boden eine große Schlüsselblume, die zog er heraus und siehe, an der Wurzel hing ein großmächtiger Schlüssel, und eine Eisenthür stand plötzlich vor ihm in der Mauer. Als ein kluger und tapferer Herr ging er mit dem Schlüssel darauf los, die Thür sprang auf und da lag's haufenweis von Gold und Edelgestein. Aber wie er nun mit beiden Händen zugreifen will, hat's der Teufel besorgt, daß die Jagdhörner ertönten und sein gnädigster Gebieter da war und ihm rief. Eiligt sprang er hervor, steckte den Schlüssel in die Tasche, — und verlor die Blume! Freilich schlich er gleich nach der Jagd wieder hin zum Schatz, aber vergeblich: er fand die Eisenthür nicht wieder. Da stieg er hinauf, wo im Thurm ein Loch durch den Schlüsselstein des Gewölbes geht, und da harret er nun, den Schlüssel in der Hand, der weißen Jungfrau und versteinerte nach und nach, um das Warten besser aushalten zu können. Armer Mann, du kannst noch lange lauern! Du hast ja die Blume verloren! — Darum merf's, lieber Leser: willst du den Schatz heben, so wahre die Blume! — Hast du sie verloren, so hebst du den Schatz nimmermehr.





ST ANTHONY
(MISSOURI)

After a sketch by J. H. H. H. H.

Engraved by J. H. H.

San Antonio in Texas.

Rasch ist der Lauf des Schicksals in der neuen Welt. Denksteine, die unsere Großväter gesehen haben könnten, sind dort Alterthümer, die um so grauer erscheinen, je grüner, je jünger und frischer die neuen Ansiedelungen neben den Ruinen empor wuchern. Wie das Wachsthum drüben an tausend Stätten zeigt, welch' riesenhafte Kraft es in einem gesetzes-freien Boden entwickeln könne, ebenso treten uns Hunderte von Bildern des Gegentheils vor die Augen: jene Stätten, die, von einer Tyrannei gegründet und von einer anderen befreit, plötzlich auf vogelfreiem Boden gestellt, kein anderes Recht mehr kannten, als das Faustrecht. So rasch das Ausblühen dort ist, so reißend schnell stürzt hier das alte europäische Menschenwerk in Trümmer, und wo vor Jahrzehnten Tausende in Ueppigkeit dahin lebten, ringen nun Hunderte mit der Arbeit um das Dasein. Aber mit der Ueppigkeit zogen Heilheit und Faulheit aus, und mit der Arbeit werden Wohlstand und Bildung einziehen, sobald gesetzliche Freiheit Schwert und Wage über Volk und Land hält.

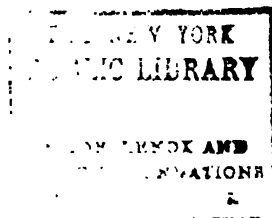
Ein solches Land und Volk zeigt Dir Texas. Von Spaniern besetzt und kolonisiert, japanisch abgesperrt gegen alle anderen Völker der Erde, von den Jesuiten außersehen zu einem zweiten Paraguay, von den Amerikanern benützt als Schmuggelerlager und Verbrecherherberge, prangte Texas in einzelnen Städten mit den Treibhausblüthen europäischer Kultur, die, sobald das Rütteln des Volks an der Kette der Abhängigkeit, erst von Spanien, dann von Mexiko, begann, abfielen wie welkes Herbstlaub. Endlich war die Unabhängigkeit erfochten und anerkannt, und Texas stand zwischen Mexiko und Nordamerika als „ein einsamer Stern“, wehrlos offen für die Ausbeutung aller Seehandelsmächte. Da hat es die große Union im Norden um — Einverleibung, und so ward, nach abermals harten Kämpfen, der „einsame Stern“ erhoben zum dreißigsten im Banner Washingtons. Erst damit kam Texas vom vogelfreien auf gesetzes-freien Boden.

Die Spuren der spanischen Glanzzeit und der mexikanischen Verderbnis sind noch heute sichtbar, am sichtbarsten aber in San Antonio de Bexar, dem Gegenstand unserer Stahlplatte.

Galveston (vgl. Bd. XVI, S. 73 ff.) und San Antonio bilden — nach dem Ausspruch eines deutschen Reisenden — die beiden Pole des texanischen Lebens. Dort, in der ersten Seestadt des Landes, wieder-

Holt sich das Leben von New-Orleans, treibt der Kaufmann und der Gastwirth sein Geschäft, der Deutsche, der Franzose und jeder Andere neben dem Amerikaner, wie es eben glückt, — während in Antonio noch die Karavane aus dem altmerikanischen Osten mit dem amerikanischen Kaufmann in seinem Baumwollenfrack handelt und noch Pferd und Maulthier und der Ochsenarren die Straße und der Hut mit breiter Krämpe den Kopf bedeckt und Serape und Rebozo, Fandango und Hazardspiel ihre Geltung behaupten. — Betreten wir die Stadt selbst, die in einem breiten, vom Antoniofluß durchströmten Thale liegt, so sehen wir längs der Straßen neben Häusern, die auch hier, wie in Galveston, im „Schennestyl“ gebaut, und neben Hütten, deren Pfähle mit Ochsenriemen sammengebunden sind, einzelne Steinhäuser mit flachen Dächern oder hochgegiebelt aufsteigen. Der geräumige Marktplatz ist sogar von drei noch ziemlich vollständigen Steinhäuserreihen gebildet und auf der vierten Seite von der Kirche begrenzt, deren Thurm und Kuppel über das einfache Gemäuer emporragen. Solche Pracht ist in ganz Texas nicht wieder zu finden. Dafür ist Antonio aber auch schon 1692 gegründet; man kann noch Wappen mit der Jahrzahl 1757 an dem verfallenden Gemäuer finden. Der Krieg hat Antonio zu Grunde gerichtet; als das Fort Alamo (Pappel), der altspanische Schutz der Stadt, gefallen war, verließen sie die stolzen Spanier, zurück blieb nur ein verkommenes Geschlecht von Razzaroni in Lumpen, und einzog der Frack des Pansee. Von 10 — 12,000 sank die Einwohnerzahl damals auf 7 — 800.

Die Stadt wird und muß sich aber heben, sobald ihre Lage eine günstigere geworden ist durch das Vordringen der Bevölkerung, der Kultur und vor Allem der Völkerverbindungs mittel. Jetzt ist es der äußerste Markt gegen die Wüste, die schon am St. Miguelfluße beginnt. Der kluge Amerikaner hat auch das bereits benutzt: wie Galveston als Seehandelsplatz den Grund seiner künftigen Größe legt, so soll nun auch San Antonio zum Hafenplatz werden am Sandmeere durch — das Schiff der Wüste. Man hat das Kameel als Lastthier eingeführt und ihm eine neue Heimath angewiesen zwischen dem Salzsee und dem Missouri, Kalifornien und Texas. Der Versuch gelang vollkommen, das für Wüstenreisen geschaffene Thier bringt in die sonst so gefährlichen Züge der Karavanen durch jene Länderstriche mehr Sicherheit, der Handel athmet auf, und je zahlreicher die Schiffe der Wüste durch das große Sandmeer dahin ziehen werden, um so rascher muß San Antonio sich aus seiner Verkommenheit erholen. Nach den neuesten Berichten ist die Einwohnerzahl der Stadt wieder bis auf 2000 gestiegen.





MAFFEI'S MASCHINENFABRIK bei MÜNCHEN

Aus d. Kustanat. d. Ruhl. Inst. in Hildb.

Eigenthum d. Verleger.

Maffei's Maschinenfabrik in der Nirschan bei München.

Joseph Meyer, der Gründer dieses Werks und vieler anderen Werke der Literatur, der Kunst, der Industrie und der Wohlthätigkeit, die noch lange von ihm zeugen werden, wenn auch die Unbill der Zeiten und die Beschaffenheit mancher Verhältnisse und vieler Menschen dem großen Manne nicht vergönnten, selbst Früchte zu sehen gerade an dem Baum, den er gepflanzt hat mit all' seiner Kraft, genährt mit dem Blut seines Herzens und begossen mit dem Schweiße seiner unglaublichen Mühe und Arbeit, — Joseph Meyer, nicht bloß für Thüringen und Franken, sondern auf den wichtigsten Gebieten für ganz Deutschland ein Prophet der Industrie, hat schon vor mehr als zwanzig Jahren und zugleich mit seinem Freund und ebenbürtigen Lebensgenossen, Friedrich List, dem deutschen Volke zugerufen: „Eisen ist die Grundmauer der Civilisation! So weit, schrieb er damals, ist es gekommen, daß ohne Eisen ein Kulturfortschreiten gar nicht mehr denkbar ist. In Barbarei sank die Menschheit zurück, würde ihr das Eisen genommen, und was in unseren Zeiten der Menscheng Geist Großes schafft, das könnte nicht gedacht, geschweige vollbracht werden ohne das Metall, welches die alte Zeit in der Reihe zu unterst gestellt hat. — Jetzt ist's umgekehrt: nicht mehr Gold regiert die Welt, sondern das Eisen. Aber nicht als roher Stoff ist es die Grundmauer der Civilisation, sondern in seiner Verbindung mit Erfindung und Betriebsamkeit, mit Wissenschaft und Erfahrung, mit Kunst und Geschicklichkeit und allen den Thätigkeiten, die, auf den Erwerb irdischer Güter gerichtet, in der Gesellschaft hin- und herpulsiren von Jahr zu Jahr mit immer rascherem Schlage. In diesem Verstande ist das Eisen im Kreislaufe der irdischen Industrie Mittelpunkt und Herz. Was die Adern eingefogen, das sendet es vervollkommenet wieder aus in die fernsten Theile und zieht dafür rohere Säfte ein, um sie von Neuem zu veredeln: und in diesem ewigen Wechselspiel ist das Geld nur der Rechenpfennig, der dem Spieler Gewinn und Verlust anzeigt. — Aber nicht bei Worten blieb J. Meyer stehen, er bewies damals den Deutschen nicht nur, daß sie, trotz des unermesslichen Reichthums an Kohlen und Eisen im Schooß des eigenen Vaterlandes, noch lange nicht fähig seien, nur so viel zu produciren, als jährlich an den deutschen Eisenbahnen abgenutzt werde, daß „dieser Mangel an Unternehmungsmuth und an Ehrgefühl“, wie er's nannte, zur Verarmung Deutschlands riesenhaft beitrage durch die dem deutschen Fleiß entzogenen Millionen, mit denen

— 222 —

unsere industrielle Abhängigkeit von England und Belgien bezahlt werden müsse, er zeigte nicht bloß mit dem Finger des Sehers auf den enormen Eisenbedarf hin, der in nächster Zukunft für Deutschland eintreten müsse, sondern er hatte den Muth für Tausende, selbst mit der That voran zu gehen. Wie er der Erste war, der den Eisenbahnen im Vaterlande aus dem engen Kreise der Salzwerke und der Verladung von nahe zusammenliegenden Großstädten auf das weite Gebiet des Welthandels zu ziehen suchte durch seinen Plan einer hanseatisch-süddeutschen Centraleisenbahn, der Erste, welcher Anerkennung erkämpfte für einen das gesammte Eisenbahnwesen leitenden großen Gedanken, den Gedanken, welcher die Interessen der Nation, der Einzelstaaten und des Weltverkehrs versöhnend, weise und wohlthätig zusammenknüpfen und doch zugleich über alle diese Interessen Herrschaft üben sollte zum gemeinsamen Vortheil, — ebenso war er der Erste, der den für die deutschen Verhältnisse vielleicht allzukühnen Plan entwarf, mit der Gesamtkraft das größte gemeinsame Unternehmen des Gesamtvaterlandes in Deutschlands Mitte zu gründen, das den Verbrauch aller mitteldeutschen Eisenbahnen an Schienen, Maschinen und sonstigem Eisenbedarf zu decken im Stande sei. Die für Freiheit, Glück und Ehre der deutschen Nation glühende Seele des an geistigem Reichthum unerschöpflichen Mannes hat gerade in jenen Tagen, wo die Geister der Bergestiefen ihn zum Tisch, zum Pult, zum Lager begleiteten, in diesem Werke, im zehnten Bande des Universalis, geschwelgt und gehebt im Schauen, Schildern, Bewundern und Beklagen jenes Vorbildes seiner industriellen Unternehmungen, das es leider sein sollte auch für das Ende seines eigenen Wirkens und die Zukunft seiner Saat: Cockerill und Seraing! Es ist nicht möglich, das, was Joseph Meyer im Jahre 1843, dem Reimjahre seiner größten Hoffnungen, über John Cockerill und dessen Schicksal schrieb, jetzt zu lesen, ohne tief ergriffen zu werden von dem tragischen Verhängniß, das sich an die Fersen solcher Männer heftete! — John Cockerill, Friedrich List und Joseph Meyer sind eine Trias der Neuzeit, die eine gemeinsame Ehrensäule verdiente mit der Inschrift:

Helden mit des Geistes Waffen, Feldherrn auf der Arbeit Plan,
Reu die Zeit dem Volk zu schaffen, sogt Ihr eine Dornenbahn!
Fahnenträger zu dem Siege, den der Geist der Zeit erstrebt,
Selb gefallen Ihr im Kriege, Keiner hat den Sieg erlebt!
Torgenschaaren Eure Garben, Schweiß der Arbeit Euer Glanz,
Und gebrochener Herzen Warten überdeckt der Ehrenkranz!
Aber würdig Euren Mühen wuchert's auf der Arbeit Boden:
Mag die Saat für Andre blühen, Euch nur ehrt die Frucht, Ihr Todten!

Es ist zum nicht geringen Theil das Verdienst dieser drei Männer, daß seit zwanzig Jahren die deutsche Eisen- und Kohlenproduktion so bedeutende Fortschritte gemacht hat, wie sie die Statistik des eisernen Deutschlands gegenwärtig darlegt. Gockerill, nur Mann der That und vollkommenster Kosmopolit, wirkte durch das Beispiel, durch die Riesenwerke seiner industriellen Zauberkraft, und er arbeitete nicht gegen Deutschland, sondern für die ganze Welt. Meyer's organisatorisches Genie ward noch gehoben durch seine Herrschaft über das begeisterte Wort, mit dem er seinen Ansichten und Unternehmungen in den weitesten Kreisen Bahn zu brechen wußte. List aber zog als national-ökonomischer Wegweiser einher für Regierungen und Kapitalisten, Kaufleute und Fabrikanten, und er ward behandelt wie ein Wegweiser: als sie die rechten Wege endlich erkannt und gemerkt hatten, gingen sie an ihm vorüber und überließen ihn dem Verderben. —

„Eisen und Kohlen gehören als Grundlage der Industrie zusammen, wie Brod und Wasser für das Leben“; wir machen deshalb einen eiligen Gang an beiden Produktionsmassen und ihren langen Zahlenreihen vorüber, und zwar an der Hand Heinrich Meibingers, der uns in seiner geographisch-statistischen Uebersicht über Deutschlands Eisen- und Kohlenproduktion in der Neuzeit zugleich eine Kohlen- und Eisenbahnkarte von Deutschland zur leichteren Orientirung mitgibt. — In der Eisenindustrie zeichnet sich besonders Rheinland und Westphalen aus; doch ist auch im übrigen Preußen, Oesterreich, Bayern und den kleineren deutschen Staaten der Aufschwung seit 1848 wahrhaft überraschend. Seit diesem bekannten Jahre entstanden in Westphalen allein nicht weniger als 16 große Bergbau- und Hüttengesellschaften. Gewonnen wurden im Jahr 1853 aus dortigen Erzen 603,525 Ctr. Roheisen in Gänzen und 118,064 Ctr. Gußwaaren, im Jahre 1854 aber schon 709,110 Ctr. Roheisen, 332,061 Ctr. Gußwaaren und 851,446 Ctr. Stabeisen, im Jahre 1855 1,513,039 Ctr. Roheisen und 1,126,025 Ctr. Stabeisen. Ganz Preußen erzeugte 1853 an Eisenerz 1,496,512 Tonnen, dagegen 1854 schon 2,144,149 Tonnen; — das Königreich Sachsen an Hochofenprodukten 1852 168,175 Ctr., 1853 175,637 Ctr.; — Bayern im Verwaltungsjahre 1849—1850 an Eisenerz 668,167 Ctr., 1852—1853 1,074,317 Ctr. bayerischen Gewichts. Oesterreichs Gesamtgewinn betrug an Roheisen 1830 1,437,836 Ctr., 1854 4,151,505 Ctr., an Gußwaaren 1830 151,637 Ctr., 1854 582,446 Ctr. Die Hochofenproduktion des Zollvereins ergab für 1851 4,612,102 Ctr., für 1854 dagegen 7,501,470 Ctr., also eine Zunahme von 64 Procent! Trotz dieser beträchtlichen Zunahmen mußte Preußen 1854 noch über 300,000 Ctr. aus Schottland und Belgien einführen; ebenso verarbeiteten die sächsischen Fabriken an 270,000 Ctr. Eisen mehr, als Sachsen erzeugte, und im Zollverein betrug 1854 die Einfuhr 2,661,111 Ctr. Roheisen und 239,219 Ctr. Stabeisen und Stahl. Dagegen stieg die Ausfuhr von Stabeisen schon 1854—1855 auf 580,142 Ctr. So läßt sich denn jetzt schon der Termin bestimmen, an welchem die industrielle Unabhängigkeit unseres großen Vaterlandes auf dem wichtig-

sten Felde gesichert ist und Deutschland mit England und Belgien ohne Schutzzoll wird konkurriren können. Seinen Eisenbahnschienenbedarf erzeugt es bereits größtentheils selbst. Die Walzwerke am Niederrhein, in Berlin und in Schlesien versorgen Preußen, das Walzwerk bei Zwickau versorgt Sachsen, das bei Burglengensfeld Bayern, und auch Oesterreich bezieht seinen Schienenbedarf nur noch aus einheimischen Werken. Allgemein anerkannt ist längst, daß die deutschen Schienen zwar theurer, aber auch um so dauerhafter sind, als die englischen. Die Eisen- und Stahlwaaren aus dem Bergischen und der Grafschaft Mark wetteifern sogar schon auf überseeischen Märkten mit den englischen, gehen zum Theil durch englische Hände nach Brasilien, Westindien und Mexiko; namentlich bezieht Westindien einen großen Theil der großen Schneid- und Haumesser für die Zuckerrohrernte jetzt aus Solingen. Die Eisenbahnwagenachsen, sowie die Kanonen und Glocken aus Gußstahl, eine ganz neue deutsche Erfindung, aus dem großen Gußstahlwerke von Krupp und Comp. in Essen verschaffen sich Weltruhm. — Dieser rasche Aufschwung der Eisenindustrie wäre unmöglich gewesen ohne den Aufschluß und mit Macht angegriffenen Abbau zahlreicher Steinkohlenlager und die Herstellung von Schienenwegen, um Eisenstein und Kohle einander möglichst nahe zu bringen und dadurch die Erzeugungskosten zu vermindern und den Absatz des Produkts zu erleichtern. Daher hielt denn die Kohlenproduktion gleichen Schritt mit der Zunahme des Bedarfs, der Gewinnung und Verarbeitung des Eisens. Ganz Deutschland producirte im Jahre 1854 ungefähr 195 Millionen Ctr., im Jahre 1855 weit über 200 Millionen; davon kommen auf Preußen über 136 Millionen Ctr., auf Oesterreich gegen 30 Millionen, auf Bayern 3,331,421 Ctr., das Uebrige auf Sachsen, dessen Hauptkohlenbecken bei Zwickau mit verstärkter Macht angegriffen wurde, und auf die anderen deutschen Staaten. Den großartigsten Fortschritt zeigten die Steinkohlenbauten an der Ruhr, wo 1855 nicht weniger als 2,300,000 Ctr. mehr als 1854, d. h. 17,700,000 Ctr., und im Essen-Berder'schen, wo sogar 6,500,000 Ctr. mehr als 1855, d. h. 34,680,000 Ctr. Kohlen gewonnen wurden. In den Jahren 1855 und 1856 entstanden sechs und zwanzig neue Kohlenbauvereine an der Ruhr, um die dortigen Lager des vorzüglichsten Brennmaterials auszubeuten. Gegenwärtig folgt Deutschland in der Kohlenproduktion gleich nach England, von dem es jedoch dermalen immer noch um ein Plus von 1000 Millionen Ctrn. übertroffen wird.

Daß auch diese Differenz nicht lange mehr so ungeheuerlich bleiben könne, dafür spricht nicht nur der rüstig vorwärts schreitende Bau deutscher Eisenbahnen und Dampfschiffe, sondern ebenso lebhaft der gegenwärtige Stand unserer Maschinenindustrie. Sie hat sich der Englands und Belgiens nicht nur gleich gestellt, sondern diese beiden im Lokomotivenbau bereits übertroffen. Nicht eine Lokomotive kommt, nach der Darlegung unseres Gewährsmanns, jetzt noch für deutsche Rechnung aus England nach Deutschland, wohl aber gehen deutsche Lokomotiven nach der Schweiz und nach Frankreich. Seit 1841 sind in deutschen und österreichischen Werkstätten

über 1300 Lokomotiven erbaut worden, davon bis Anfang August 1854 von der Vorfig'schen Fabrik in Berlin allein 500. Die Fabrik von Cramer und Klett in Nürnberg erwarb ihren Eisenbahnwagen ganz besondern Ruf, während König und Bauer in Oberzell bei Würzburg die vorzüglichsten Schnellpressen, darunter vier- und sogar sechsfache, bauen. Die großartigsten Maschinenwerkstätten, deren Werke ihre Tüchtigkeit bewährt haben, bestehen in Berlin, Wien, München, Augsburg, Esslingen, Karlsruhe, Aachen, Ruhrort, Hannover, Nürnberg, Triest u., die zahlreichen im Beginn ihrer Thätigkeit begriffenen Werke und projektirten Unternehmungen gar nicht zu erwähnen.

Zu den Werken, deren Ruf fest begründet ist, gehört das Maffei'sche große Eisenwerk mit Maschinenfabrik in der sogenannten Hirschau des englischen Gartens bei München. Die ausgedehnten Baulichkeiten enthalten Werkstätten für Eisenguß, Schmieden und Walzen; die Anstalt liefert Dampfmaschinen, Dampfschiffe und Lokomotiven von allen Größen. Ihre Dampfschiffe befahren die Donau und den Starnbergersee, ihre Maschinen findet man u. A. in der mechanischen Baumwollspinnerei in Augsburg wieder, ihre große Semmerings-Lokomotive „Bavaria“ errang bei der Konkurrenzfahrt im August 1851 den ersten Preis, und die Ludwig-Süd-Nord-, sowie die Isarbahn machten hier einen großen Theil ihrer Bestellungen. Gründer und Besitzer dieser Hirschauer Werke ist Joseph Anton Ritter von Maffei. Als Sohn eines Kaufmanns zu München im Jahr 1790 geboren, widmete er sich von frühester Jugend an unter seines Vaters Augen der Handlung, brachte dann mehrere Jahre in Italien zu und übernahm, 26 Jahre alt, das väterliche Geschäft in München. Welches Vertrauen der Mann sich zu erwerben wußte, bewiesen seine Mitbürger ihm bald in der ehrenbsten Weise; er wurde nacheinander Magistratsrath, Administrator der Hypotheken- und Wechselbank, Abgeordneter für München in der Ständekammer und, 1845, Vorstand der Handelskammer von Oberbayern. So sehen wir auch in ihm einen rastlosen Mann von Rath und That, der sich um Bayern große Verdienste erworben und deshalb nur gerechte Anerkennung gefunden hat. Namentlich verdankt man ihm zum großen Theil die Anlegung der ersten größeren Eisenbahn (von München nach Augsburg) und des ersten Lokomotivenbaus in Bayern; letztere ging schon im Jahr 1841 aus der Maschinenfabrik in der Hirschau hervor. Eine Beschreibung derselben erwartet der Leser nicht. Wer eine solche Anstalt gesehen hat, würde auch hier nur Bekanntes wiederfinden, bedarf deshalb unserer Beschreibung nicht, und wer noch keine derartige Fabrikanlage gesehen, dem würde durch eine Schilderung, wie unser beschränkter Raum sie gestattete, das rechte Bild des großartigen Zueinandergreifens einer Reihe von Riesengliedern mit Riesenkräften doch nicht klar werden. Hier heißt es: selbst sehen, und dazu, lieber Leser, wird es für Jeden im Vaterland hoffentlich der Gelegenheiten von Jahr zu Jahr immer mehr geben.

Kaskaskia in Illinois.

So fängt man „drüben“ an, eine Stadt zu bauen. Der Anblick ist der eines jungen Haushalts. Wenn auch die Frau, für das Haus geboren und im Anschauen des mütterlichen Wirkens groß geworden, gleich das Rechte trifft und beflissen ist, jedem Ding seine Stelle für immer anzuweisen, so hängt doch dem angehenden Manne noch ein größeres oder kleineres Stück des freien Junggesellenlebens an, das erst nach und nach abfällt, und oft mit gar edlen Theilen von der männlichen Naturschönheit. Blick auf das Bild: die männliche Naturschönheit des jungen Ehemanns tritt noch stark hervor, am Urwald, der bis zum Kaskaskiaflusse vordringt, an der Fährleine, die neben der hölzernen Brücke noch die ursprüngliche Art des Uebersezens von einem Ufer zum andern andeutet, an dem Blockhaus, das sich in der kindlichen Unschuld der ersten Baukunst in den Vordergrund stellt, und in der ungebundenen Zerstreutheit der Häuser der jungen Stadt. Aber schon ordnet die junge Frau, sie zog die Linien zu regelrechten Straßen, bestimmte für Rathhaus, Kirchen und Schulen Stätten und Eigenthum und sucht von vorn herein Alles sauber und freundlich zu halten. Ich denke, der Haushalt wird gut werden. —

Kaskaskia liegt im fruchtbarsten Striche von Illinois, auf der angeschwemmten Niederung zwischen dem Mississippistrom und dem Kaskaskia, einige Meilen von dem Zusammenfluß beider. Die Kaskaskia-Indianer hatten einst hier das Jagdgebiet ihrer Väter. Wald und Prarie umgeben noch heute die Stadt; da streckt und dehnt sie sich, wie ein Kind auf einer Wiese; es ist Platz zum Wachsen. Uebrigens zog die Anmuth und Fruchtbarkeit der Gegend schon frühe Ansiedler hierher, schon zu Anfang des 18. Jahrhunderts ließen sich hier und zu Cahokia Franzosen nieder. Gleichwohl zählte die Stadt noch 1820 kaum 700 Seelen. Gegenwärtig ist sie der Gerichtssitz für Lawrence-County und hat gegen 1500 Einwohner.

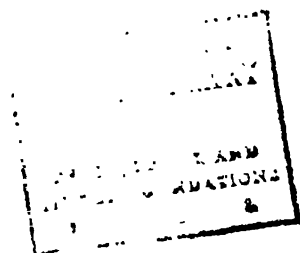
EXCERPT

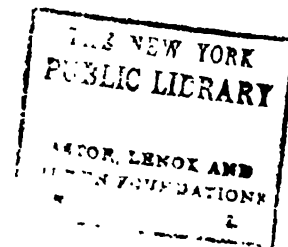


KASKASKIA

Aus d. Kunstanst. d. Bibhoth. Inst. in Mddh.

Eigenthum d. Verleger
Digitized by Google







SALT-LAKE-CITY
die Mormonen-Stadt

Aut. J. F.

Eigentum d. Verleger

Great-Salt-Lake-City, die Mormonenstadt in Utah.

Auf die Hauptstadt der „Heiligen des jüngsten Tages nach Joseph Smith's neuestem Testamente“ ist in diesem Augenblick (Oktober 1857) die Aufmerksamkeit von Tausenden in allen Erdtheilen gerichtet. Gegen die Mormonen am großen Salzsee setzten sich am 18. Juli vom Fort Leavenworth (unweit Weston am Missouri) aus zwei Regimenter Infanterie, ein Dragoner-Regiment und eine Batterie leichter Artillerie, im Ganzen 2500 Mann unter dem Kommando des Generals Hearney und begleitet von einem Train von 500 Wägen, mit je zwölf Ochsen oder acht Maulthieren bespannt, als Exekutionstruppen der Union in Bewegung, um den Befehlen und Beamten des Kongresses dort Achtung und Gehorsam zu verschaffen. Die für europäische Anschauung unbedeutende Truppenzahl könnte Manchen verleiten, diesen militärischen Wüstenzug für eine nordamerikanische Kollisionspolitik zu halten, deren Interesse sich nicht bis zu uns herüber erstreckte. Die ganze Angelegenheit steht jedoch jetzt schon anders. Sind die Mormonen auch keine Erscheinung, welche der europäischen Civilisation diesseits und jenseits des atlantischen Oceans und der dermaligen Ausbildungsstufe des Christenthums in den niederen Volksklassen zur Ehre gereichen, so haben sie sich doch zu einer Macht emporgearbeitet, welcher bis jetzt nicht nur die Wüste und der granitne Wall schredenreicher Gebirge zum Schutz, sondern der blindeste Fanatismus zur Truwaffe diente. Dazu haben ihre Missionäre kein Land der Erde unbesucht gelassen, und Hunderte von Gemeinden sind gegründet, deren einzige Zuversicht und Sehnsucht nach der „großen Salzseestadt“ hingekichtet ist, die der Prophet ihres alleinheiligen Glaubens „das neue Jerusalem“ nennt, und wo ihnen das Zion winkt mit der „Kirche Christi der Heiligen des jüngsten Tages.“ Immer neue Schaaren bevölkern die große Dase in der Wüste zwischen Kalifornien und dem Westland, Schaaren, die in keinerlei staatsbürgerlicher Pflichtverbindung mit Union und Kongress stehen, sondern nur „Heilige“ sind im „Lande Deseret“, wie der Nachfolger Smith's im Oberpriester- und Prophetenamt, Brigham Young, das neue Kanaan nannte. Das Ziel der Mormonen, unabhängig von den nordamerikanischen Freistaaten nicht nur einen selbstständigen Staat mit der Ausdehnung bis an das stille Meer zu gründen, mit welchem es jetzt schon durch zahlreiche Kolonien wie mit kriegerischen Stationsposten verknüpft ist, sondern, in Verbindung mit den mormonenfreundlichen und unionsfeindlichen Indianern, das gesammte

„Heidenthum“, d. h. alle Nicht-Mormonen Amerika's, mit Gewalt zu bekehren, oder zu vertreiben und zu verfluchen — dieses Ziel ist längst von den Mormonen ausgesprochen und von den Amerikanern als Wahnsinn verachtet worden; aber nun die ersten Schritte zur Erreichung desselben mit aller Sieges- und Rechtsgewißheit der „Heiligen“ und aller Rücksichtslosigkeit und Grausamkeit gegen die „Heiden“ gethan sind, erhebt sich plötzlich in der ganzen Union nur eine Stimme gegen eine längere Duldung solchen Treibens. Ob nun die Mormonen dem Wunsche der Regierung, sie auf dem Wege friedlicher Verständigung zum Gehorsam gegen die Gesetze der Union zurückzuführen, einsichtig entgegen kommen, oder ob sie die Waffenmacht Nordamerika's herausfordern, muß die nächste Zukunft entscheiden. Jedenfalls ist man in Washington entschlossen, das starre mormonische Holz zu biegen oder zu brechen.

Betrachten wir nun die Stadt am großen Salzsee, wie sie jetzt noch steht; das Bild möchte durch einen Schlag des Schicksals leicht eine plötzliche Veränderung erleiden.

Die Vertreibung der Mormonen aus ihrem blühenden Sitze zu Nauvoo, das sich durch ihre Ameisenthätigkeit binnen zwei Jahren zu einer Stadt von 2000 Häusern mit 20,000 Einwohnern erhoben hatte, sowie der grauenvolle Zug der 40,000 Vertriebenen durch die tausend Meilen der Wüste ist zugleich mit der Geschichte der Gründung und einer Charakteristik des Mormonenthums im fünfzehnten Bande des Universums (S. 137 bis 147) dargestellt worden. Die ersten Schaaren hatten den Mississippi im Frühling 1845 verlassen und im Frühsommer 1847 war von der Hauptkolonne das Thal am großen Salzsee zuerst betreten und als das „den Heiligen“ von Gott verheißene Land in Besitz genommen worden. Die neue Stadt ist mit wunderbarer Schnelligkeit wie aus dem Boden hervor geschossen. Schon eine Stunde nach der Ankunft der ersten Mormonen sah man Beil und Pflug, Hacke und Spaten der rastlosen Männer in Thätigkeit, und jetzt, nach zehn Jahren, steht ein zweites Nauvoo am großen Salzsee, eine Stadt, die einen Flächenraum von vier (engl.) Geviertmeilen bedeckt, umgrünt von einem wahren Garten an Fruchtbarkeit, die der Fleiß hervorzwang.

Lage und Umgebung dieses Neujerusalem's sind außerordentlich schön. Es dehnt seine großartigen Glieder aus vor der westlichen Abdachung des Wasatchgebirgs, welches sich vom nördlichen Ende des großen Salzsees nach Südwesten gegen die Quellen des San Joaquin hin erstreckt, diese vom Coloradothale und von dem großen kalifornischen Bassin scheidet und an dem östlichen Ufer des frischen und klaren Utahsees hinkläuft. Den Blick nach Westen entzückt ein grün umhangenes Amphitheater von Bergen, deren schneebedeckte Gipfel und die Mährchen des Ostens mit ihren Berggeisterschlössern vor die Seele zaubern. Neben dieser Alpenpracht gewährt der See selbst einen großen Schmuck der Landschaft, der noch erhöht wird durch die schönen Inseln, die er umgibt. Sein Wasser ist so salzhaltig, daß der menschliche Körper nicht darin unter sinken kann und die Salzfieder aus drei Maß

Sole zwei Maß Salz gewinnen sollen; sie nennen den See deshalb the great Briny Shallow, die große Soluntiefe.

Bauart und Aussehen unterscheiden die Salzseestadt von jeder anderen in der Welt. Als am 24. Jult 1847 (seitdem ein jährlicher Jubeltag der Mormonen) die Präsidentschaft, den Seher Young an der Spitze, am Salzsee ankam, ließ sie, nachdem in feierlichster Weise das Land dem Herrn und seinen Heiligen geweiht war; zuerst alle Hände sich regen zum Aufbau eines Forts. Man verwandte dazu im nördlichen Theile des Stadtgebiets, der sich terrassenförmig erhebt, die höchstgelegenen 40 Acres Landes. Hierauf ward das Stadtgebiet in Vierecke von je 10 Acres Größe zertheilt, von welchen jeder Mann $1\frac{1}{4}$ Acker zum Haus-, Feld- und Gartenbau erhielt. Die großen Vierecke (Blöcke genannt) sind getrennt durch rechtwinkelige Straßen von je 132 Fuß Breite, die mit 25 Fuß breiten Seitengängen längs der Häuser versehen, mit Baumreihen bepflanzt und mit Wasserleitungen aus dem City Creek durchzogen sind. Diese Bauart ist ebenso malerisch, als gesund. Die einzelnen Wohnstätten werden durch beträchtliche Zwischenräume von einander getrennt, während die Straßen in kurzen Entfernungen auf einander folgen. Gegen Westen dehnt sich die Stadt bis an den Jordanfluß aus. — Die Häuser, meist einstöckig und von Adobes (an der Sonne getrockneten Ziegeln von bläulichem Lehm) gebaut, haben ein gefälliges Aeußere. Einzelne zweistöckige Gebäude, die dazwischen emporragen, zeichnen sich als die Wohnungen des Sehers und Präsidenten und der Kirchen=Ältesten aus. Größere Bauwerke aus der ersten Zeit der Stadt sind das Tabernakel und das Rathhaus. Ersteres, ein langes, breites, niedriges Gebäude, das 6000 Personen faßt, ist der Tempel der Heiligen; letzteres, von geringerem Umfang, dient der Verwaltungs- und Rechtspflege. Schon im Sommer 1848 hatte man den Jordan überbrückt, ebenso sieben andere kleinere Flüsse, einen großen Wasserbehälter mit Bewässerungskanälen versehen und ein großes Badehaus am See, drei Mahlmühlen und sechs Sägemühlen gebaut. Im Jahr 1850 wurde ein großes Stadthaus vollendet. Eine vier Meilen lange Holzbahn verbindet die Stadt mit den Red=Butte=Steinbrüchen, aus welchen der schöne rothe Sandstein zum Tempelblock beigegeführt wird. Man wollte ein Gebäude errichten, das alle von Menschenhänden gemachten übertreffen und nur jenem Bau nachstehen sollte, welcher einst, wenn die Präsidentschaft in Neujerusalem eingesetzt sey, die Stätte zieren würde, wo vormalß der Zionstempel stand. Nördlich vom „Temple Block“ und nahe bei demselben erhebt sich, die Tempelstadt überragend, der Hügel des Paniers (Ensign Mount), weithin sichtbar. Auf ihm soll die große Fahne, welche die Flaggen aller Nationen in sich vereint, als Symbol der Einheit wehen, auf daß erfüllet werde, was der Prophet Jesaias sagt: „Und wird ein Panier unter die Heiden aufwerfen und zusammenbringen die Verjagten Israels und die Zerstreuten zu Hauf führen aus Juda von den vier Dörtern des Erdreichs x.“ — Neben solchen Ueberschwänglichkeiten der Zukunft wurde der Gegenwart mit aller Sorge gedacht.

Bis zum Winter 1853 waren in allen Wards der Stadt Volksschulen errichtet, in denen sogar Unterricht in fremden Sprachen, namentlich in den im Gebiete von Utah vorzüglich gangbaren Indianerdialekten erteilt wird. In der neuerrichteten „Social Hall“ eröffnete zur selben Zeit eine Schauspielertruppe ihre Vorstellungen. Die massiven Mauern um den Tempelplatz und um die ganze Stadt gingen schon im Sommer 1854 ihrer Vollendung entgegen. Begonnen wurde die Erbauung eines 40 Meilen langen Kanals vom Utahsee bis zum Salzsee, durch welchen mehre tausend Acres anbaufähigen Landes die nöthige Bewässerung erhalten sollten. Endlich ward der Bau eines großartigen Universitätsgebäudes auf der ersten breiten Terrasse, welche sich im nördlichen Theile der Stadt erhebt, vorbereitet; vermittlest eines Kanals wollte man die Umgebung der Anstalt durch Springbrunnen verschönern, Gaine, Blumenbeete und botanische Gärten bewässern und Bassins ausgedehnter Bade- und Schwimmanstalten speisen. Ein großes Viereck sollte zu einem Turn- und Fechtplatz, sowie zur Reitschule eingerichtet werden, und eine Sternwarte, für welche die Instrumente bereits bereit liegen, eine Anstalt zur Ausbildung von Ingenieuren und Landvermessern und eine Berg- und landwirthschaftliche Schule sollten den stattlichen Kranz von Bildungsmitteln in der Mormonen-Hauptstadt schließen.

Außer Salt-Lake-City haben die Mormonen im Territorium von Utah Niederlassungen gegründet auf einer Längenausdehnung von 200 (engl.) Meilen. Wierzig Meilen von der Tempelstadt, nach Norden hin, liegt Ogden City in reizender Gegend am Zusammenfluß des Weber und Ogden; sechzig Meilen nach Süden erblüht eine Ansiedelung am Timpanogosflusse; 70 Meilen südlicher erhebt sich bei der Stadt Manti die neue Kolonie San Pete Valley; in der Nähe des kleinen Salzsees, wo noch weit mehr der Bewässerung fähiges Land ist, als am großen Salzsee, findet man massenhaftes Brennmaterial für den nahen Eisenreichtum von Paroan oder Iron City; und im Tuillathale, 30 Meilen westlich von der Salzseestadt, sind Ansiedelungen mit vielen Säge- und Mahlmühlen. — Aber nicht nur innerhalb der Grenzen der Union und im übrigen Amerika haben die Mormonen zahlreiche und zum Theile sehr starke Gemeinden mit Tempeln und Priestern, die sämmtlich ihre Gebote vom Propheten in Deseret erwarten, sondern, wie schon bemerkt, in allen Erdtheilen. Auf den Sandwichsinseln beten 5000 Mormonen in hawaischer Sprache, in Sidney belehrt der „Zions watchman“ die „Heiligen“ Australiens, zu Calcutta und Ava im Birmanenreich, zu Dinapore, Chivesarah, Madras und Ceylon, in Bombay, in Siam und am Kap der guten Hoffnung wird das Evangelium der Jüngstentagesheiligen gepredigt, und in Europa ist das britische Reich die Hauptquelle der Mormonenmacht: $\frac{1}{10}$ der Bevölkerung von Utah sind zu Heiligen bekehrte Bauern aus England, Irland und Wales! Das Buch Mormon, Jos. Smith's neuestes Testament, ist jedoch nicht bloß in's Englische und Walische, sondern auch in's Deutsche, Französische, Italienische, Dänische und Schwedische übersetzt und findet in all diesen Sprachen setne Leser und Anhänger. Wie jede Religionsgemeinschaft,

Sein Hauptziel politische Macht ist, streift die Mormonenschaft die schleichenden Fährten der unangenehmsten aller krankhaften Stellen der Menschheit aus. Wie sie in Italien die revolutionäre Aufregung für ihre Zwecke benutzte, so in Deutschland die reaktionäre Abspannung, und wie in Scandinavien die kirchliche Verwahrlosung, so in Großbritannien die materielle Noth — aber immer nur der niedrigsten Volksklassen. Die Gesamtzahl der Mormonen auf der Erde berechnet sich schon jetzt nach Hunderttausenden.

In Utah ist die mormonische Volkszahl auf 50,000 gestiegen. Diese Bevölkerung ist zwar sehr verschiedenen Charakters, doch herrscht das englische Element natürlich vor. Neben diesem bewegte sich bisher in unge störter Ursprünglichkeit der scharfe, rastlose Yankee mit dem Allerwelts-Führungs- und Anführungstalent, der vorsichtige, schlaue Schotte mit dem schmalen Gesicht, der finstere, phlegmatische Deutsche, der lustige, leichtherzige Ire und Franzose, und alle zusammen lebten in diesem wüstenumgürteten Zufluchtsorte in geselliger Harmonie und Brüderlichkeit. Diese und das musterhafte System, die Arbeitskräfte gemeinschaftlich zur Erreichung eines Ziels zusammenwirken zu lassen, während doch jeder Einzelne sein besonderes Privateigenthum in liegender und fahrender Habe besitzt, haben ihr Gemeinwesen zu einer Blüthe erhoben, die, vom materiellen Standpunkt betrachtet, unsere Bewunderung verdient. Die sprechendste Thatsache dafür ist die: Im Jahre 1850 fragten die Vorsteher der Mormonen in allen Gemeinden nach, wie viel Individuen vorhanden seien, welche man etwa in ein Armenhaus aufnehmen könne. Da meldeten sich als öffentlicher Unterstützung bedürftig gerade — zwei Personen, zwei unter so vielen Tausenden, welche drei Jahre vorher ihres Eigenthums beraubt worden waren und gekochtes Brod essen mußten, um nicht zu verhungern!

Wo ist nun die eigentliche Quelle des Hasses, der alle Amerikaner der Union erfüllt gegen diese Latterday-Saints? Wo war die Quelle namentlich in den ersten Zeiten des Mormonenthums, wo dasselbe noch, machtlos zwischen den Bewohnern der Oststaaten aufkeimend, den Gesetzen der Regierung zu Washington gehorchte? Welcher Haß hat diese armen Heiligen dreimal von Haus und Hof und bis in die Wüste getrieben? Schwerlich ein Haß gegen die wunderlichen Geheimnisse der mormonischen Theologie allein! Die Amerikaner können, was Religion angeht, viel vertragen, so lange eine neue Sekte die Bibel als Glaubensbuch anerkennt, und das thun auch die Mormonen. Jenes sonderbare Ding, welches man die ganz eigenthümliche amerikanische Religion nennen muß, hat schon viele Zerrbilder hervorgebracht, über welche man sich wenig beunruhigte. Wer einmal einem methodistischen Waldlager beigewohnt hat, hält in Religionsachen bei den Amerikanern Alles für möglich. Die Sekte der Mormonen ist aber sogar aus jener specifisch amerikanischen Religion recht eigentlich herausgewachsen, in keinem anderen Boden hätte die Pflanze wurzeln können. Nicht ihr Glaube ist dem Amerikaner das Hassens-, Verachtens- und Vernichtungswürdige, sondern die von diesem Glauben diktirten unamerikanischen Sitten und

Engliederungsformen und ihr unerschöpflicher Heiligenschein. Die Mormonen glauben nämlich zwar an die Richtigkeit des Alten Testaments wie an die Göttlichkeit des Charakters, der Sendung und Offenbarung Christi, glauben aber gleich daneben, daß der Wille Gottes sich dem Joseph Smith in ähnlichen Offenbarungen kund gab und, wenn Verhältnisse es fordern, sich heute dem Brigham Young und den anderen Patriarchen der Kirche ebenso kund geben wird. Der anstößigste Theil ihres Glaubens ist jedoch der an Vielgötterei und die Vielweiberei, die beide Hand in Hand gehen und gegenseitig ihre Nothwendigkeit beweisen müssen. Den Grundideen ihrer Theologie gemäß sind die Mormonen selbst alle „Götter und Väter von Göttern“, verschieden von einander nur in Macht, Wissen und Rang, Götter, die sich selbst erniedrigt haben, um eine Zeit lang unter menschlicher Gestalt auf der Erde zu erscheinen. In ihrem erniedrigten Charakter ist es daher eine ihrer größten Pflichten, ihr Geschlecht zu vermehren, und nicht allein die Erde, sondern auch andere unzählige und unerschaffene Welten mit ihren Nachkömmlingen, Göttern, wie sie selbst, zu bevölkern. Daher kommt die Nothwendigkeit und der Grund für die Annahme der Vielweiberei; nur sie macht es möglich, daß die Mormonen diesen großen Zweck ihres Daseins schneller zu Stande bringen. Nach dem Tode fahren sie in den Himmel hinauf, nehmen ihre ursprüngliche Gottheit an und leben nun in einem Zustande ewigen Freudengenusses, umgeben von ihren zahlreichen Weibern und ihrer Nachkommenschaft. Eine Hölle gibt es für die Mormonen nicht; des Himmels Unwürdige werden eben der Freuden und Entzückungen derselben beraubt, und Unwürdige sind von vorne herein alle Nicht-Mormonen, die aber, selbst die längst verstorbenen, erlöst werden können dadurch, daß ein Mormone sich nachträglich noch für sie taufen läßt.

Aus diesen Grundzügen ihres Glaubens fließen nun die Quellen des amerikanischen Hasses gegen die Mormonen von selbst zu Tage. Diese Heiligen des jüngsten Tages brachten keine Vermehrung in das bunte Farbenspiel der Sekten, sondern eine Trennung in das Leben. Sie sonderten sich als geschlossene Kirche von dem übrigen Volke ab, nicht bloß in der Religion, sondern in ihrer ganzen Wirthschaft. Sie wollten nicht bloß an der Bibel genug haben, sondern auch begnadigt sein durch besondere Offenbarungen Gottes und der Engel an ihre Propheten. Sie hielten das Wesen ihrer Religion und Vieles in ihren Sitten und Gebräuchen geheim und trotzten dem Verdacht, in wichtigen Dingen von der allgemeinen Landesfittte abzuweichen. Sie verkündigten frank und frei, sie allein seien die Auserwählten des Herrn und die Andern alle Heiden und Verworfenen. Dabei waren sie nicht bloß einfache Landbauern, Handwerker und Handelsleute, sondern ausgelernte Banquiers und Geschäftsleute, und nicht als friedsame Mitbürger traten sie auf, sondern als entschlossene Männer des Schreckens, welche ihre Bataillone einübten und sich eine Artillerie verschafften. Was Wunder, wenn das amerikanische Volk Grund zu der Befürchtung zu haben glaubte, der Mormonenstaat werde, wenn er erst stark genug dazu sei, sich wirklich für souverän erklären und die hergebrachte Staats- und Landesordnung zu zerreißen suchen?

„Die Regierung der Union ist ein Gestalt in Jehova's Hand!“ — sagte Brigham Young zu den Abgeordneten von Washington. Das ist aber derselbe Mann, auf welchem derzeit die Gabe des Geistes der Offenbarungen ruht. Unter ihm stehen 12 Apostel und unter diesen 24 Bischöfe. Letztere sind nicht bloß Priester, sondern auch bürgerliche Beamte in ihrem Stadtviertel, Richter und Generale. Jedes Mitglied der Gemeinde ist zu unbedingtem Gehorsam gegen das Oberhaupt verpflichtet. So beherrscht die Kirche, d. h. Brigham Young, der Herr ohne Nebenbuhler und Opposition, Alles, Meinungen und Handlungen, Eigenthum und Leben aller Genossen des Mormonenstaates.

Der Gedanke einer Religion der Visionen, einer Religion, die nicht auf festen Lehren beruht, sondern deren Gebote wechseln je nach Erforderniß der zu erreichenden Zwecke, dieser Gedanke ist mit den Mormonen in's Leben getreten als eine außerordentliche Macht. Jehova offenbarte: Führe meine Heiligen durch die Wüste in's gelobte Land! Und wie ein Mann gehorcht das ganze Volk, erträgt unsägliche Leiden und trotz allen Schrecknissen unerschütterlich bis zum Ziel. Jehova will: Arbeitet wie Brüder, und Nüchternheit und Fleiß sei eure höchste Ehre! Und eine Musterwirthschaft von Tausenden verwandelt in einem Jahre eine Einöde in ein blühendes Land. Jehova gebietet: Predigt mein Wort auch den Sündern! Und Hunderte von Missionären eilen auf den Wink des Propheten nach allen Gegenden der Erde, unbekümmert um jede Widerwärtigkeit und Hemmniß von Menschen und Natur. So weit ist der mächtige Gedanke auch ein geweihter. Die Entweihung desselben war aber, wie die ganze romanhafte Entstehung, Entwicklung und Benützung des Mormonenthums unwiderleglich darthut, eines Schöpfers erstes Ziel. Denn derselbe Jehova muß ferner offenbaren: Ihr allein, ihr Gläubigen Mormonen, seid Heilige, und den Heiligen des jüngsten Tages allein gehört von Gottes- und Rechtswegen alles Land der Erde!*) Damit aber der verheißenen Macht entsprechend werde die Stärke des Volks, so verordnete endlich Jehova auch für seine Heiligen die Vielweiberei. Jehova muß das thun, weil, nach dem Staatsgesetzbuch in Washington, 60,000 Seelen nothwendig sind, um ein Gebiet (Territorium) der Union in einen Freistaat Nordamerika's zu verwandeln. Freistaat muß aber Deseret sein, wenn die Kenner der Mormonen unabhängig von Gouverneuren, Richtern und sonstigen Beamten des Kongresses ihr Ziel, die schrankenloseste Priesterherrschaft, erreichen sollen. — Deseret nennen sie ihren Staat und übersetzen das „Land der Königtöne“. Der Amerikaner streicht nur ein e davon, und vor ihm steht Desert, d. h. „Staat der Wüste“. So treiben selbst Wörter mit diesen wunderlichen Heiligen ihr deutungsreiches Spiel.

*) Wörtlich aus dem in Independence erscheinenden mormonischen Blatte: „The Millennial Star“.

Diese Entweißung hat das Gift der Verderbnis in den Körper der Sekte gelegt; die Krankheit, die ihn vernichten soll, steckt schon in ihm. Die Pseudoreligion der Mormonen sammt der Theodemokratie von Utah konnte nur ein Kitt zusammenhalten, dessen Beseitigung in deren eigenem Plan liegt: die Bedrängnis war's, die den fanatischen Volkshaufen zusammen drängte, und der Fanatismus war's, der den blinden Gehorsam aufrecht hielt. Beides schwindet. Der Weltverkehr hat eine seiner Hauptstraßen durch jene Wüste gezogen, was jetzt noch gefährlicher Karawanenweg ist, wird eine Schienenbahn, auf welcher der Dampf die langen rastlosen Wagenreihen auf- und abzieht zwischen dem Mississippi und dem großen Ocean, Ostamerika und Kalifornien. In Salt-Lake-City erhebt der Riesenbahnhof zwischen den Wüsten. Die Schranken der Abgesperrtheit zerfallen, die Beschränktheit schwindet, und die Reaktion des gesunden Menschenverstandes wird zunächst den Schandpfahl niederreißen, an welchen das Weib in der Polygamie gefesselt ist. Die ruchlose Entwürdigung der menschlichen und christlichen Ehren und Rechte des Weibes wird sich rächen. Neue, freisinnige Elemente werden im Kreise des Mormonenthums sich festsetzen, und die Opposition der Volksrechte wird laut werden gegen die allein herrschende Priestergewalt. Der Zehente, der ungeheure Summen in die Verfügung der unverantwortlichen Präsidentschaft stellt, wird die Unzufriedenen um die gefährlichen Fahnen des Geldkassens schaaren, und die Einigkeit in der herrschenden Priesterschaft selbst ist schon jetzt nicht mehr Wahrheit, sondern zerfließender Schein.

Solchen Voraussetzungen gegenüber hätte man wohl die Mormonengemeinschaft ihrer Auflösung und Umbildung in amerikanische Lebensformen überlassen können, wenn nicht die Verbrechen der „Heiligen“ gegen Eigenthum, Ehre und Leben der „Heiden“ ihren Richter forderten. Nicht die Vielweiberei der Mormonen an sich, schreibt man aus Washington, sondern die empörende Art und Weise, wie die Vorsteher der Sekte dieses Privilegium geltend machen, die Unterdrückung, der Raub, die Plünderung und der Todtschlag, welche in Folge dieser Institution an anderen sogenannten ungläubigen Personen und Bürgern der Vereinigten Staaten verübt werden, ohne daß die von der Centralregierung eingesetzten Richter die Macht hätten, die Verbrecher zu bestrafen, das Auflehnen gegen die oberste Regierungsgewalt der Union und die offene Verhöhnung des Kongresses — das sind die Anklagen, welche in Washington gegen die Mormonen erhoben wurden und welche die Eingangs erwähnte Truppensendung nach Utah veranlaßten. Nach den letzten Nachrichten (vom Juni) aus Utah hat nämlich der Oberpriester Brigham Young, obgleich er als Statthalter der Union Gehalt bezieht, alle Akten des Unionsgerichtshofs nebst den Gesessammlungen der Vereinigten Staaten öffentlich verbrennen lassen und mit dieser symbolischen Handlung die Erklärung verbunden, daß er keinen von der Bundescentralgewalt ernannten Territorialbeamten mehr anerkennen werde. Nach dieser offenen Rebellion hat der Unionsrichter Drummont sein Amt niedergelegt und nach Washington berichtet. Sein Bericht wiederholt eine Beschuldigung, die schon bei der Vertrei-

hung der Mormonen aus Missouri austauchte und damals ziemlich wahrscheinlich gemacht wurde — die Befehligung, daß der Oberpriester, ein moderner Alter vom Berge, aus einer erlesenen Schaar einen Geheimbund gebildet habe, dessen Mitglieder, Danites genannt, verpflichtet seien, alle ihm mißliebigen Personen zu ermorden. Letztere verschwinden in der Stille, in der Regel, nachdem sie das Gebiet verlassen haben; es heißt dann, sie seien unter den Füßen der Indianer verblutet. Richter Drummont will den Beweis liefern, daß der Hauptmann Gunnison und seine Begleiter, welche von der Regierung mit wissenschaftlichen Untersuchungen im fernen Westen beauftragt worden waren, auf diese Weise ihr Leben verloren hätten. Selbst aus den entferntesten Kolonien, z. B. am Michigan=See, berichtet man von „mormonischen Raubzügen“.

Um solchem Unwesen entschieden ein Ende zu machen, ist ein Militär, Oberst Cummings, zum Gouverneur von Utah ernannt worden. Brigham Young ist für abgesetzt erklärt und wird den Gerichten verfallen. Er soll bereits aus der Salzseestadt entflohen, nach anderen Nachrichten sogar von einer Mormonenpartei vertrieben worden sein. Utah wird vom 6. Januar 1858 an ein besonderes neues Militärdepartement mit drei Posten und erhält somit, gleich allen anderen Territorien, eine permanente Besatzung.

Die nächste Zukunft hängt ereignißschwer über Deseret und seinen Heiligen. Wir finden wohl Gelegenheit, den interessanten Gegenstand auch in unserem Universum zum Abschluß zu bringen, wenn erst die Geschichte mit ihm fertig geworden ist.

Wenn wir das Bild des Mormonen= und übrigen Sektensystems der Union in seinem haltlosen Wirrwar vor uns aufstellen, so müssen wir dem Ausspruch eines bekannten Schriftstellers beistimmen: Amerika braucht eine eigene Religion. Das Christenthum ward der Leidenden Welt verkündet, der Sehnsucht nach dem Jenseits; hier haben wir ein Reich der That, eine leidenschaftliche Befangenheit im Diesseits, eine absolute Unfähigkeit zur Vertiefung und Verinnerlichung. Lauter Gegensätze zum Christenthum. Und hat es nicht den Anschein, als ob das Volk auf allen Punkten an einer solchen neuen Religion arbeite? Was bedeuten die Hunderte von Sekten, die täglich entstehen und vergehen, anderes, als das Suchen nach einer nationalen Form der Religion? — Es scheint sogar, daß diese neue Religion bald herbei kommen müsse, wenn die Mehrzahl des Volks nicht noch vorher an dem Rande von gar keiner angelangt sein soll.

Die Mayburg in der Rheinpfalz.

Zwischen dem Panorama des Haardtgebirgs, von Bergzabern im Süden bis Grünstadt an der Nordgrenze der Rheinpfalz, und dem Rhein liegt das lieblichste und blühendste Stück von jenem.

„— großen, eb'nen Land,
Wo die Waldwässer nicht mehr brausend schäumen,
Die Flüsse ruhig und gemächlich ziehn;
Da steht man frei nach allen Himmelsräumen.
Das Korn wächst dort in langen, schönen Auen,
Und wie ein Garten ist das Land zu schauen!“

Dieser Garten ist nicht bloß herrlich durch den Schmuck, den Natur und Menschenhand in ihm ausgebreitet, sondern auch seine Größe ist etwas werth: er hat eine Länge von ungefähr neun Meilen und mißt vom Gebirg bis zum Strom bald etwas mehr, bald etwas weniger als drei Meilen. Nach der französischen Seite stößt er an einen denkwürdigen Zaun, der aber dem Nachbar gehört: die weißenburger Linien; von den Marksteinen des Nordrheins aus erblickt man die Thürme von Worms. Auf seinem ganzen Laufe geht der Rhein nicht so lustwandelungsfelig in großen Bogen zur Linken und Rechten durch die Wälder; man sieht, wie schwer ihm das Schneiden wird aus seinem Paradiese. Der erhabenste Schmuck dieses Gartens ist jedoch die Terrasse, welche seine ganze westliche Länge begrenzt, jenes Panorama des Haardtgebirgs.

Nicht durch Höhe, eifige Pracht und Schreckenreichthum imponirt dieser Gebirgszug, der nach Elßaß und Pöhringen hin in den Vogesen weiland deutsche Reichsnachbarn hatte, sondern durch die strahlende Anmuth, die entzückende Erquicklichkeit der Thäler, den lachenden Reichthum der Hügel, die festen Gestalten der Berge und das stattliche Leben des deutschen Flusses, die Werke der Industrie, die Denkmäler der Kunst, der Sitte und des Glaubens, die uns hier vor jeden Blick unserer Augen treten. Könnte man diese ganze Terrasse von Bergzabern bis Grünstadt mit Einem Blick überschauen, so umfaßte derselbe über 70 Berge und Hügel und vor, an und auf denselben gegen 60 Werke der Menschenhand an Städten und ~~Marksteinen~~ Dörfern und Einzelhöfen, Schlössern und Ruinen, Klöstern und Kapellen. Das Gebirg selbst bietet eine überraschende Mannigfaltigkeit der Formen. Wie auf einem Wanderzug nach Norden begriffen, strecken dorthin viele langrückige Berge ihre Häupter vor, andere erheben sich mit runder Behaglichkeit, andere sind kühn gewölbt und noch andere ragen als Pyramiden in den Himmel. Damit

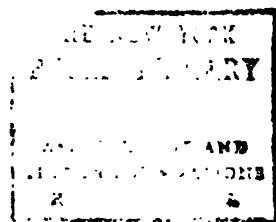


LOUIS WILHELM VON LOHR PRINCEBISHOP

Aus d. Kunstsamml. d. Biblioth. Institut in Bonn

Eigenthum d. Verleger

Digitized by Google



das Auge beim Genusse dieser Schönheit auch seine Eintheilung machen könne, theilen zwei weitere Blätter das ganze Panorama in drei Gruppen. Hinter Albersweiler, wo die Wasser der Queich sich sammeln, öffnet sich das Amnweiler Thal, in der Mitte der Südhälfte, und beim Beginn der Nordhälfte des Panorama's liegt Neustadt am Eingang in das andere Thal, durch welches dem Dampfwagen die Bahn gezogen ist vom Ludwigshafen am Rheinstrom bis nach Zweibrücken. In der Mitte der mittleren Gruppe dieser Kegel und Pyramiden, Kuppeln und bäumenden Bergrücken erhebt sich als höchste Spitze die Pyramide des Kalmit zu 2046 Fuß, und zwischen ihr und Neustadt (Bd. XVII, S. 205 f.) tritt auf steiler Höhe, über dem breiten Kranze eines Kastanienwaldes, beherrschend und krönend zugleich, aus der Reihe der Berge und Hügel der Gegenstand unserer Stahlplatte hervor. Die Marburg kann sich unbestritten der reizendsten Lage im ganzen Haardtgebirge rühmen.

Unser Bild, lieber Leser, lügt Dir etwas vor, oder, um milder zu reden, es stellt nicht die Wahrheit dar, sondern einen Wunsch, der früher ein in der Ausführung begriffener Plan war. Die Burgruine, die unter dem Namen „Hambacher Schloß“ (sogenannt nach den Dörfern Ober-, Mittel- und Niederhambach, die malerisch zu den Füßen ihres Bergs liegen) in den „dreißiger Jahren“ europäischen Ruf erlangt hatte, war Eigenthum der Bürger von Neustadt, als Bayerns Kronprinz Max sich mit der preussischen Prinzessin Marie vermählte. Da brachten die Pfälzer ihrem künftigen Herrscherpaare die prachtvolle Ruine als Festgabe dar. Es lag eine sinnige Bedeutung gerade in diesem Angebinde, das offenbar mit gewissen geschichtlichen Erinnerungen versöhnen sollte; damals (1842) erhielt das Hambacher Schloß den Namen „Marburg.“ Zugleich war der Wunsch ausgesprochen, daß der zukünftige König sich ein Seitenstück zum Hohenschwangau, eine königliche Pfalz in der Mitte seiner Pfälzer, auf dieser Höhe errichten möge. Der Gedanke fand Anklang und die Wiederherstellung der Burg wurde, nach dem Plane von Ziehlund und Voit, begonnen. Im Jahre 1846 stand bereits die östliche, dem Rhein zugekehrte Frontseite des Hauptbaues mit ihren 15 Fenstern im reichen mittelalterlichen Styl fertig da. An der nördlichen Wand, deren Einsturz man befürchtete, und am Jahre 1848 scheiterte der Ausbau der Marburg, die jetzt, in der Nähe allerdings schon prächtig, jedoch aus der Ferne betrachtet nur beklagen läßt, daß man die großartige Ruine in ihrer malerischen Schönheit nicht unberührt gelassen.

Auch ihrer Geschichte nach gehört diese Burg zu den Volksheligthümern des schicksalreichen Landes; sie hat dessen ganzen Jammer mit durchgelebt und zeigt die Spuren davon noch der Gegenwart. In der ältesten Zeit hieß sie Kassenburg, d. h. Kastanienburg, und war eine stattliche Pfalz der deutschen Könige. Heinrich II. erbaute sie sich zu Anfang des 11. Jahrhunderts. Später kam sie an Wolfram, Graf der Arbenner, Schwager des unglücklichen Kaisers Heinrich IV., der von dieser Burg aus den verhängnißvollen Gang nach Canossa angetreten haben soll. Ein Neffe dieses Kaisers, Bischof Johann, schenkte sie um 1100 dem Hochstifte Speyer, dessen

Wischen sie bei drohenden Gefahren zum Zufluchtsort diente. Im Bauernkriege erstürmte sie die wilde Horde des sogenannten Kolbenhaufen und setzte sich darin fest. Des Bischofs großes Faß von 100 Fudern ward rein ausgeleert; den übrigen Fässern schlugen die Bauern den Boden ein und steckten dann die Burg in Brand. Auf Kosten der Bauern wieder hergestellt, wurde der feste Bau schon 1552 vom deutschen Alcibiades (Markgraf Albrecht von Brandenburg) abermals durch Feuer zerstört. Und abermals erstand sie aus Schutt und Asche und überdauerte sogar den 30jährigen Krieg, aber nur, um dem schmachvollsten aller Kriegszüge, dem Orleans'schen Mordbrennerkriege, zu erliegen. Wie viele andere Burgen und Klöster der Pfalz ragt sie seitdem als ein Denkmal Ludwigs XIV. und des deutschen Reichs, aber zugleich als ein mahnender Fingerzeig der Geschichte empor über ein vielgeprüftes Land.

Die arktischen Gletscher.

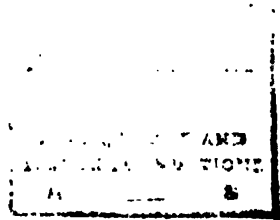
Du Himmelstürmerrotte der Titanen
Und Babels Thurmabau, — als ein kindlich Spiel
Steht jetzt ihr vor des Menschengewisses Bahnen,
Vor seinen Thaten und vor seinem Ziel!
Der Himmel ist erstürmt, die Götter flohen,
Der Erde Haus beherrscht des Menschen Geist!
Und schon will er der letzten Schranke drohen,
Die ihm den Leib so eng, so eng umkreist, —
Da zieht der Herr zurück die Lebensleiter
Und spricht: Mein Kind, bis hieher und nicht weiter!

Des Menschen Geist hat eine unüberstegliche Schranke: es ist ihm nicht gegeben, der Welt Anfang oder Ende auszuendenken. Vor dem Worte „Ewigkeit“ steht der Gedanke still: weder rückwärts noch vorwärts vermag er die Finsterniß zu durchdringen, in welcher für ihn die Begriffe von Raum und Zeit sich ausdehnen, und je stärker die Waffen werden für des Forschers Auge, je tiefer er in die Fernen des Himmels blickt, desto weiter öffnet sich die Unermeßlichkeit, immer neue Sonnen gehen ihm auf, selbst die kaum gefundene Centralsonne rückt von ihrer Stelle, ist wieder nur eine Sonne, die sich mit Tausenden von Welten um eine Centralsonne bewegt,



DIE ARCTIC-GLACIER
(Melville Bay)

Aus d. Kunsterwer d. Russ. Institut in Hildkhan.



und Milchstraße und Nebelflecke sind längst zu Kranz und Blumen von unzähligen Sternen geworden. Wie viel Milliarden lebender, wie viel Milliarden denkender Wesen athmen dort? Wie viel Jahrtausende an Bildung und Gesittung sind sie uns, sind wir ihnen voraus? Oder ist gerade jetzt unsere Erde das Kultur-Europa der übrigen Weltalltheile? Lernen wir nie die Bewohner eines andern Sternes kennen? Oder gibt es einst eine Genossenschaft der Auserwählten aller Sterne? Was wird aus den Trümmern unseres Planeten, wenn auch ihn einst das verhängnißvolle „Blühen der Sterne“ ergreift? — Wunderliche Fragen! Ihr selbst seid nur ein Beispiel, wie weit des Menschen Geist hinüber schwärmen kann in die Unendlichkeiten des Weltalls, aber Anfang und Ende bleiben ihm verschlossen.

Des Menscheingeistes Stellung im All entsprechend ist die des Leibes auf unserer Erde. Die äußersten Theile derselben sind ihm unerreichbar, sein Organismus bannt ihn auf einen sehr beschränkten Raum seines großen Planeten. Von den 1719 geogr. Meilen des Erdburchmessers und von den 9 bis 36 Meilen der das Centralfeuer umhüllenden Erdrinde hat der Mensch noch nicht eine Meile erforscht, die tiefsten Bergwerke und betretenen Höhlen erreichen noch nicht das Maß einer halben Meile, und die größte Tiefe des Meers ist noch unermitelt. Wie die Erdrinde zieht auch die Atmosphäre dem kühnen Forscher unübersteigliche Grenzen. Sie umgibt dieselbe in einer Höhe von 132- bis 175,000 Fuß, aber auch davon hat der Mensch noch nicht eine Meile (24,000 Fuß) durchgemessen, obwohl der Forschermuth der Männer weiter in die Höhe, als in die Tiefe drang. Im Luftschiffe stiegen Gay-Lussac und Biot 1809 bis zur Höhe von 21,600 Fuß, also um mehrer hundert Fuß höher, als der Gipfel des Chimborasso ist, an welchem Alexander v. Humboldt und Bonpland am 23. Juni 1803 die Höhe von mehr als 18,000 Fuß erreicht hatten; Amerika's mächtigster Adler, der Condor, fliegt kaum 1000 Fuß höher. So sehen wir denn dem Menschen auf der ungeheueren Oberfläche der Erde (sie beträgt 9,281,910 geogr. Viertelmeilen!) zum Forschen in die Tiefe und in die Höhe ein kaum $1\frac{1}{2}$ Meilen breites Gebiet frei gegeben; sobald er höher steigt, sobald er tiefer dringt, zieht die Natur für ihn die Lebensleiter zurück.

Und nicht nur in die Höhe und Tiefe, auf der Oberfläche der Erde selbst sind seinem Organismus Grenzen des Vorwärts gezogen. Sind auch die Wüsten der heißen Zone nicht mehr undurchdringlich, so stehen doch der Edda schreckliche Eisriesen noch heute fest als unerbittliche Wächter vor den Geheimnissen der äußersten Polarwelt. Noch blieb der höchste Nord unbetreten von des Menschen Fuß, obgleich gerade für seine Ueberwältigung die kühnsten Unternehmungen gewagt, unsägliches Leiden erduldet, die schmerzlichsten Opfer gebracht worden sind. Noch können uns unsere Erdfarten im Süden nur die mutmaßlichen Grenzen eines antarktischen Kontinents andeuten, und um den Nordpol schattirt man ein „wahrscheinliches Polarland“; noch ist man im Süden

nicht über den 75. Grad vorgebrungen, während jedoch Parry am 27. Juli 1827 nur noch 7° 15' vom Nordpol entfernt fand: das Aeußerste, was je einem Seemann auf solcher Fahrt gelungen!

Warum so vieler kühner Männer Leben gesetzt wurde an die Entdeckung von Ländern und an Fahrten in Meere, die für die Kultur weder Boden, noch Menschen, noch kostbare Naturschätze darbieten konnten? Man suchte nicht letztere, sondern alle sogenannten Nordpol-Expeditionen hatten ursprünglich nur den Zweck, die kürzeste Seeverbindung zwischen Europa und Asien durch das Eismeer im Norden Amerika's aufzufinden. Der Globus oder eine in der Polar-Projektion dargestellte Karte der nördlichen Halbkugel macht es begreiflich, welchen Werth die seefahrenden Europäer auf eine solche „nordwestliche Durchfahrt“ legen mußten. Wenn auch nur wenige Sommermonate fahrbar, mußte ein Seeweg von Grönland nach der Behringsstraße für die Nordweststaaten Europa's, für ihre Handels- wie für ihre Eroberungsflotten, von kaum zu ermessender Bedeutung sein. Deshalb die mehr als 300jährigen Kämpfe mit der starren Natur der Polarländer, die selbst fortbauerten, als man längst zu der Einsicht gekommen war, daß keine Durchfahrt dort zu finden, und, selbst wenn eine solche noch gefunden werde, sie nutzlos sei für die Förderung des Völkerverkehrs. Von der Zeit dieser Erkenntniß an galten die Polarfahrten geographischen und physikalischen Forschungen und endlich der Rettung des gefeiertsten und unglücklichsten aller Nordfahrer, John Franklins.

Die Forschungen haben zu höchst merkwürdigen Entdeckungen geführt. Zundächst ist die Länderkunde bereichert worden; alle Küsten, Meere, Sund und Inseln westlich von Grönland kamen in ihr Gebiet, von der Hudsons- und Baffinsbai bis zur Melvillesinsel, der äußersten Station der Nordwestfahrten, im 75. Breitengrade, und dem Gegenstande unseres Stahlstichs. Das Meer ist ruhig auf unserem Bilde. Parry's Schiff liegt vor uns. Es ist im September 1819. Am Kap Dundas donnerten ihm die undurchbringlichen Eisbarrikaden, von riesigen, schon durch ihre Gestalten schreckenerregenden Gletschern überragt, ihr „Halt!“ entgegen. Da geschah es zum ersten Male, daß Nordfahrer in diesem fürchterlichen Klima überwintern mußten, und so günstig war den Muthigen das Glück, daß Parry im folgenden Jahre heimkehrte ohne den Verlust eines einzigen Menschenlebens. Aber die Qualen, entspringend aus dem Mangel an Allem, was zur Unterhaltung und zur Vertheidigung des Lebens gegen die wüthenden Angriffe des Klima's unentbehrlich ist, die fast hoffnungslosen Kämpfe mit unberechenbaren Gefahren, das ewige sinnbildende Einerlei von Eis und Schnee, das jeden durch die Sonne aufgethanen Kampf nur um seiner schwarzen Farbe willen als eine Wohlthat erscheinen läßt, das zwischen schwimmenden Eisbergen von 2-, ja 300 Fuß Höhe täglich tausendfach nahe Verderben und endlich das Furchtbarste, ein Sturm zwischen den kleinern Eismassen, die wie schwimmende Granitquadern von den Wogen emporgeschleudert und aneinander geschlagen werden, während die flacheren Eisfelder, vom Wind und Strom gegen diese Massen oder

gegen das Ufer getrieben, sich oft vierzig Fuß hoch emporheben, sich überfliegen und so das betäubende Geräusch und den schäumenden Gischt dieses eifigen Höllenschlundes wo möglich noch steigern, — diese Erfahrungen gehören auch mit zur Kunde von den nördlichen Polargegenden. Der erste Eisberg, dem der Seefahrer begegnet, sagt! Schleiden, trägt für das kundige Auge die Inschrift von Dante's Hölle:

„Die Ihr hier eingeht, laßt die Hoffnung draußen!“

Die wichtigste Bereicherung aus den Norpol-Expeditionen kam unserem Wissen über den Erdmagnetismus zu Gute. Die nur horizontal schwingende Magnetnadel (Deklinationnadel) wurde in diesen hohen Breitengraden unthätig, kehrte sich bei der Melvillesinsel geradezu um und wies mit dem Nordpol nach Südwest, Süd und Südost; erst mit Hülfe der Inklinationnadel (die nach Art eines Wagebalkens freischwebend aufgehängt ist) entdeckte der jüngere Ross am 1. Juni 1831 den eigentlichen magnetischen Pol in bedeutender Entfernung vom Nordpol. Die weitere Durchbringung dieses großen Naturgeheimnisses wird noch manches Schiff nach Norden führen.

Zur Rettung Franklins läuft keines mehr aus. Er ist verloren. — Dieser von Europa und Amerika betrauerte Seeheld, aus Spilsby in Lincolnshire, hatte sich frühzeitig auf der englischen Kriegsflotte ausgezeichnet und in den verschiedensten Meeren gefochten, als im Jahre 1817 die Nachricht nach England kam, daß die ausgebreiteten Eisfelder, welche Jahrhunderte lang die Ostküste von Grönland umgeben hatten, plötzlich sich gelöst hätten und mächtige schwimmende Eisberge noch im 40. Breitengrade zu finden seien. Seit 1779 hatten die Norpol-Expeditionen geruht; diese Nachricht rief sie mit neuer Kraft ins Leben. Mit der ersten derselben ging Franklin 1818 unter Segel; sie blieb ohne Erfolg. Ein Jahr später befehligte er eine zweite, die von den nördlichsten Niederlassungen der Hudsonsbai-Kompagnie nach Norden ging; von dieser gelangte er nach Erhellung des furchtbaren Elends erst 1822 nach London zurück. Auf einer dritten Reise, die er 1825 antrat, gelangte er bis 70° 30' nördl. Br. und 150° westl. L. und kam erst 1829 wieder nach England. Hohe Ehren empfingen ihn von Seiten des Königs und der wissenschaftlichen Institute. Später finden wir ihn im Mittelmeer und, bis 1843, als Gouverneur in Vandiemenland. Raum nach London heimgekehrt, wurde der eben dem Sechzigsten zuschreitende Veteran mit der Jünglingsseele abermals an die Spitze einer Expedition in die Polargewässer Amerika's gestellt, die der alte Nordseglar John Barrow in's Leben gerufen hatte. Mit zwei tüchtigen, für zwei Jahre überreich verproviantirten Schiffen, Erebus und Terror, schied er am 19. Mai 1845 von Englands Küste auf Nimmerwiedersehen. Die letzte Nachricht von dem hoffnungsfroh Lebenden brachte ein Wallfischfahrer, den er am 26. Juli im nördlichsten Winkel der Baffinsbai angesprochen. Seitdem war's still, im Nordmeer und in England.

bis das Gerzpothen der Angst und der Sehnsucht in den Seinen und seinen Freunden laut wurde und ihr Jammer ganz Europa für ihn und seine Gefährten zu Hülfe rief. Zehn Jahre lang zogen die Segel zur Rettung hinauf zu den Eskimo's. Franklin's Gattin, seine Freunde, seine Regierung, seine Verehrer in Europa und Amerika haben Alles gethan und gewagt, was Liebe und Pflicht gebieten. Man fand nichts, als Ueberreste von britischen Schiffsgegenständen, die Anzeichen eines Lagerplatzes, drei Gräber von Mitgliedern der Expedition mit Inschriften aus der Zeit des ersten Winterlagers und eine Kunde der Eskimo's, daß im Frühling 1850 über 40 Weiße wohl mehr als 10 — 12 Tagereisen gegen Westen jenseits des großen Fischflusses durch Mangel an Lebensmittel umgekommen seien. Von Schiffstrümmern, Papieren, menschlichen Ueberresten nirgends eine Spur. Welches Ende fand der Mann mit seinen Braven? Es ist nur eine Nachricht darüber da. Sie ist entstanden in dem Geiste unseres Schleiden und lautet so: An einsamer eisiger Küste steht das Lager der unglücklichen Seeleute. Die Vorräthe sind verzehrt; Einer nach dem Andern unterliegt dem qualvollen Tode durch Kälte, Hunger und Erschöpfung. Vergebens durchspäht das Auge des edlen Franklin, des letzten Uebriggebliebenen, die ausgestorbene Wüste. Ermattet sinkt er nieder, und mit den letzten bitteren Worten: „Das Vaterland hat uns verlassen und vergessen!“ haucht er seine muthige Seele aus. Jahre kommen und vergehen. Da schimmern weiße Segel; die englische Flagge naht sich abermals dem ausgestorbenen Strande. In ängstlicher Hast eilen die Seemänner dem Zelte zu. Nichts regt sich. Noch ein Schritt; sie stehen an der Leiche ihres verlorenen Gefährten. Auf seinem Antlitz lesen sie den letzten Todesseufzer, den die herzlose Kälte der Natur mit hochhafter Treue aufbewahrt hat. Stumm, vorwärts gebeugt, in peinigender Angst, lauschen sie, ob nicht irgend ein Geräusch in der Nähe noch eine Lebensspur verräth. Umsonst! Alles ist stumm, wie das Grab; kein Laut tönt unter dem weißen Leichentuche der Natur hervor; nur das innere Ohr vernimmt das schreckliche Wort, welches die alten nordischen Schlafsalbraven in jeder Stunde dem flehenden Europa zuträgen: „Es ist zu spät!“

NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS



DAS VIERECKIGE HAUS IN ROME

Arch. d. Kunstsch. 1851. 1852. 1853.

1851. 1852. 1853.

2. 1851. 1852. 1853. 1854. 1855.

Das viereckige Haus in Nismes.

Zum Schluß dieses Bandes theilen wir unseren Lesern noch den Stahlstich mit, auf welchen wir uns S. 88 (Artikel Richmond in Virginien) bezogen haben.

Nemausus hieß die römische Stadt in Gallien, welche die vielen großartigen Bauwerke hinterließ, die noch heute das französische Nismes schmücken. Das weltberühmte Amphitheater haben wir Bd. VII, S. 101 des Univerfums in Bild und Wort dargestellt. An Größe unbedeutend, aber als Werk der Prachtbaukunst von gleich hohem Werthe ist der Tempel, welchen man dem Fremden in Nismes als „La maison quarrée“ zeigt. Die Zierlichkeit der Ausführung dieses Baues wird mit Recht bewundert. Die offene, von sechs Säulen getragene Vorhalle, zu der man auf einer hohen Treppe hinaufsteigt, macht einen festlichen Eindruck. Die Säulenknöpfe sind mit Olivenlaub geschmückt, welches von den Bildhauern mit großer Sorgfalt den Bäumen des Landes nachgebildet ward. Alle Theile treten hier zusammen in ein lieblich ebenmäßiges Ganzes, das wahrhaft wohlthätig, beruhigend und freudig erhebend zugleich auf den Geist wirkt.

Einzelne Mißgriffe, die man sich bei Restaurationen des Baues hat zu Schulden kommen lassen, wollen wir vergeben um der Liebe willen, mit welcher man für die Erhaltung der herrlichen Antike bemüht war. Zu den vielen Nachahmungen dieses Musters gehört auch die Magdalenenkirche in Paris; aber auch diese ist nur eine verblaßte Uebersetzung geworden, das Original bleibt unerreicht.

An die Leser.

Der erste Band des Universums unter der neuen Redaktion ist hiermit beendet. Der Verfasser hält es für seine Pflicht, ein Wort der Rechenschaft zu seinen lieben Lesern zu reden.

An Mannigfaltigkeit des Stoffs fehlte es unserem Bande nicht. Wir sind in demselben über die Alpen gestiegen und zu Königsgräbern gegangen, haben vor Fürstenschlössern gestanden in Thälern und auf Bergen, durchwanderten die neue Welt und das Morgenland, weilten in Bädern und Goldgräbereien, blühten auf Trauermale verlorener Nationen, schwammen auf den Strömen der Heimat und auf den Meeren der Ferns, betrachteten die Bauten der Vergangenheit und die Werke der Restauration, freuten uns der Werkstätten und Paläste der Industrie und der Markthallen der Landwirtschaft, wir sahen Zwingburgen des Herrschthums und Ehrendome der Kunst und des Ruhms, finstere Glaubensfestungen und wonnenvolle Stätten des Friedens.

Diese Mannigfaltigkeit verdanken wir der sinnigen Auswahl des Verlagsinstituts. Die Bilder führten zum Wort. Ist es dir jem gelungen, den größten Verlust, den das Universum erlitten, den Verlust seines großen Gründers, auf Augenblicke vergessen zu lassen? Konnte der gute Wille einigermassen ersetzen, was an Gelflessbligen und Erfahrungsweisheit, strahlender Darstellungspracht und allumfassendem Kenntnissreichtum mit Joseph Meyer untergegangen ist?

Die Antwort auf die Frage überlasse ich meinen Lesern. Ich fühlte das „Nein!“ bei jedem Hefte. Daß ich aber bemüht war, zu leisten so viel ich vermochte, daß ich die Stunden meiner wärmsten Gefühle und besten Gedanken dem Ehrenwerke meines edlen väterlichen Freundes mit aller Liebe widmete, das darf der Leser mir glauben. Wo aber die Schärfe des Worts, die schneidende Waffe des zürnenden Urtheils meinen Artikeln gebricht, da bedenke der Leser, daß in unseren Tagen Galgen und Rad neben die Presse gebaut sind und es einem gar zu schwer gemacht wird, ein offenerziger Schriftsteller für ehrliche Leute zu sein. Der Leser muß es verstehen, zwischen den Zeilen zu lesen.

Für den nächsten Band liegen bereits viele treffliche Stahlstiche vor mir und werden die Lieferungen in strenger Regelmäßigkeit erscheinen. Bewahre der Leser mir auch fernerhin seine Nachsicht.

Dr. Friedrich Hofmann.

NOV 15 1943



